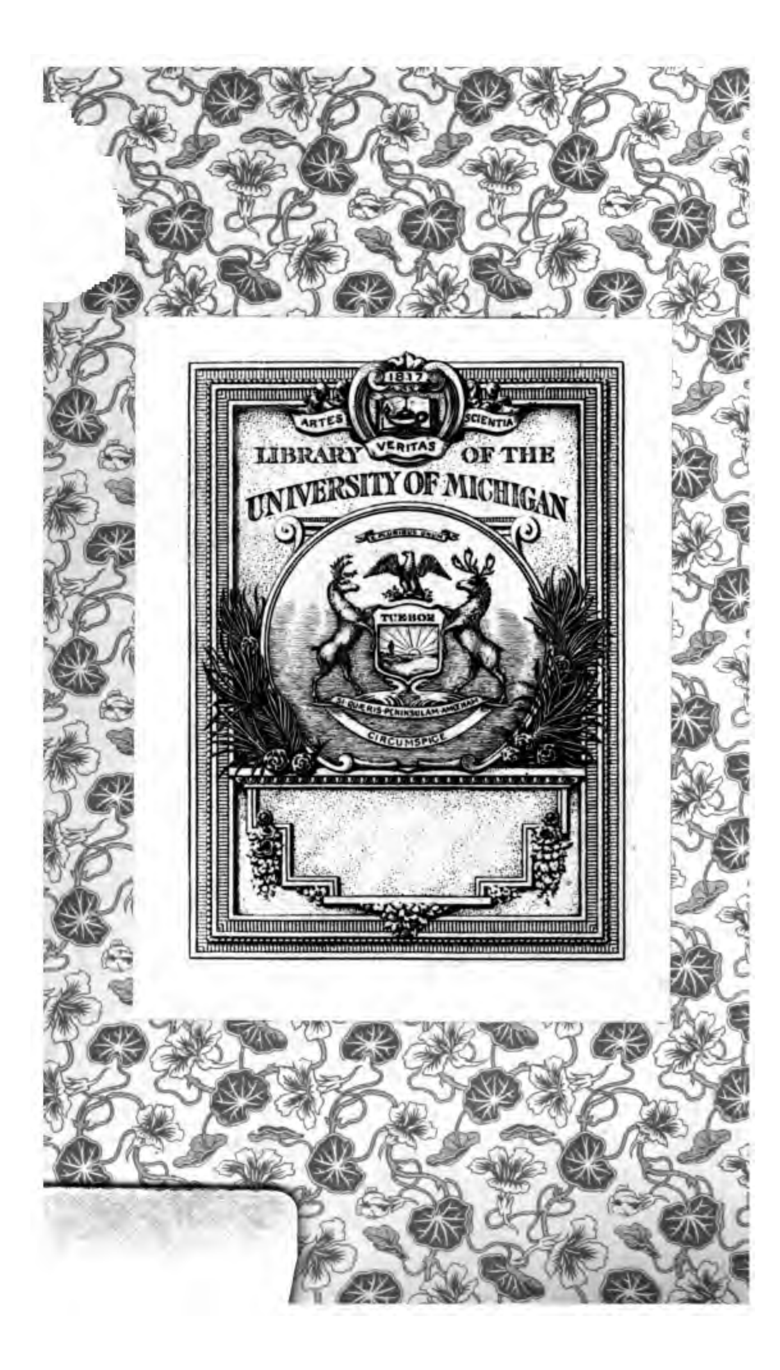
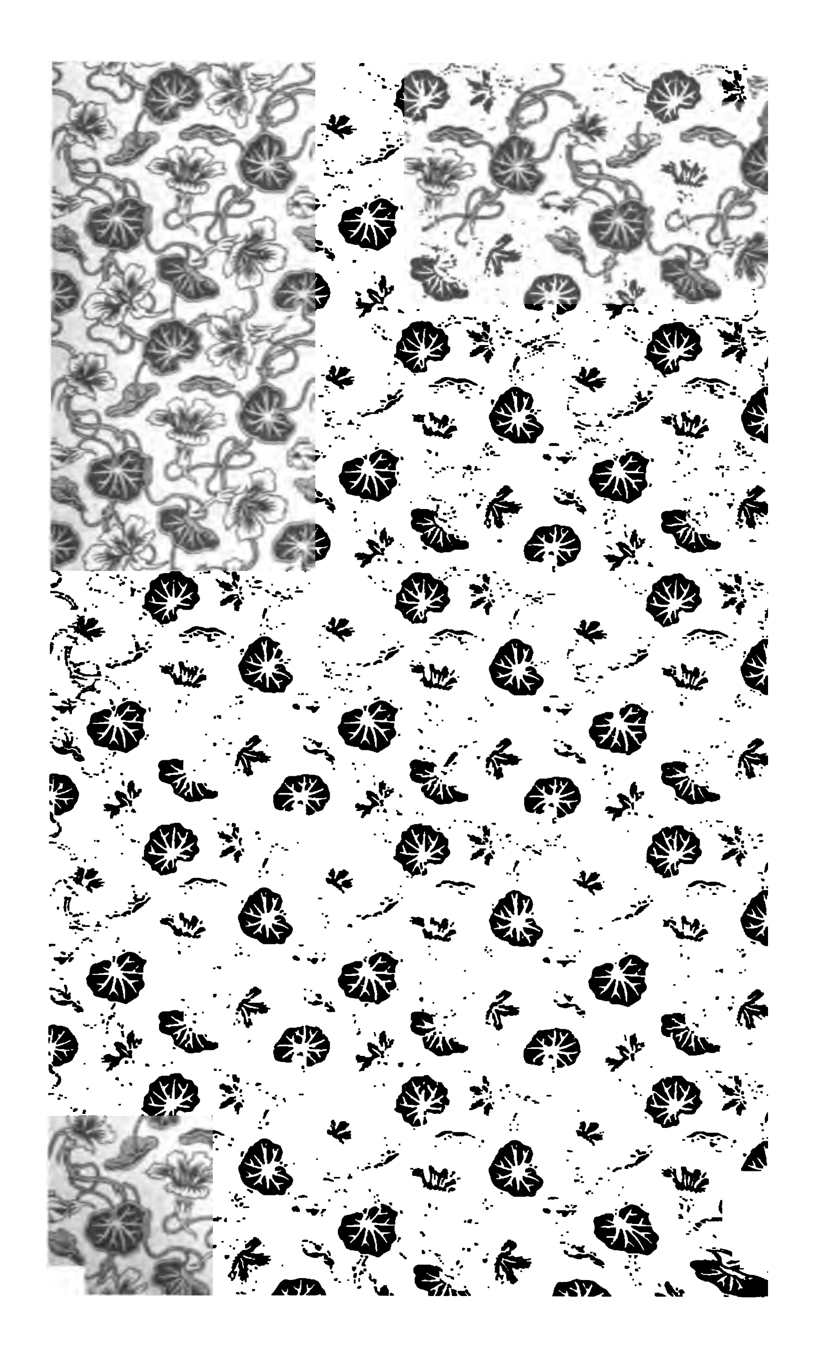
Kursächsische Streifzüge

2

O. E. Schmidt


1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Kursächsische Streifzüge

Zweiter Band





August der Starke, Kurfürst von Sachsen, und Friedrich Wilhelm I.,
König von Preußen

Nach dem Gemälde von L. de Silvestre (Dresdner Galerie; vgl. S. 134 des Textes)

Kursächsische Streifzüge

von

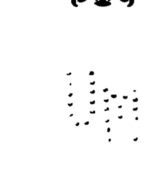
1855 –

Otto Eduard Schmidt
Professor an der Fürstenschule St. Afra in Meißen

Zweiter Band

Wanderungen in der Niederlausitz

Mit einem Titelbild
und 21 Federzeichnungen von Max Näther



Leipzig
Verlag von Otto Spamer
1904

Vorwort

Der erste Band der „Kursächsischen Streifzüge“ ist ohne Geleitswort in die Welt gegangen. Bei dem zweiten Bande drücken mir Freude und Dankbarkeit die Feder in die Hand. Denn mein Buch hat weit über mein Erwarten hinaus günstige Aufnahme gefunden. Viele Männer der verschiedensten Berufskreise haben mir freundliches Interesse an meiner Arbeit brieflich bekundet, Studenten sind, das Buch in der Hand, die Pfade des Verfassers nachgewandert, ja ein besonders warmer Freund der Streifzüge hat sogar die wichtigsten der geschilderten Ortschaften photographiert und den Verfasser durch Übersendung der wohlgelungnen Platinotypien herzlich erfreut. Und obwohl das anspruchslose Buch absichtlich nicht im Gewande strenger Wissenschaft einhergeht, so ist es zu meiner großen Freude doch auch von berufnen Vertretern der Geschichte anerkannt und gewürdigt worden. Das schönste Lob haben mir die gezollt, die als innerste Triebfeder meiner Arbeit die warme Heimatsliebe herausgefühlt haben. Auch ich habe, wie viele andre, in jüngern Jahren vorzugsweise für den klassischen Süden geschwärmt; aber gerade dort, auf einer im Jahre 1898 durch die wonnigsten Gegenden Italiens unternommenen Studienreise kam die

Liebe zum angestammten Boden in mir mit elementarer Gewalt zum Durchbruch; seitdem haben sich meine Wanderungen meist auf den alten Herrschaftsgebieten der Wettiner bewegt. Interesse und Liebe für die heimische Landschaft und ihre Geschichte sowie für das heimische Volkstum zu wecken war seitdem mein höchstes Ziel. Allzufreundliche Beurteiler meiner darauf bezüglichen Schriftstellerei haben mich den sächsischen Fontane genannt: ich würde mich von Herzen dieses Vergleichs freuen, wenn er nicht zu stolz für mich wäre. Jedenfalls ist es ein herrliches Gefühl, sich von Stammes- und Volksgenossen verstanden zu wissen. Drum sage ich allen denen, die mich durch Zuschriften erfreut, durch Mitteilungen bereichert haben, meinen herzlichsten Dank. Auch der zweite Band, den ich heute hoffnungsfreudig hinaussende, wäre nicht zustande gekommen, wenn mir nicht Archive ihre Schätze, Schloßherren ihre Schlösser, Pfarrer ihre Kirchenbücher und Ortschroniken freundlich geöffnet hätten. Wills Gott, so soll in nicht allzulanger Zeit ein dritter Band folgen, der Landschaft, Geschichte und Volkstum der alten Mark Meißen zum Gegenstande hat.

Hirschsprung b. Altenberg i. Erzg.,
den 27. September 1904

Otto Eduard Schmidt

Inhalt



Zu beiden Seiten der vielgewundnen, arm- und werderreichen mittlern Spree, südwärts bis zum Mittellauf der Schwarzen Elster, nordwärts bis zu der großen Seenplatte von Köpenick erstreckt sich die Niederlausitz. Von allen den westlich von der Oder liegenden Landschaften, die erst durch Kolonisation deutsch geworden sind, ist die Niederlausitz durch die Fülle fließender und stehender Gewässer und zusammenhängender Wälder die unzugänglichste gewesen; so erklärt es sich, daß sich hier die deutsche Kultur am spätesten und am langsamsten entwickelt hat; hier ist das Slawentum länger als irgendwo lebendig geblieben, hier hat es zwischen Seen und Sümpfen die letzten Inseln einer gewissen Selbständigkeit behauptet, hier hält es sich, wenn auch nur als eine sorgfältig gehütete ethnographische Rarität, an einigen Punkten noch heute. Es hängt damit zusammen, daß sich städtisches Wesen erst spät und nur dürftig in

der umfangreichen Landschaft entwickelt hat: Adel und Kirche waren im Mittelalter hier die maßgebenden Gewalten, maßgebender sogar als die Landesherrschaft, die, da die Niederlausitz zwischen Meißen-Sachsen, Böhmen-Österreich und Brandenburg ewig hin und her geschoben wurde, oftmals wechselte und neben den Ständen nicht recht in die Höhe kommen konnte. Diese, Prälaten, Standesherren und Ritter, schufen sich eine stehende Vertretung durch Landtage und Landtagsausschüsse, und nur wenige landesherrliche Städte, wie Luckau, Guben, Lübben und Kalau, wurden als vierter Stand dabei zugelassen.

Seit 1815 ist die Niederlausitz, soweit nicht schon einzelne Teile wie Kottbus und Peitz, Teupitz und Bärwalde (1462), die Lande Storkow und Beeskow (1575) früher in Hohenzollernschen Besitz gelangt waren, an die Krone Preußen gekommen, und zwar ist sie das südlichste Stück der Provinz Brandenburg. Es soll aber unvergessen sein, daß diese Landschaft jahrhundertelang im Besitz der Wettiner gewesen ist, ja daß die Grundlagen einer höhern Kultur und die Anfänge deutschen Lebens dort von den Ahnen des sächsischen Königshauses geschaffen worden sind.

Drei Perioden wettinischen Besitzes lassen sich in der Geschichte der Niederlausitz unterscheiden: die erste und längste reicht mit geringen Unterbrechungen vom Jahre 1034, wo der Wettiner Dietrich der Zweite Markgraf der Niederlausitz war, bis 1303, in welchem Jahre Diezmann das Land an die brandenburgischen Askanier verkaufte; die zweite, 1350 bis 1364, fällt unter die Regierung Friedrichs des Strengen und seiner Brüder; die dritte erstreckt sich von 1620 (1635) bis zu der großen Katastrophe des wettinischen Hauses im Jahre 1815. Die Lausitz hat also von den neun Jahrhunderten ihrer Geschichte (seit 1000 n. Chr.) fünf Jahrhunderte unter wettinischem Zepter gestanden. Unter diesen Verhältnissen ist es selbstverständlich, daß die Geschichte der Niederlausitz als ein wichtiger Bestandteil auch der wettinisch-sächsischen Geschichte gelten muß.

Aber das Interesse für diese Geschichte scheint in der Niederlausitz selbst viele Jahrzehnte geschlummert zu haben; erst neuerdings ist ihr in den „Niederlausitzer Mitteilungen" (herausgegeben von Professor Jentsch in Guben) ein gut geleitetes Organ entstanden. Ferner ist die Anlegung eines großen Sammelwerks der Nieder-

lausitzer Urkunden zwar schon im Jahre 1879 auf Anregung des Prinzen Heinrich von Schönaich-Carolath von den Ständen beschlossen worden, aber infolge mancher Hindernisse ist das Unternehmen erst jetzt so weit gefördert, daß der erste Band, die Urkunden des Klosters Neuzelle enthaltend, erscheinen soll. Unterdessen hat der Dresdner Archivrat Woldemar Lippert durch sein treffliches Buch „Wettiner und Wittelsbacher sowie die Niederlausitz im vierzehnten Jahrhundert" wenigstens für die bezeichnete Zeit eine feste Grundlage der Erkenntnis geschaffen; die spätern Perioden aber harren noch fast alle einer den modernen Anforderungen entsprechenden, auf Urkundenstudium aufgebauten Darstellung. Die folgenden Aufsätze wollen nur das Interesse für die Lausitzer Landschaft und ihre Geschichte wecken und anregen. Denn der Deutsche, der so gern in die Ferne schweift, ist leicht in Gefahr, die Bande, die ihn an die Heimat knüpfen oder doch knüpfen sollen, gering zu schätzen; und zumal die mitteldeutsche Landschaft erfreut sich bei ihren Bewohnern und Nachbarn noch lange nicht der Beachtung, die sie verdient. Wer in der Lausitz reist, der trifft wohl Geschäftsreisende, die Kottbus, Guben, Forst und Spremberg, Sitze einer

blühenden Tuchindustrie, aufsuchen, aber Touristen findet man eigentlich nur in einer einzigen Gegend, im Spreewalde, in den an Sonnabenden und Sonntagen eine große Welle Vergnügungsreisender aus Berlin und Dresden hinausflutet. Aber auch minder berühmte Punkte sind für den Gebildeten, der ein Stück vaterländischer Erde mit menschlicher Teilnahme, geschichtlichem Sinn und wirtschaftlichem Verständnis betrachten gelernt hat, wohl eines Besuches wert. Gehört doch die Niederlausitz zu den deutschen Landschaften, wo sich die größten zusammenhängenden Waldmassen erhalten haben, und zwischen den dunkelgrünen Wäldern blitzen fast überall die majestätischen Spiegel stiller Seen auf; dazu kommen die interessanten Reste der mittelalterlichen Feudalität und des slawischen Volkstums.



Tagebau einer Kohlengrube bei Groß=Räschen mit Wurzelstöcken der Sumpfzypresse

1

Senftenberg und Altdöbern

Der bequemste Weg aus dem sächsischen Elbtale in die Niederlausitz ist die von Großenhain nach Frankfurt a. O. führende Bahn. Wir benutzten sie an einem sonnigen Julitage zunächst bis Senftenberg und waren in der rosigen Stimmung, die der Anfang der großen Ferien über alle die auszugießen pflegt, die irgendwie mit Lehren und Lernen zu tun haben. Unwillkürlich richtet man den Rücken steiler empor, und die

Falten der Stirn glätten sich in der Erwartung einer unendlichen Fülle kommender Freuden; denn die Zeit von vier Wochen erscheint einem am ersten Ferientage als ein unverwüstliches Kapital, das Zins und Ertrag bringen muß, auch wenn man nicht ängstlich damit wuchert, sondern ins Blaue hineinlebt wie ein sorgloser Verschwender. In solcher Stimmung ist man für den kleinsten Reiz der Natur und für jede geschichtliche Erinnerung, ja sogar für das Menschlich-Alltägliche überaus empfänglich. Und so wunderten wir uns, als wir vom Senftenberger Bahnhof der Stadt zuschritten, nach Gebühr über die rege Bautätigkeit, die hier in den letzten Jahren geherrscht haben mußte, und wie einige ansehnliche Neubauten am Markte zeigten, noch herrschte. Das kommt von der immer fortschreitenden Erschließung der reichen Braunkohlenlager in Senftenbergs Umgebung, die besonders seit dem letzten großen Streik der Braunkohlenarbeiter in Böhmen (1900) eine steigende Wichtigkeit erlangt haben. Die Stadt ist jetzt der Mittelpunkt einer bedeutenden Brikett- und Glasfabrikation und infolgedessen auch der Sitz eines lebhaften Handelsverkehrs, für den es als Knotenpunkt mehrerer Bahnen sehr günstig liegt. Aber auch als Markt

landwirtschaftlicher Erzeugnisse ist Senftenberg von Wichtigkeit. Ich fand den ganzen Marktplatz bedeckt mit großen Spankörben, in denen sich Hunderte von allerliebsten Ferkeln mit Quieken und Grunzen bemerklich machten, namentlich wenn sie ein Käufer am Hinterbeine herauszog. Hinter dem Markte liegt der stillere Kirchplatz mit den geistlichen Häusern, der schönen gotischen deutschen Kirche und der unbedeutenden wendischen. Es ist nämlich noch vor wenig Jahren in Senftenberg auch wendisch gepredigt worden, und auf den Dörfern der Umgegend wird noch jetzt viel wendisch gesprochen, aber meist im Familienkreise, wenn kein Fremder dabei ist. Noch im Jahre 1824 schrieb das Schumannsche Lexikon vom Amte Senftenberg: „Die Amtsuntertanen sind meist Wenden . . . man hat zwar deutsche Prediger und deutsche Schulen, aber der Bauer spricht lieber die Sprache seiner Väter, und vor Gericht muß er stets einen Dolmetscher haben. Der hiesige wendische Dialekt ist verdorben und von dem in den beiden Lausitzen sehr verschieden."

Der interessanteste Punkt des Städtchens ist das im Süden liegende alte Schloß. Es ist mitten in die Sümpfe der Schwarzen Elster

hineingebaut und hat trotz seines unscheinbaren Äußern eine große Geschichte hinter sich. Bestimmt, den wichtigen Elsterübergang der von Ortrand und Kamenz nach Norden zu führenden Straßen zu decken, war es ursprünglich der Sitz eines deutschen Geschlechts, das sich von Senftenberg nannte; aber schon 1326 erscheint auch hier das weitverzweigte Geschlecht der Köckeritz. Seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts ist Senftenberg im Besitze der Wettiner und wird durch deren Amtshauptleute verwaltet. Die Annales Senftenbergenses zählen bis zum Jahre 1761 57 solcher Amtshauptleute auf, unter ihnen auch den bekannten Baumeister des Dresdner Schlosses Hans von Dehn-Rothfelser (1544 bis 1561) und den berüchtigten Alchimisten Hektor Baron von Klettenberg, der wegen seiner Betrügereien „am 1. Martii 1720 nach Kriegs-Recht und Urtheil decolliret“ wurde.[1]) Das jetzige Schloß ist von Dehn-Rothfelser unter dem Kurfürsten Moritz erbaut worden. Im siebzehnten und im achtzehnten Jahrhundert galt es als Landesfestung und erhielt zu seinen Wassergräben und Zugbrücken auch noch feste Türme und Kasematten. Nebenher diente es als Staatsgefängnis. Seine düstern Kerker haben manches

entsetzliche Bild der alten peinlichen Gerichtsordnung gesehen: „Anno 1577 starb in seiner custodia auff hiesiger Vestung der Calvinische Superintendent von Pirna D. Johann Stößel [wegen Kryptocalvinismus gefangen gesetzt], welcher endlich in Schwermuth und Verzweiffelung gerieth, darinnen auch sein Weib verstarb. Wurden beyde an hiesiger deutscher Kirche unterm Glockenturm eingesenkt und mit einem Grabstein bedeckt, und zwar, nach Art der Ketzer, die quere gelegt.“ [2]) Auch sonst enthalten die Casus tragici der Senftenberger Annalen mancherlei Merkwürdiges. Jetzt sind die festen Türme des Schlosses längst wegen Baufälligkeit abgetragen, das Schloß selbst ist um ein Stockwerk niedriger geworden, sein Hauptportal ist vermauert; nur der hohe viereckige Wall umgibt es noch. Das schmale Tor, das durch den Wall gebrochen ist, schmückt der preußische Adler; denn das dahinterliegende Schloß beherbergt jetzt das Königliche Amtsgericht.

Als wir Senftenberg auf der nordwärts nach Kalau führenden Straße verlassen hatten, überschritten wir in ziemlicher Steigung einen Höhenzug, die Raunoer Weinberge, so genannt nach dem Arbeiterdorf Rauno, und weil hier ehedem

an der Südseite der Hügel ein schwunghafter Weinbau getrieben wurde. Mit Schaudern lesen wir, daß noch im Jahre 1788 allein auf den kurfürstlichen Weinbergen 108 Faß „Senftenberger“ gewachsen seien, und glauben gern dem Berichterstatter, der etwas resigniert hinzusetzt: „Er wird erst nach mehreren Jahren etwas schmackhaft.“ [3]) Jetzt ist der Weinbau hier verschwunden, und alles hat dem Braunkohlenbau und der damit zusammenhängenden Industrie Platz gemacht. Die Industrie in diesen Wäldern ist ältern Datums. Schon der Baron Tschirnhaus hatte gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts eine bedeutende sächsische Glas- und Spiegelfabrikation ins Leben gerufen; außer den Glashütten in Dresden und Pretzsch wollte er eine solche in einem großen Waldgebiet angelegt haben, damit man das Brennholz nicht erst zu transportieren brauche. Man wählte dazu im Jahre 1709 die zum Amte Senftenberg gehörige Pommelheide und gründete in der Nähe des Wendendorfs Kostebrau am Fuß der Ochsenberge die Glas- und Spiegelfabrik Friedrichsthal, deren erster Faktor der böhmische Glasmacher Sebastian Massar war.[4]) Die Hütte ist jetzt im Besitz des Grafen Solms-Baruth. Ob Tschirnhaus auch

schon den Reichtum dieser Gegend an Ton- und Kohlenlagern gekannt hat, weiß ich nicht, doch ist es nicht unwahrscheinlich.

Die Senftenberger Braunkohlenlager sind aus den Wäldern riesiger Sumpfzypressen entstanden, die in der Tertiärzeit hier den Boden bedeckten. Dieser herrliche Baum, auch Sumpfzeder (Taxodium) genannt, wird dreißig bis vierzig Meter hoch und kommt in einigen Gegenden Nordamerikas und Mexikos noch heute waldmäßig vor. In der Umgebung von Groß-Räschen (acht Kilometer nördlich von Senftenberg) sind die Reste der fossilen Zypressenwälder in Gestalt riesiger brauner Wurzelstöcke, die über die Decke der Kohlenflöze hervorragen oder auf der Sohle des Tagebaus stehn, noch heute sichtbar und sind eine mit Recht bewunderte Merkwürdigkeit. (Siehe Abbildung Seite 6.) Übrigens ist die Gegend hier sehr reizlos und einförmig. Die Straße führt in endloser Länge durch dürren Kiefernwald, dazu war es heiß und staubig, und die Sehnsucht nach einer behaglichen Rast beherrschte jede andre Empfindung — da öffnete sich plötzlich der Wald, und vor uns lag im Scheine der Spätnachmittagssonne, wie eine Oase nach der Wüste, Altdöbern. Wie mit einem

Zauberschlage versank die dürre Heide hinter uns, und vor uns dehnten sich grüne Wiesen und wogende Felder, hie und da auch eine funkelnde Wasserfläche; dunkle Waldlinien umsäumten den Horizont, vor allem aber lockte uns der Ort selbst, der in freier Ungebundenheit zwischen hohen Laubkronen um den altertümlichen Kirchturm lag. Nach wenig Minuten fuhren wir auf den erstaunlich großen quadratischen Markt ein, dessen Grundfläche fast so groß ist wie der ganze übrige Flecken, und waren entzückt über den Schatten und den Duft von mehr als hundert hochstämmigen blühenden Linden, die ihn schmückten. In den Lüften war ein tausendfältiges honigverkündendes Summen und Surren der Bienen, aber sonst war alles still; still setzten auch wir uns in die mit dichtem Grün bewachsene Laube vor dem Gasthaus und genossen mit wonnigem Behagen die Anmut dieses Ruheplätzchens.

Zur Linken sah man über das Ende des Platzes weg durch ein weitgeöffnetes Tor herrliche Gartenanlagen und dahinter ein verheißungsvolles Schloß, vor uns aber in der Mitte des Marktes und des Lindenhaines lag zur Hälfte hinter Flieder-, Rosen- und Jasminbüschen versteckt, wie ein schlummerndes Dornröschen, die ehrwürdige Kirche.

Während wir das alles mit vorahnender Freude betrachteten, hatte uns ein duftender Kaffee die Hitze der Fahrt vergessen lassen — und wir schickten uns an, den interessanten Ort zu durchwandern. Durch schattige Alleen gelangten wir auf den neuen, östlich vor dem Flecken liegenden Kirchhof und machten hier zum erstenmal die Erfahrung, die wir dann noch oft machen sollten, daß die Lausitzer ihre Kirchhöfe mit ganz besonderm Geschick an wirklich weihevollen Plätzen anlegen und mit einem besonders reichen Schmuck von Trauerbirken, Eschen und Zypressen verschönen. Auf dem Rückwege ließen wir uns die Wohnung des Herrn Kantors zeigen, denn wir wollten womöglich noch das Innere der Kirche sehen. Wir fanden ein idyllisches einstöckiges Häuschen, ringsum von einem kleinen Garten umgeben, wo jeder Zoll Landes sorgfältigst ausgenutzt war. Vor dem Häuschen inmitten seiner blühenden Rosen und reifenden Johannisbeeren saß neben Frau und Tochter ein würdiger Herr und schmauchte behaglich die lange Pfeife im Abendsonnenschein. Über die Brille weg betrachtete uns ein Paar freundlicher und doch auch wieder inquisitorischer Augen, den Willkommengruß bot uns eine tiefe sonore Stimme,

rollend wie das Grabgeläute eines Gewaltigen und doch auch wieder milde wie das Glück von Edenhall. Er war sofort bereit, mit uns zu gehn. Als wir mit ihm quer über den Marktplatz schritten, grüßte ihn Alt und Jung ehrfürchtig und doch vertraulich; nur ein kleines Mädchen, an das er im Vorübergehn eine Frage richtete, erschrak dermaßen, daß es fast in Tränen ausbrach. Unterdes waren wir durch die Pforte des alten Kirchhofs gegangen und traten nun in die Vorhalle der aus Feldsteinen erbauten Kirche hinein. Ich äußerte die Befürchtung, daß wir, da es fast vollkommen dunkel geworden war, vom Innern der Kirche nichts mehr erkennen würden. Aber mit überlegnem Lächeln drehte unser Mentor an einem Knopfe, und im nächsten Augenblick erstrahlte die Kirche uns zu Ehren im hellen Glanze elektrischen Lichts. Wir schritten quer übers Schiff auf die herrschaftliche Kapelle zu und standen bald vor einem eigentümlichen Denkmal. In einer zwischen Rokoko und Klassizismus schwankenden Manier war hier der nicht unschöne Kopf eines Mannes in Marmor gemeißelt, der seines Lebens Ziel und Richtung durch ein beigefügtes Buch, eine Leier und einen Lorbeerkranz zu bezeichnen wünschte, sowie durch den darüber gesetzten Spruch:

Principibus placuisse viris. Darunter las man die Inschrift: Carolus Henricus de Heineken Sacri Rom. Imp. Eques Artium liberalium cultor Obiit IX Calend. Feb. An. MDCCXCI Aetatis suae LXXXIV.

Heineken, das war der Name, der mich eigentlich nach Altdöbern geführt hatte. Ich kannte ihn von einem frühern Besuch Altdöberns, vor allem aber aus dem Abschnitte, den ihm Karl Justi in seinem wundervollen Werke über Winckelmann[5]) gewidmet hat. Heineken war der einflußreiche Intendant der Güter des Grafen Brühl, vor allem aber ein Kunstsammler ersten Ranges, der wirkliche Verwalter und Vermehrer der großartigen Kunstschätze Friedrich Augusts des Zweiten, denen Brühl als Oberkämmerer nur dem Namen nach vorstand; als solcher war er auch der Diktator des Dresdner Kunstgeschmacks in den mittlern Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts und später ein klassifizierender und registrierender Kunstschriftsteller von staunenswertem Fleiße. Trotzdem war mir seine menschliche Natur immer dunkel und verschleiert geblieben. Noch vor kurzem hatte ich eine in den höchsten Tönen der Bewunderung gehaltne Biographie des Mannes in einer Dresdner Zeitung gelesen[6]); andrerseits wußte ich, daß er

nach Brühls Tode als dessen Mitschuldiger verhaftet und nach der Ansicht wohlunterrichteter Männer nur dadurch der Verurteilung entgangen war, daß er Zeit gehabt habe, die kompromittierenden Papiere zu beseitigen.[7]) Wenn irgendwo, so mußte man in Altdöbern der wahren Natur dieses Proteus näher kommen können. Denn er hat ja dieses Schloß seit 1749 besessen, fast dreißig Jahre nach seinem Sturze bewohnt und ihm sowie den es umgebenden Gärten das Gepräge seines Wesens aufgedrückt; noch sind kostbare Stücke seines Mobiliars und der größte Teil seiner Bibliothek im Schlosse vorhanden, und wenn man vom Seminar, dem neuen Kreiskrankenhaus und der Parkanlange des Grafen Witzleben absieht, ist ja auch fast alles andre, was in Altdöbern Bedeutung hat: die balsamisch duftenden Linden des Marktes, der Markt selbst, der Kaufladen, der herrschaftliche Gasthof, die Brauerei Heinekens Werk. Sein Bild begleitete mich auch aus der Kirche in den Gasthof zurück und beschäftigte mich fast die ganze Nacht. Denn an Schlaf war kaum zu denken. Dem heißen Tag war eine gewitterreiche Nacht gefolgt, der Regen rauschte in gewaltigen Strömen hernieder und raschelte in den Weinblättern, die unsre Fenster umrankten — und war dieser

Störenfried einmal ruhig, so ertönte gerade unter uns aus der Gesindestube ein eigentümlicher Gesang junger Burschen und Mädchen, die für ein ländliches Fest des kommenden Sonntags Guirlanden und Kränze wanden. Die Worte ihres Gesangs waren deutsch, aber es waren doch fremdartige Klänge, weiche, schwermütige Melodien, ein Nachhall der alten Slawenzeit.

Ehe ich die Eindrücke des folgenden Tags schildre, der namentlich der Besichtigung des Schlosses Altdöbern und des Schloßparkes gewidmet war, will ich hier einen kurzen, teilweise aus Materialien des Dresdner Hauptstaatsarchivs geschöpften Abriß von Heinekens Leben einschalten, weil es an sich nicht uninteressant, andrerseits aber auch typisch ist für die Art und Weise, wie man im Zeitalter Brühls Karriere machte.

Karl Heinrich Heineken[8]) wurde im Jahre 1706 zu Lübeck geboren, wo sein Vater als Miniatur- und Emailmaler lebte; auch seine Mutter Katharina Elisabeth geborne Österreich war durch Blumen- und Fruchtstücke bekannt. Sein jüngerer Bruder Christian Heinrich Heineken (geboren 1720) war das berühmte Lübecker Wunderkind, das mit zehn Monaten zusammenhängend sprach, ein Jahr alt die wichtigsten Erzählungen der Bücher Mosis,

zwei Jahre alt die alte Geschichte auswendig konnte, mit vier Jahren geläufig Lateinisch und Französisch redete, aber noch vor vollendetem fünften Jahre starb. Als Karl Heinrich Heineken heranwuchs, waren die Verhältnisse des Elternhauses nicht eben glücklich: was der Vater durch seine Kunst erwarb, vergeudete er in nutzlosen Experimenten mit dem ihm befreundeten Alchimisten Christoph von Schöneich; voll Zorn darüber goß der Knabe einmal Nachts den beiden Schwarzkünstlern Tinte in die Retorten. Als junger Mann studierte er in Leipzig: vielleicht kam er dabei mit Gottsched in Berührung. Später war er in verschiednen adlichen Häusern Dresdens als Hofmeister tätig. Er war von glattem, schmiegsamem Wesen; sein Beruf und einige moralische Schriften, die er verfaßt hatte, empfahlen ihn; eine gewisse Kenntnis von Dingen der Kunst, die wohl auf die im Elternhause empfangnen Eindrücke zurückging, die Gabe, gesammelte Kunstgegenstände zu sichten und leichthin darüber zu plaudern, kam dazu, sodaß er als ein wertvolles Requisit vornehmer Häuser erschien, in denen man eine dilettantische Beschäftigung mit Gemälden, Kupferstichen, alten Drucken und dergleichen für unentbehrlich hielt. So wurde Brühl auf ihn aufmerksam.

Im Jahre 1737 war Heineken Erzieher der Söhne des einflußreichsten sächsischen Ministers, des Grafen Sulkowski [9]); nach dessen Sturz (1738) nahm ihn Brühl in sein Haus auf; 1739 wurde er sein Bibliothekar, seit 1741 Direktor seiner Güter. Dem privaten Dienst folgte der königliche und entsprechende Titel und Würden: er wurde geadelt, in den Reichsritterstand erhoben und zum Geheimen Kammerrat ernannt. Eine ganz besonders große Rolle spielte er in den Jahren 1746 bis 1756, während deren ihm Brühl die Oberleitung des Baus seiner Schlösser und Parkanlagen in Pförten, Seyffersdorf, Nischwitz (bei Wurzen), Gangloffsömmern (in Thüringen) und anderwärts überließ. In dieser Zeit, 1754, sandte ihn auch Brühl einmal als außerordentlichen Gesandten an den König Ludwig den Fünfzehnten nach Paris. [10])

Aus den im Königlich Sächsischen Hauptstaatsarchiv erhaltnen zwischen Brühl und Heineken gewechselten Briefen ersieht man, daß Heineken mit den Bildhauern und Malern die Verträge schloß, ihnen auch die Zahlungen übermittelte, und daß sich Brühl in allen Dingen auch beim Ankauf von Bildern für seine eignen und die königlichen Sammlungen auf den künstlerischen Geschmack

seines Intendanten verließ. Eine sehr böse und dauernde Störung brachten in dieses Idyll die Kolonnen Friedrichs des Großen, die im August 1756 die sächsische Grenze überschritten und sich auf Brühls niederlausitzer Gütern bald häuslich eingerichtet zu haben scheinen. Wenigstens hat Heineken schon im ersten Kriegsjahre wegen seiner Beziehungen zum Premierminister schlimmen preußischen Arrest ausstehn müssen. Das Altdöberner Kirchenbuch bemerkt darüber: „den 22. Novembris wurde der Kön. Pol. und Churf. Sächs. Cammerrath von Heineken auf Befehl Sr. Kön. Maj. von Preußen arretirt und auf ein in dem Rathhause zu Dresden einzurichtendes Zimmer gebracht, aber den 9. Febr. folgenden Jahres seines Arrestes wieder entlassen."

Doch Brühl wußte auch zu trösten. Unter seinen an Heineken gerichteten Briefen findet sich ein kleines Billett ohne Angabe des Orts und des Datums mit folgenden Sätzen: Monsieur, je n'ai jamais douté de votre sincère amitié et zèle. Soyez persuadé que vous n'avez pas à faire à un ingrat. Le théâtre se changera peutêtre bientôt... Ne craignez rien, continuez vos sentiments, ils serviront à votre gloire et ceux de ma reconnaissance seront éternels et vifs. Adieu.

Das ist offenbar das Briefchen, mit dem Brühl seinen Intendanten von Warschau aus zu mutigem Ausharren auf dem ihm übertragnen Posten ermahnte. Heineken sollte nämlich die Galerie und die Bibliothek Brühls und vor allem seine kostbaren Schlösser während des Krieges nach Möglichkeit schützen, freilich ein schlimmer Auftrag, da Friedrich der Große, wie an andrer Stelle erzählt werden wird, auch das Privateigentum seines politischen Gegners nicht schonte, sondern rücksichtslos verwüsten ließ. So finden wir Heineken im Sommer 1761 in Paris, wo er die für die Wiederherstellung der Schlösser seines Gebieters nötigen Einkäufe machen sollte.

Brühls Briefe an Heineken zeigen von vornherein einen gewissen äußerlichen Respekt, später werden sie vertraulich und zuletzt, als sich die Verlegenheiten häufen, als die Gräfin in Warschau stirbt und der Premierminister selbst ein kranker Mann wird, fast hilfeflehend.

Augusts des Dritten Tod am 5. Oktober 1763, dem Brühls Rücktritt (am 13. Oktober) und Tod (28. Oktober) folgte, führte auch über seine Günstlinge eine Katastrophe herauf. Ehe noch der Premierminister die Augen schloß, am 27. Oktober 1763 Abends, wurde Heineken in seiner Dresdner

Wohnung — einem Hause am Zwinger, das mit dem Salon der Kupferstiche in Verbindung stand — verhaftet, und der Hofrat Ferber wurde mit der Untersuchung seiner Papiere betraut. Da nämlich bei Brühls Rücktritt die Staatskassen leer und in der größten Unordnung waren, glaubte der neue Kurfürst Friedrich Christian, daß Brühl größere Summen in ausländischen Banken angelegt hätte, und hoffte darüber durch eine gerichtliche Vernehmung seiner Vertrauten: Heineken, Gartenberg und Hausius Licht zu erhalten. Auf Heineken als den, der wissen müsse, wohin alle die durch des Vaters Hand gegangnen Millionen hingekommen wären, hatten besonders die Söhne des Ministers und seine Tochter, die Gräfin Mniszech, hingewiesen. Deshalb verfaßte Heineken am 5. November 1763 in seiner Haft einen „Kurtzen Bericht meiner auf hohen Befehl geschehenen Arretirung nebst Erläuterung über die von mir begehrten Rechnungen,“[10b]) dessen gegen Brühls Kinder gerichteter Schluß folgende interessanten Sätze enthält: „Ist es vielleicht aus Verdruß, daß ich Ihnen [den Kindern] schon bey Ihres Vaters Leben die so nötige Sparsamkeit angepriesen und Ihnen vorgestellt: daß bey der entsetzlichen depense und großen Schuldenlast Sie

eben so, wie der Geheime Cämmereier Hoffmann mit dem Höchstseeligen Könige auf allen Reisen gewesen, und auf gleiche maße von demselben vielfältig begnadiget worden, besaß, wie bekannt, ein ansehnliches Vermögen. Da ich nun dessen einzige Erbinn geheyratet hatte, so engagirte der Cabinets Ministre meinen Schwieger Vater, sich in der Niederlausitz mit dem Gute Alt-Döbern anzukaufen.

Ich verstand damahls so wenig, was zu meinem Besten diente, daß sogar dieser Kauff wieder meinen Willen geschah, und Altdöbern war würcklich bereits bey der Subhastation einem andern zugeschlagen worden. Allein der Graff schickte den Accis Inspector Lässig nach Lübben und redressirte das gantze negotium.

Der Cabinets Ministre wollte, daß ich mich auf die Landwirthschafft legen und desto besser seine Güter, sonderlich Forst und Pförtchen dirigieren sollte.

Nach meines Schwieger Vaters Tod gelangte meine Frau zu einem Vermögen von 66/m thl. inclusive Altdöbern, welches vor 45100 rthl. gekaufft worden. Wovon der seel. Graff desto besser informiret war, weil ich Ihm das baare Geld gegeben und dagegen Steuer-Scheine mit der

Minister Grafen von Brühl Hauß gekommen und von 1739 an, als mich der seel. Graff, eben wie ich eine Vokation nach Petersburg durch den Feld-Marschall Graffen v. Loewendahl erhielt, zu Sich als Bibliothecarius genommen, habe ich dieses Herrn Gnade in voller Maße verspühret. Āo 1741 vertraute mir derselbe Seine Hauß und Wirtschafts Casse, und ich bekam successive die Direction Seiner Güter. Desgleichen ward ich in Königlichen Diensten aufgenommen, wo ich die Vorträge der General-Accisse exclusive der Geld Sachen biß zur Preußischen Invasion 1756 besorgte, ferner erhielt ich nach Absterben des H. Hoffrath v. Hugers die Inspection über die Kupferstich Gallerie und so ferner über die Antiquen biß zur Ober Aufsicht über die Bilder Gallerie, soweit nehmlich solche zur publication meines Werkes von dieser Gallerie nöthig war.

Alle weitere Stellen und sonderlich alle Besorgungen der Königl. Casse habe ich jedesmal depreciret. Hingegen hat der Cabinets Ministre Graff v. Brühl gleich vom Anfange an auf ein solides Etablissement vor mich Selbst gedacht.

Zu dem Ende stifftete Er Michaelis 1742 meine Heyrath mit der eintzigen Tochter des Küchen Meisters Nöller. Dieser Mann, welcher

eben so, wie der Geheime Cämmereier Hoffmann mit dem Höchstseeligen Könige auf allen Reisen gewesen, und auf gleiche maße von demselben vielfältig begnadiget worden, besaß, wie bekannt, ein ansehnliches Vermögen. Da ich nun dessen einzige Erbinn geheyratet hatte, so engagirte der Cabinets Ministre meinen Schwieger Vater, sich in der Niederlausitz mit dem Gute Alt=Döbern anzukaufen.

Ich verstand damahls so wenig, was zu meinem Besten diente, daß sogar dieser Kauff wieder meinen Willen geschah, und Altdöbern war würcklich bereits bey der Subhastation einem andern zugeschlagen worden. Allein der Graff schickte den Accis Inspector Lässig nach Lübben und redressirte das gantze negotium.

Der Cabinets Ministre wollte, daß ich mich auf die Landwirthschafft legen und desto besser seine Güter, sonderlich Forst und Pförtchen dirigieren sollte.

Nach meines Schwieger Vaters Tod gelangte meine Frau zu einem Vermögen von 66/m thl. inclusive Altdöbern, welches vor 45100 rthl. gekaufft worden. Wovon der seel. Graff desto besser informiret war, weil ich Ihm das baare Geld gegeben und dagegen Steuer=Scheine mit der

Versicherung bekommen hatte, daß solche bey allem Ankauff so gut als baar Geld wären. Er hat dies Seinen Kindern sonderlich der Frau Gräfien Mnischeck mehr als einmahl Selbst gesagt.

Der seel. Hoff=Rath Richter war meiner Frauen Curator und hat ihr Interesse in allen Stücken redlich besorgt, wie dann auch dieselbe auf dessen Anraten das Guth Dürrenberg bey Merseburg von dem jetzigen Geh. Kriegs=Rath Baron v. Hagen wegen der dortigen Saltz=Quelle vor 22/m thl. kaufte.

Ich hatte also damals mit meiner Frau zwey ansehnliche Güter, Altdöbern und Dürrenberg, dabey eine perspective, durch das dasige Saltz=werck dermahleinst eine jährliche Revenue wenig=stens von 5/m thl. zu erlangen.

Allein, so wie Neid und Mißgunst meinem Glücke Schritt vor Schritt nachfolgten, so mußte ich auch dieser Hoffnung entsagen, und meine Frau ward genöthiget Dürrenberg an die Königl. Cammer zu überlassen, weil das Saltzwerck vor ein Regale ausgegeben wurde.

Daß ich hiernächst durch meinen Berlinischen Bilder=Handel und durch sonstigen Umtrieb meiner Gelder ein Ziemliches erworben, ist bekannt, ja, ich würde noch weit mehr mit gutem Vortheil

übernommen haben, wenn ich mich nicht in die gefährliche Entreprisse zwey Theile von der Königl. Bilder-Gallerie und ebensoviel von der Gräflichen herauszugeben gesteckt hätte.[12]) Indessen war es genug vor mich einen Graffen v. Brühl zu dienen, welcher Sich gegen mich nicht wie ein Herr, sondern wie ein Vater bezeigte, ja Seine Güte ging, sonderlich nachdem ich 1756 den schweren preußischen Arrest Seinetwegen ausgestanden, so weit, daß ich von Ihm, was Er mir nur an Augen absehen konnte, mit der edelmütigsten Art von der Welt erhielt. Und hieran hat Er biß an sein Ende fortgefaren, wie das Legatum von Bollensdorff zeiget.

Jedoch mit Ihm hat auch mein Glück aufgehöret. Bosheit, Neid, Mißgunst, Verläumdung und alles, was diejenigen verfolget, von denen man glaubt, daß sie dem Glücke im Schoße sitzen, welche Laster ich desto mehr verachtet hatte, je sicherer ich in meinem Gewissen war, daß ich niemahls etwas böses oder strafbares unternommen, gewannen nunmehr die Oberhand.

Ich war schon längst beschrien worden, als ob ich ein gewaltiges Vermögen besäße. Durch das Bewußtseyn, daß bei meinem Vermögen kein ungerechter oder nur 1 ₰, der den Armen abgedruckt worden, ja daß derjenige, dem ich ordentlich

Rede und Antwort zu geben hatte, von allem unterrichtet war, welches bey mir eine stolze Gelassenheit und Sicherheit würckte, sind meine Feinde vielleicht in ihren Verläumdungen bestärcket worden . . .

Es ist wahr, wenn ich die gewaltigen Ausgaben an allen Orten gesehen und gehört, so hat die gesunde Vernunfft mich belehren müssen, daß die Einkünffte des Churfürstenthum Sachsens nicht zureichen konnten. Allein, ich bin weder an den Ausgaben schuld, noch habe das geringste darin anzuordnen gehabt . . ."

Mir kommt es vor allem auf die allgemeinmenschlichen Seiten der Selbstbekenntnisse Heinekens an, und da habe ich den Eindruck, daß Heineken, obwohl seine Darlegungen hier und da einen Stich ins Heuchlerische zeigen, doch im allgemeinen die Wahrheit sagt. Zur Ergänzung dessen, was er über den Ankauf von Altdöbern bemerkt, füge ich hinzu, daß nach den von mir im Gräflich Witzlebenschen Archiv in Altdöbern durchgesehenen Urkunden der Küchenmeister Röller schon im Jahre 1746 in den Besitz von Altdöbern gekommen sein muß, denn eine Urkunde vom 19. August 1746 verleiht ihm das Recht, fünf Jahrmärkte und zwei Viehmärkte in dem Dorfe einzurichten — daher der große viereckige

Marktplatz. Die offizielle Kaufurkunde allerdings, die bestätigt, daß Nöller das Gut nebst Klein-Jauer und Muckwar aus dem Konkurs der Brendissin (oder Brandissin?) gekauft hat, ist erst vom 17. Oktober 1747, und der kurfürstliche Ehekonsens, der alle Rechte, die Nöller ausgeübt hat, auf Heineken und seine Ehefrau überträgt, ist erst aus dem Jahre 1749. Daß Brühl sich bei dem Ankauf Altdöberns eines Rechtsbruchs gegen einen andern Käufer schuldig machte, läßt sich schon aus Heinekens Worten schließen; es wird aber auch durch das anonyme Buch „Leben und Charakter Brühls“ bestätigt, obwohl hier mancherlei durcheinander gemengt ist.[13])

Daß aber auch Brühl selbst bei dem Handel sein Schäfchen schor, geht daraus hervor, daß er bei dieser Gelegenheit die schönen harten Silbertaler, die der Küchenmeister Nöller zusammengespart hatte, in sächsische Steuerscheine umwechselte, die sehr niedrig im Kurse standen; in solchen Steuerscheinen wurde der Kaufpreis für Altdöbern ausgezahlt.

Sehr naiv ist auch Heinekens Bericht über den Ankauf der Saline Dürrenberg; denn dieser natürlich von Brühl genehmigte Ankauf scheint doch nichts andres zu sein, als der Versuch, die

kurfürstliche Kammer um diese wertvolle Salz-
quelle zu bringen: 22000 Taler zahlt Heineken
für das Gut und hofft davon eine Jahresrente
von mindestens 50000 Talern zu bekommen!

Am wertvollsten von allen diesen „Konfes-
sionen“ ist mir das Schlußbekenntnis: die gesunde
Vernunft hätte ihn eigentlich belehren müssen,
daß für die Brühlsche Verschwendung die Ein-
künfte des ganzen sächsischen Staats nicht zu-
reichen konnten. Dieser Satz zeigt Heinekens
Schuldlosigkeit und seine Schuld zugleich. Getreu
dem Worte, das er sich aufs Grabmal gesetzt
hat: Principibus placuisse viris hält er sich für
unschuldig, wenn er nur zu allem, was er tat, die
Genehmigung des Premierministers hatte, hinter
dem wieder der unantastbare Wille des Kur-
fürsten-Königs stand. In der Tat läßt sich gegen
ihn vom Standpunkt des absolutistischen Staats-
rechts aus kaum ein Schuldbeweis aufbauen;
andrerseits liegt seine Mitschuld an der Brühlschen
Wirtschaft so offen zutage, daß kein Wort darüber
zu verlieren ist, die Schuld ist nur keine juristische,
sondern eine moralische: sie ruht in der vollkommnen
Skrupellosigkeit, mit der er die Befehle seines Vor-
gesetzten ausführte. Die Skrupellosigkeit war aber
nicht ihm allein eigen, sondern gehört zur Signatur

jener Zeit; sie war ein Merkmal des größten Teils der damaligen höfischen Gesellschaft. —

Der Morgen des nächsten Tages zeigte die Natur vom nächtlichen Regen erquickt; am Himmel kämpften noch die weißen Wolkenschleier gegen die siegreich sich enthüllende Sonne, an Baum und Strauch glänzten die Blätter in frischgewaschnem Grün, der feuchte Kies knirschte unter unsern Füßen. Das ist die rechte Stunde, die Reize eines Parkes zu genießen. Auf dem Wege dahin beschäftigten wir uns mit der ältern Geschichte des Schlosses und des Dorfes Altdöbern, die noch nicht in allen Punkten aufgeklärt ist, weil die alten Kirchenbücher im Jahre 1735 mit der Pfarre verbrannt sind, und auch die im Gräflich Witzlebenschen Archiv verwahrten Kauf- und Belehnungsurkunden nicht über das Jahr 1699 zurückgehn. Altdöbern (Alten-Döber, Dobir) muß schon im dreizehnten Jahrhundert ein ansehnliches Kirchspiel gewesen sein, denn außer zehn näher liegenden Dörfern gehören auch die südlich von den Kalkbergen liegenden Wendendörfer Doberstroh und Nussedil (nowe sedlo = Neue Siedlung) dazu, die 1266 und 1279 an das Kloster Dobrilugk verkauft wurden.[14])

Der erste Herr von Altdöbern, den wir mit

Namen kennen, ist Walther von Köckeritz, der 1377 das Pfarrlehen an sich nimmt und dafür der Kirche das Dorf Jaworka (Klein-Jauer) überweist. Kaiser Karl der Vierte hat den Tausch „auf dem Felde vor dem Dorfe Dobir“ genehmigt.[15])

Im sechzehnten und im siebzehnten Jahrhundert scheint Altdöbern viel Besitzwechsel durchgemacht zu haben: die Kalkreuth, Birkholtz, Dieskau, Schlieben, Kommerstadt, Knoch und Bomsdorf erscheinen nacheinander als Eigentümer.[16]) Ein turmgekröntes Schloß muß schon 1645 vorhanden gewesen sein; denn wir hören, daß den 4. Juli dieses Jahres der Donner in das Schloßtürmlein einschlägt und einen Brand verursacht. Der Schloßherr, ein Herr von Kommerstadt, ist nicht da, aber an seiner Stelle leitet der Pfarrer die Löscharbeit und verheißt den Leuten erst ein Viertel, dann ein Faß Bier „zum recompens, sobald der von Kommerstadt aus dem Kriege käme . . . Als nun Herr Ernst von Kommerstadt im Martio 1646 nacher Hause gelanget, hat ihm der Pfarrer den gantzen Verlauff der sehr gefährlichen Anzündung erzehlet und darbey freundlich erinnert der Zusage, so er bei höchster Feuersgefahr denen Löschern damals gethan . . . Hat ihme der von Kommerstadt zur Antwort dieß ge-

geben: »Ich wollte, daß der Donner noch in das Haus schlüge, damit alles zu Pulver verbrannt würde!« Und das eben war das Faß Bier, das die getreuen und redlichen Leute mit höchster Gefahr ihres Lebens zum recompens bekommen haben, Undank in fine laborum. Irret euch aber nicht, Gott läßt sich nicht spotten. NB. Dieser Kommerstadt ist in Polen von den Polacken in einem Hause mit seiner suite verbrannt worden.“ [17])

Im Jahre 1712 kaufte Altdöbern der General Alexander Dietrich von Eickstedt, der sich schon 1705 mit einem Fräulein von Knoch, der Tochter eines Vorbesitzers, vermählt hatte. [18]) In dieser Zeit, als das Vorbild Augusts des Starken auch den sächsischen Adel zu größerer Baulust mit fortriß, wurde wohl das mittelalterliche Schloß abgebrochen und durch einen Barockbau ersetzt, aus dem das jetzige Gebäude hervorgewachsen ist. Wenigstens zeigt ein im Altdöberner Rentamt hängender Plan das Schloß der Eickstedtischen Zeit in einer Gestalt, die ganz der spätern entspricht, nur fehlen die Türme und ein Stockwerk. Der General starb 1727; danach verwaltete seine Witwe das Schloß bis 1736, dann war sein Sohn Heinrich Alexander von Eickstedt, der Generaladjutant des Herzogs Johann

Adolf von Sachsen-Weißenfels, Besitzer. Daß nach dessen Tode Altdöbern im Jahre 1746 an den Küchenmeister Röller und durch diesen 1749 an seinen Schwiegersohn Heineken kam, ist schon früher erwähnt worden.[19])

Heineken hat — vermutlich in den Jahren 1754 und 1755 — das Schloß nach seinem Geschmack umgebaut, indem er ein Stockwerk und die beiden viereckigen Türme aufsetzte und das Ganze mit einem in französischem Stile angelegten Garten und Park umgab. Der Park ist durch den jetzigen-Besitzer, den Grafen Witzleben, in eine herrliche Anlage englischen Geschmacks umgewandelt worden, die sich hinter dem Schlosse in grünen Wiesenflächen und wundervollen Baumgruppen bis an den großen seeartigen Teich und an dessen Ufern hinzieht, voll von lauschigen Plätzen und anmutigen Durchblicken. Aber die Gartenanlagen vor und zu beiden Seiten des Schlosses sind mit großer Sorgfalt wieder so hergerichtet worden, wie sie Heineken hinterlassen hat. Zu ihrer Ausschmückung hatte sich Heineken besonders zweier Künstler bedient, des Malers Torelli (gestorben 1784 in Petersburg), eines Schülers Solimenas, der aber vorzugsweise in Caraccischer Manier malte, und des Hofbild-

hauers Gottfried Knöffler (geboren 1715 in Zschölka bei Delitzsch, gestorben als Akademieprofessor in Dresden 1779).[20])

Heineken, dem Diktator des Dresdner Kunstlebens, dem Unternehmer der großartigen Schloßbauten Brühls, standen natürlich alle Dresdner Künstler zur Verfügung; sie gaben für ihn wohl ihr Bestes und noch dazu halb umsonst, er wußte sie durch andre lohnendere Bestellungen zu entschädigen. So hat ihm Torelli die Plafonds „in zwei Kabinetten des Gartens zu Altdöbern" gemalt,[21]) leider ist nichts mehr davon vorhanden. Knöffler aber, einer der tüchtigsten Bildhauer seiner Zeit — von ihm sind z. B. die beiden Sphinxe hinter dem Belvedere der Brühlschen Terrasse, die Brunnen im Hofe des Cosellschen Palais hinter der Frauenkirche und im Hofe des Harmoniegebäudes in Dresden, die Statuen des Amor und des Apollo in den Außennischen des Sommerspeisesaals in Wörlitz[22]) —, füllte den ganzen Garten mit heitern Göttergestalten, die uns trotz der Schäden, die der Sandstein im Laufe von anderthalb Jahrhunderten erlitten hat, doch noch einen Begriff von dem Schönheitsideal ihres Urhebers erwecken.

Ich weiß wohl, daß über die ganze Kunst dieser Zeit von Johann Joachim Winckelmann

und seinen Nachfolgern sehr absprechende und gewiß nicht unverdiente Urteile gefällt worden sind. Die Bildhauer des achtzehnten Jahrhunderts sahen in dem Italiener Bernini (1598 bis 1680) ihr Vorbild, als dessen Eigentümlichkeit man zweierlei bezeichnen kann: höchste Virtuosität in der Behandlung des Marmors und die gezierte Grazie des Theaters in den Stellungen. Es ist das unsterbliche Verdienst Winckelmanns, dieser Manier gegenüber „die edle Einfalt und stille Größe“ der griechischen Bildwerke als neues Kunstideal aufgestellt zu haben. Sein Biograph Karl Justi[23]) fällt über die Bildhauer des achtzehnten Jahrhunderts folgendes elegant formulierte Urteil: „In ihren Werken zeigte sich die bekannte Virtuosität der Technik, welche die widerstrebendsten Gegenstände mit spielender Leichtigkeit auf den Marmor übertrug und in der Widergabe der morbidezza des Fleisches oder vielmehr der Haut eine fast illusorische Naturwahrheit erreichte. Die Oberfläche dieser Marmorkörper scheint wirklich die Nachgiebigkeit und den Flaum, ja den Inkarnat und die in jedem Moment spielende Elastizität des Lebens zu haben. Diese modernen Pygmalionen haben wirklich, wie ihnen zahllose trunkne Betrachter und Dichter nachrühmen, dem Stein seine Starrheit und Kälte genommen . . .,

Aber sie haben auch die plastische Nacktheit ihres keuschen griechischen Adels entkleidet; es ist nun nicht mehr die Nacktheit, deren Gewand die Schönheit ist. Ihr Marmor glüht nicht von dem himmlischen Feuer des Prometheus, sondern von der »Wollust der Oberfläche« ... Die Griechen heiligten den Marmor zur Apotheose der Schönheit, diese haben ihn entweiht zur Apotheose des Fleisches."

Dieses Urteil geht wohl nach beiden Seiten etwas zu weit: es gilt nur für die erste Blütezeit der griechischen Kunst, nicht für die alexandrinische, die eine starke Verwandtschaft mit der Kunst des Rokoko zeigt, und andrerseits wird es doch auch den deutschen Bildhauern der Zeit Winckelmanns nicht völlig gerecht. Justis Urteil trifft gewiß die Algardi, Corradini, Coudray, Permoser, die Meister jener 150 Marmorgruppen, mit denen August der Starke den Großen Garten schmückte, und ähnlicher Werke, die „räuberische Entführungen und zärtliche Heimsuchungen" darstellen, doch so, daß man den Eindruck hat, die Götter seien „aus den hellen, stillen Höhen des Olymp etwas heruntergefallen in die Sphäre der Kulissen, der Boudoirs, der Alkoven" [24]) — aber es gab auch Bildhauer, die von dieser Manier etwas abseits standen, zu ihnen gehört Knöffler.

Seine Altdöberner Bildwerke, ebenso seine Wörlitzer Statuen haben zumeist einen einfachern und ruhigern Ausdruck, als man es damals gewöhnt



Gottfried Knöfflers Merkur vor dem Schlosse Altdöbern

war. Jene stammen aus dem Jahre 1755, diese aus noch späterer Zeit. Winckelmanns Schrift „Gedanken über die Nachahmung griechischer Werke“ war zu Pfingsten 1754 erschienen und

war damals das Tagesgespräch in allen künstlerisch interessierten Kreisen. Sie kann sehr wohl auf Knöffler eingewirkt haben, doch war er wohl auch von Haus aus der theatralischen Gespreiztheit in Stellung und Ausdruck weniger zugetan.

Es ist mir zweifelhaft, ob alle in Altdöbern erhaltnen Bildwerke wirklich von Knöffler herrühren. Die ausdruckslose Diana und der plumphändige Apollo zu beiden Seiten der zum Schlosse führenden Allee sind im günstigsten Falle Arbeiten eines Gehilfen aus Knöfflers Atelier, oder sie stammen noch aus der Eickstedtschen Zeit des Schlosses, überdies waren sie sehr beschädigt und mußten deshalb bei der letzten Wiederherstellung des Gartens stark ergänzt werden. Dagegen zeigt Knöffler das Höchste, was er leisten konnte, in den entzückenden Gestalten der Venus und des Merkur, die an der Rampe des Schlosses aufgestellt sind. Venus ist dargestellt mit einem Gürtel um den nackten Leib, wie sie dem sich sträubenden Amor die Flügel verschneidet; das Gesicht der Göttin strahlt von einem schelmischen Lächeln, die Mienen Amors drücken die Angst vor der drohenden Strafe aus, aber beides geschieht so maßvoll, daß auch ein Lessing zufriedengestellt wäre, und die Haltung der Gestalten ist

verhältnismäßig so ruhig und schlicht, daß von theatralischer Pose keine Rede sein kann. Dasselbe gilt von Merkur, dem Gotte der kaufmännischen Betriebsamkeit, der mit der rechten Hand auf das durch Heinekens Verdienst aufblühende Dorf hinweist. (Siehe Abbildung Seite 39.) Sehr hübsch sind auch die verschiedne Gewerbe darstellenden Putten auf der Terrasse hinter dem Schlosse.

Rechts vom Schlosse gelangen wir durch verschnittne Lindenhecken zu einem großen Wasserbassin mit einem wasserspeienden Wolf und einander gegenüberstehenden auf Delphinen reitenden Putten. Weiterhin trifft man einen mit Weintrauben bekränzten Dionysos, der eine Trinkmuschel in der Hand hält, und als Gegenstück dazu eine Hygiea, die in der Rechten eine Schale, in der Linken einen Lorbeerkranz trägt; zu diesem ringelt sich um einen Baumstamm eine Schlange, das Symbol der Heilkraft des Wassers, empor. Nicht weit davon steht die Figur eines jungen Mädchens, das nach oben blickend und vorwärtsschreitend mit etwas geöffnetem Munde ein Frühlingslied zu singen scheint. Die Stirn ist mit einer Binde umwunden, mit der Rechten hält sie eine Blumenranke hoch empor, als wollte sie der Gottheit des Frühlings ein Opfer darbringen.

Ihr gegenüber steht Amor, dessen Köcher am Boden liegt, auch fehlt die rechte Hand und der linke Arm. Beide Figuren sind Werke von großer Schlichtheit und Anmut und überdies sicher von Knöfflers eigner Hand, denn sie tragen in Kurrentbuchstaben die Inschrift: Gottfried Knöffler Königl. Hof-Bildhauer 1755. Abgeschlossen wird diese Anlage durch einen Neptunsbrunnen. Das Wasser rinnt zu Füßen des Gottes, der mit dem Dreizack auf den Boden stößt, in vier untereinander stehenden Schalen herab; zu beiden Seiten steht je eine etwas massige Kindergruppe. Man war seit du Quesnoy (1594 bis 1646) auf diese von „Milchfleisch“ strotzenden Kindergestalten nicht wenig stolz; man meinte in diesem Punkte die Alten zu übertreffen, die „ihren Kindern zuviel ausgewachsene Form, zuviel angedeutete Knochen“ gegeben hätten. Endlich steht vor dem Neptunsbrunnen links ein Apollo auf die Leier gestützt, nachdenklich auf das Schloß schauend, die linke Körperhälfte nachlässig mit dem Gewande umhüllt. Es kam mir vor, als ob sein Antlitz eine gewisse Ähnlichkeit mit Heineken selbst habe, und es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß der eitle Schloßherr, der sich mit Leier und Lorbeerkranz in der Kirche darstellen ließ, dem Bildhauer auch hier

den Auftrag gegeben hatte, den Gott des Gesangs nach seinem Bilde zu gestalten. Die Dichtkunst war wohl die unter den Musen, die ihn am wenigsten zierte.

Auf der linken Seite des Schlosses liegt das gut erhaltne Naturtheater: drei hohe Linden bilden den Hintergrund, verschnittne Hecken die Kulissen. Vor der Bühne steht links als Sinnbild der dramatischen Kunst ihr Urheber, ein mit Trauben und dem Pantherfell geschmückter Dionysos, rechts als Symbol der Schäferspiele die anmutige arkadische Nymphe Syrinx, die unter einem zurückgeschlagnen Mantel den Chiton trägt und auf einer Hirtenflöte bläst. Bei diesem Anblick denkt man sich die grünen Räume wieder von menschlichen Gestalten belebt, unwillkürlich glaubt man auch die sanften Klänge altertümlicher Musik wieder zu vernehmen, die hier vor mehr als einem Jahrhundert das leise Flüstern der Blätter übertönte. Jede Musik ist in gewissem Sinne der Ausdruck eines Zeitalters. Den großen Gedanken der Renaissance vom Rechte der freien Persönlichkeit oder ins Religiöse übersetzt: „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ kann man aus Luthers gewaltigen Choralmelodien und aus den Gebets- und Streitliedern des Freiheitskampfes der Nieder-

länder heraushören. Das tiefinnige Gottsuchen der Pietisten klingt wider in der Matthäuspassion Johann Sebastian Bachs. Der Absolutismus findet seinen musikalischen Ausdruck in den Werken Glucks und Haydns; der erstere fühlte sich in der zweiten Periode seines Schaffens als Reformator, als ein Winckelmann auf dem Gebiete der Musik, sofern er edle Einfachheit und Natürlichkeit als sein Ziel hinstellte. In der Tat hat Gluck die deutsche Musik von Schwulst und Ziererei zur Einfachheit zurückgeführt, aber die Natur, die uns Gluck in seiner „Alceste" oder in seiner Oper „Orpheus und Eurydice" offenbart, ist nicht die wirkliche Natur, sondern die durch die Überfeinerung des Rokoko verzärtelte Natur — seine Melodien atmen ein goldnes Vertrauen zu den Göttern und den an ihrer Stelle regierenden Herrschern, alle seine Motive lenken in die Stimmung ruhiger, leitungsbedürftiger Untertanenhaftigkeit zurück.

Erst der titanische Beethoven nimmt den großen Gedanken der Renaissance von der Befreiung des Individuums wieder auf und klopft mit starker Faust an die Pforte einer neuen Zeit. In seiner Musik gären die Ideen Rousseaus und die Kämpfe der Freiheitskriege. Ihm gegenüber bedeutet die Musik Mendelssohns bei allem Reichtum an

lyrischen Elementen doch einen Rückschritt, wie er auch im Selbstbewußtsein der Menschen, in dem Kraftmaß ihrer patriotischen Begeisterung im Zeitalter Metternichs und der Reaktion eintrat — ich wenigstens höre aus seinen Liedern meist den Heinischen Weltschmerz —, und aus dem ergreifenden Eroschor und aus dem Schlußchor seiner „Antigone“ mit seiner flachen und doch so vernichtenden Weisheit tönt mir nur das unerbittlich waltende Schicksal und der rhythmische Tritt der Leichenträger entgegen. Erst Wagner ist der echte Erbe der Renaissance, erst in seiner Musik ringt sich das Individuum von dem energielosen Leitungsbedürfnis des Absolutismus wie von der hoffnungs- und fassungslosen Resignation Mendelssohns los zu heldenhafter Tat und heroischem Untergang, die echte Musik für die Zeitgenossen Bismarcks, des „Nibelungenenkels.“

Nicht solche Musik paßte in das von Schäfern und Schäferinnen oder von den heitern Gestalten des griechischen Olymps belebte Naturtheater Heinekens, wohl aber die Musik Glucks und Haydns. Besonders die Symphonien Haydns sind die rechte Musik für diese ländlichen Feste im Grünen, die vom Gutsherrn zum Preise des anwesenden oder

anwesend gedachten Herrschers veranstaltet werden. Die Musik beginnt mit einer feierlichen Huldigung an ihn, dann entfesselt sich sanfte Lust. Wir sehen bei diesen Klängen das neckische Rocktragen und das kokette Fächerspiel feingepuderter Damen und das verlangende Lächeln und graziöse sich Verbeugen der im Schnallenschuh und Seidenstrumpf einherschwebenden Kavaliere oder das sich Suchen und Fliehen verliebter Schäfer und Schäferinnen am murmelnden Bach. Serenissimus beglückende Nähe wird geahnt, aber tritt nicht hervor, höchstens einmal in einem dominierenden Flötensolo; der egoistische Absolutismus Ludwigs des Vierzehnten ist längst durch den humanen Friedrichs des Großen abgelöst worden: der Fürst will nicht vorzugsweise genießen, sondern die andern genießen sehen. Gern huldigt ihm alles: die Bauern mit dem Dudelsack, der Hirt mit Flöte und Schalmei, die Tänzer und Tänzerinnen mit rasch bewegter Fiedel; auch die Tierwelt mischt sich in das festliche Treiben: Grasmücke, Amsel und Nachtigall mit süßem Gesang, der Kuckuck mit echoweckendem Lockruf, das Rind mit behaglichem Brummen. Alles beherrscht eine himmlische Heiterkeit; sogar Sturm, Donner und Blitz sind nur vorhanden, den ewigen Sonnenschein und die linden Lüfte nicht langweilig werden zu lassen — bald macht die erregte Stimmung

der Natur wieder der wohligsten Harmonie Platz. —

Eine Besichtigung des innern Schlosses lag diesesmal nicht im Reiseprogramm. Aber ich habe sie im Oktober, einer Einladung des Grafen Witzleben folgend, nachgeholt und mich dabei überzeugt, daß es trotz einiger Umbauten und Erweiterungen im wesentlichen die Eigentümlichkeit der Heineckenschen Zeit bewahrt hat; jedenfalls ist alles, was einer Erhaltung wert war, sorgfältig geschont worden. In dem geräumigen Flur und im Treppenhause erfreut uns eine sehr hübsche grau=braune Dekorationsmalerei, die niedliche Putten in allerhand lustigen Stellungen zeigt; als ihr Urheber nennt sich in einer Inschrift der Tür im obern Stockwerk unter der Jahreszahl 1755 Joseph Krinner, ein mir sonst unbekannter Künstler. Sehr schön, in Correggios Manier, ist das bunte Deckenbild im Treppenhause, eine Darstellung der Nacht, die durch eine große, von einem fliegenden Kindengel gehaltne Laterne erhellt wird. Beleuchtungseffekte gehören zu den Lieblingsmotiven der damaligen Malerei. Falls das Bild nicht von dem obskuren Joseph Krinner herrührt, möchte ich es am liebsten dem Stephan Torelli zuschreiben, der ja, wie wir vorhin gesehen haben, in Altdöbern gemalt hat.

Das Speisezimmer im Erdgeschoß enthält reizende Bilder in Watteaus Geschmack, das Vorzimmer im ersten Stock in bunten Fresken liebliche Szenen aus dem Gesellschaftsleben der Rokokozeit: ein vorlesendes Mädchen, eine Klavierspielerin, der ein Jüngling zuhört, und ähnliches. Der Salon zeigt noch Reste des kostbaren, aus den edelsten Materialien gefertigten Mobiliars Heinekens und unter einer einfachen Stuckdecke zahlreiche Konsolen an den Wänden, auf denen ursprünglich die zierlichen Meißner Porzellangruppen des Meisters Kändler gestanden haben. Die Hauptzierde des Salons aber sind eine Reihe dekorativer Ölbilder, die über den Türen und an den Wänden in teilweise herrlichen Rahmen angebracht sind. Namentlich das Bild einer Wahrsagerin ist von ausgezeichneter Arbeit. Irgendwelche Kunde von dem Maler dieser Bilder ist in Altdöbern nicht mehr vorhanden, aber ich wußte, daß der berühmte Hofmaler Augusts des Dritten, Ernst Dietrich[25]) (geboren zu Weimar 1712, gestorben 1774 in Dresden), vom Kurfürsten auf Heinekens Rat zu seiner Ausbildung nach Italien geschickt worden war. Sollte Heineken nicht auch in diesem Falle eine künstlerische Gegenleistung erhalten haben? Und wirklich

schreibt dieser in seinen „Neuen Nachrichten von Künstlern“ S. 14: „Man findet auch ein ganzes Zimmer von sechs Feldern und drey Thürenstücken zu Altdöbern, einem Landgute in der Niederlausitz, welches er aus Freundschaft in seiner besten Zeit gemalt hat.“ Dietrichs Stärke beruhte in der Darstellung idyllischer Landschaften, in denen aber schon etwas Romantisches vorspukt. Übrigens galt er mit Recht für einen Proteus, „der sich nach Belieben in Rembrandt und Poelemburg, in Teniers und Watteau, in Elzheimer und du Jardin usw. verwandeln könne.“ [26]) In der Tat war ich, ehe ich die vorhin zitierte Stelle fand, versucht, die Altdöberner Salonbilder für Erzeugnisse eines Franzosen zu halten — nun müssen sie aber unzweifelhaft als Werke Dietrichs gelten.

Für den schönsten Raum des Schlosses halte ich den Tanz- und Theatersaal, der in seinen ganzen Verhältnissen wie in seiner Ausschmückung eine edle Einfachheit offenbart: man sieht, Heineken hat doch von Winckelmann gelernt, so gehässig er sich auch in seinen Werken (z. B. in der Vorrede zu den „Neuen Nachrichten von Künstlern“) über ihn ausspricht. Die Wände bestehn aus Marmorstuck, sie finden ihren obern Abschluß in einem friesartigen Reliefband, das in sehr feiner Arbeit

Musikinstrumente und die Geräte der dramatischen Kunst darstellt. Keinerlei Mobiliar beeinträchtigt die Wirkung des Raumes, nur ein großes Ölbild hängt an der Wand. Es gilt bei den Bewohnern des Schlosses für ein Porträt König Augusts des Dritten. Aber es ist nicht dessen gutmütiges, rundes Antlitz, sondern ein Bild seines Ministers. Immerhin hatte die Tradition so Unrecht nicht, wenn sie gerade in Altdöbern ein Bild des Königs vermutete. Denn hier, im Schlosse Heinekens, ist man am ehesten in der Lage, den rätselhaften Mann, den die Natur zu einer bessern und glücklichern Rolle bestimmt zu haben schien, zu verstehn. Sucht man sein Wesen auf den wichtigsten Feldern fürstlicher Tätigkeit, in der äußern oder innern Politik, auf dem Gebiete des Kriegswesens oder der Volkswirtschaft zu erfassen, so greift man in die leere Luft, und statt seiner stößt man auf Brühl und immer wieder auf Brühl. Aber in seinen Beziehungen zu Heineken, der auch sein Berater und Agent in Dingen der Kunst war, finden wir ihn selbst. Seine Geschmacksrichtung war ihm in der Jugend durch die italienischen Reisen, die mit der Konvertierung des schon protestantisch konfirmierten Kurprinzen im engsten Zusammenhang stehn, unauslöschlich eingeprägt

worden. Er hat am Dresdner Hofe den französischen Geschmack durch den italienischen ersetzt und wurde im Laufe der Zeit auf dem Gebiete italienischer Musik und italienischer Malerei und der davon abhängigen Kupferstichkunst ein wirklicher Kenner. Er selbst hat im Verein mit Heineken die Dresdner Kupferstichsammlung geordnet, und die wenigen kleinen Geschichten von ihm, in denen wir individuelles Leben einer Persönlichkeit spüren, beziehen sich auf sein Verhältnis zur Kunst. Als 1753 die Sixtinische Madonna im Thronsaal des Königlichen Schlosses zu Dresden aufgestellt wurde und sich die passende Beleuchtung nicht finden ließ, rückte er mit eigner Hand den Thronsessel zur Seite und rief: „Platz da für den großen Raffael!" Graf Pietro Rotari aus Verona glaubte einst mit dem größten Meister der Beleuchtung, mit Correggio, wetteifern zu können, indem er in seiner „Ruhe auf der Flucht" (Dresdner Galerie Nr. 596) das Christuskind zum Träger der Lichtquelle machte. Er hatte, um dem König den Vergleich nahe zu legen, sein Bild hinter die auf einer Staffelei stehende „Heilige Nacht" Correggios gehängt. Der König kam, sah es und wandte sich spöttisch ab mit den Worten: C'est bon pour le derrière du Corrège.

Aber er vermochte auch anzuerkennen und zu helfen, sogar wenn eine künstlerische Richtung der seinigen nicht ganz entsprach. Als er Winckelmanns ihm gewidmete Schrift „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke“ gelesen hatte, äußerte er: „Dieser Fisch soll in sein rechtes Wasser kommen“ und setzte ihm eine Pension von zweihundert Talern jährlich aus, damit er nach Rom reisen könne. Wunderbar bleibt es, daß, während der Preuße Winckelmann eben deshalb nach Sachsen übersiedelte, weil er in Berlin keine genügende Unterstützung seiner künstlerischen Bestrebungen finden konnte, Lessing als geborner Sachse und Zögling von St. Afra in keinerlei Verbindung mit dem kunstfreundlichen Dresdner Hofe gekommen ist, auch dann nicht, als seine auf Friedrich den Zweiten gesetzten Hoffnungen so schmählich Schiffbruch gelitten hatten. Lessings männliche Natur mag wohl einen unüberwindlichen Abscheu vor Brühl gehabt haben, und ohne diesen konnte man August dem Dritten nicht näher treten. Lessing hat ihn mehr bedauert als gehaßt. Als der „blutige Tiger“ (Friedrich der Zweite) „die arme Herde würgte und zerstreute,“ ruft er seinem Landesherrn zu: „Unglücklicher Hirte! Wann wirst du die zerstreuten Lämmer wieder um dich ver-

sammeln? Wie rufen sie so ängstlich im Dornengehecke nach dir!"[27]) Am interessantesten sind Augusts des Dritten Gedanken über die Errichtung einer Kunstakademie in Dresden. Heineken hat den König eines Tages geradezu gefragt, warum er bei seiner ausgesprochnen Liebe zur Kunst in Dresden keine Kunstakademie errichte. Der König erwiderte mit der Gegenfrage, wen Heineken zum Direktor vorschlagen wolle, und als dieser auf Silvestre, Groni, Torelli oder Raphael Mengs hinwies, antwortete der König: „Das wird also eine französische oder italienische Akademie werden. Wir müssen warten, bis wir einen Deutschen bekommen," ein interessantes Zeugnis dafür, daß August der Dritte seine Ausländerei in Sachen der Kunst doch nur als einen Notbehelf ansah.[28]) Es hat nach dem Tode des Königs wirklich noch ein halbes Jahrhundert gedauert, ehe man von einer deutschen Malerei reden konnte.

Auch Heineken, der erst im Jahre 1791 starb, hat den Anbruch des Morgens der deutschen Malerei nicht mehr erlebt. Er hätte auch schwerlich Verständnis dafür gehabt. Die gelehrten Werke, die er in seiner jahrzehntelangen Muße in Altdöbern, unterstützt von einer herrlichen

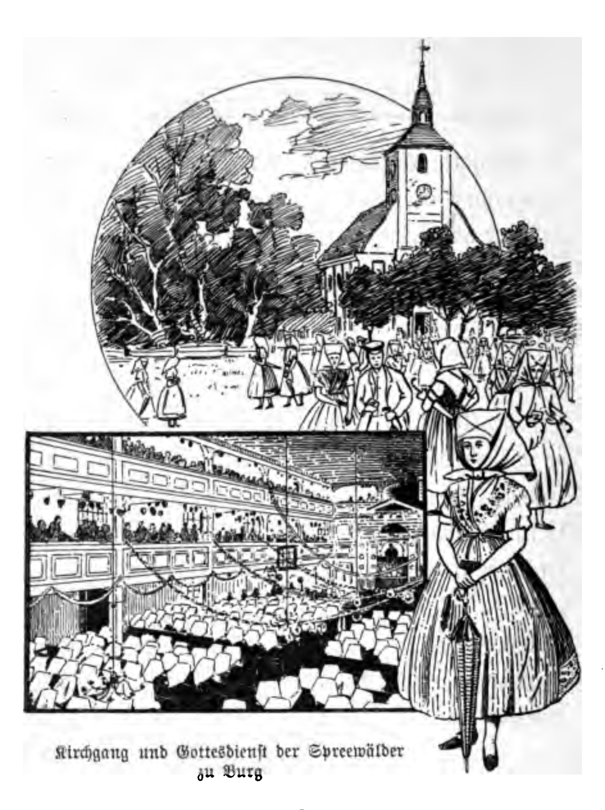
Bibliothek und reichhaltigen Sammlungen, verfaßt hat, z. B. die 1768 und 1769 herausgegebnen „Nachrichten von Künstlern," sind zwar Zeugnisse eines eisernen Fleißes und enthalten ebenso wie die fünfunddreißig von ihm herrührenden handschriftlichen Foliobände der Dresdner Kupferstichsammlung eine Fülle wertvollen historischen Materials, aber es fehlt darin der lebenweckende Strom fruchtbarer Ideen.

Ein Beispiel für viele. Heineken hat zwar in der Abhandlung „Das Leben des Marc Antonio von Bologna"[29]) lang und breit auch von Dürers Kupferstichen und Holzschnitten gehandelt, aber immer nur über Äußerlichkeiten: das Wesen der Kunst Dürers blieb ihm und seinem ganzen Zeitalter ein Buch mit sieben Siegeln. Erst vor den erstaunten Augen der Bürger des neuen Deutschen Reiches hat der große Nürnberger Meister seine Wiederauferstehung gefeiert. Wie wenig Heineken gerade die deutsche Kunst des Jahrhunderts der Reformation schätzte, geht auch daraus hervor, daß er den von dem Finsterwalder Maler Samuel Steber 1575 hergestellten, mit „wohlgemalten" Tafelbildern gezierten Säulenaltar der Altdöberner Kirche 1751 herausreißen und durch einen aller Innigkeit entbehrenden

Rokokoaltar ersetzen ließ. Der damalige Pfarrer Lehmann war damit gewiß nicht einverstanden; denn er hat eine genaue und lobende Beschreibung des alten Kunstwerks seinem Kirchenbuch einverleibt und auch ausdrücklich bemerkt, daß der alte Altar nach Burgk im Brandenburgischen verkauft wurde; er war also keineswegs unbrauchbar geworden.[30]) Aber der Pfarrer mußte sich in diesem absolutistischen Zeitalter eben auch in Dingen des kirchlichen Kunstgeschmacks dem adlichen Gutsherrn fügen; Heineken hatte ja seine kirchliche Gewaltherrschaft schon 1749 damit eingeleitet, daß er „des Pastoris Widerspruch ungeachtet" das von alters her in Altdöbern gebrauchte Lübbener Gesangbuch durch das Dresdner ersetzte.[31])



Die Kirche zu Altdöbern


Kirchgang und Gottesdienst der Spreewälder zu Burg

2
Aus dem Spreewalde

Gewöhnlich erreicht man Burg oder Lübbenau, die Orte, von denen aus die Bootfahrt durch den obern Spreewald unternommen wird, mit der Bahn und ist dann gleich mitten in der eigentümlichen Landschaft. Es gewährt aber auch einen Reiz, ganz allmählich hineinzukommen.

Deshalb benutzten wir von Altdöbern aus die nordwärts führende Landstraße und gelangten zunächst nach Ogrossen, dem Kreuzungspunkte der Kalau-Drebkauer und der Senftenberg-Vetschauer Chaussee. Vor dem altertümlichen Kirchlein des Dorfes stand eine Linde von so ungewöhnlicher Größe und Schönheit, daß wir von den Rädern sprangen, um den ehrwürdigen Baum näher zu betrachten. Er war es wert: denn seine Geschichte ging gewiß bis auf Luthers Tage zurück, und der Duft von Millionen von Blüten und das Summen von Tausenden fleißiger Bienen erfüllte weithin die Luft. Wir gingen auch weiter um die Kirche herum und sahen einen an den Friedhof angrenzenden geräumigen Hof, wo wiederum unter einer breitästigen Linde in idyllischer Behaglichkeit Wirtschaftsgebäude und ein einstöckiges Wohnhaus lagen, die Pfarre des Dorfes.

Die Kirche in Ogrossen ist in ihrer heutigen Gestalt ein zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts errichteter Anbau an den uralten, aus Feldsteinen gebauten Kirchturm, der sich, wie der zu Altdöbern, auf einem viereckigen Postamente nach oben zu achteckig verjüngt. Eine große Anzahl interessanter Grabsteine ziert die Wände. Wir sehen daraus, daß Ogrossen in dem Besitz

der Familien von Gersdorf, von Lüttichau, dann aber derer von Stutternheim gewesen ist; dieser letzte Name hatte auch einen guten Klang im Heere Friedrichs des Großen. Ein Grabstein der 1728 verstorbnen Witwe des sächsischen Geheimrats und Oberamtspräsidenten Otto Hieronymus von Stutternheim, einer gebornen von Milkau, meldet der Nachwelt, daß sie mit ihrem Gatten „sechsundzwanzig Jahre in vergnügter Ehe“ gelebt hat — und doch war sie nicht seine erste Liebe. Denn das Kirchenbuch beginnt mit der Angabe, daß sich Otto Hieronymus von Stutternheim am 6. Januar 1652 mit Anna Maria von Leipzigin auf Beerwalde hatte kopulieren lassen. Die Pfarrer von Ogrossen haben fast alle der löblichen Sitte gehuldigt, in den Pfarrakten ein kurze Selbstbiographie zu hinterlassen. Darunter zeichnet sich der lateinische Lebenslauf des Pfarrers Starcke aus, eines alten Grimmensers, der zu Napoleons Zeit hier wirkte. Er schließt mit dem Jahre 1813, doch ist 1817 ein additamentum serius hinzugefügt, das mit den Worten beginnt: Patria eheu! divisa e voto quod inde alui ardentissimo in Saxoniam regiam redii.

In und um Ogrossen wird schon längst kein Slawisch mehr gesprochen, aber an Erinnerungen

an die Slawenzeit fehlt es nicht. In der ganzen Gegend von Altdöbern bis hierher und wohl auch weiterhin können die Eingebornen kein anlautendes h aussprechen, sie sagen also: „Der err alte seine and über dich.“ Auch kommen hier die aufgeschlitzten Bäume vor, mit denen es folgende Bewandtnis hat. Ist ein Kind schwer erkrankt, so wird unter bestimmten Zeremonien in der Nacht ein junger Baum in der Mitte aufgeschlitzt, doch so, daß die Krone unversehrt bleibt. Der Spalt wird nun auseinandergedehnt, und das Kind wird hindurchgesteckt. Die Sitte hängt wohl mit dem uralten germanisch-slawischen Baumkultus zusammen. Man denkt sich den Baum beseelt und meint nun, daß er seine gesunde Lebenskraft bei der Zeremonie mit der kranken des Kindes vertausche. So hängen ja die Waldhäusler des Erzgebirges gern den Kreuzschnabel ins kleine Stübchen und meinen, daß die Gebrechen der Insassen auf den armen Vogel übergehn. Der aufgeschlitzte Baum dient auch als Orakel. Geht er ein, so ist das ein schlimmes Zeichen für die Lebensdauer des durchgesteckten Kindes. Wächst er trotz der schweren Verwundung weiter, so hat auch das Kind ein langes Leben. Der Herr Pfarrer zeigte uns einen solchen auf-

geschlitzten Baum im Schloßparke, eine Weide, die sich aber trotzdem weiterentwickelt hatte.

Auch die Kirche des benachbarten Dorfes Gahlen soll eine Erinnerung aus heidnischer Zeit bewahren. Es ist nämlich in der Außenwand ein aus schwarzem Stein gehauener Kopf eines slawischen Götzen eingemauert, der als der letzte Rest eines Tempels des Czernebog aufgefaßt wird. Hat der rätselhafte Kopf wirklich diesen Ursprung, so liegt die bei der Erhaltung und Einmauerung befolgte Absicht klar zutage: man wollte die Slawen in die Christenkirche locken, indem man sie an die Stelle des frühern Tempels baute und sogar dem Slawengotte ein Plätzchen an der Außenmauer gönnte. So ist z. B. in Rom über einem alten Heiligtum aus republikanischer Zeit ein Mithräum und über diesem wieder die Krypta der Kirche San Clemente errichtet worden.

Aus solchen Betrachtungen wurden wir, als wir von Ogrossen um die Mittagszeit auf der Straße nach Vetschau weiterfuhren, durch ganze Scharen von Landleuten aufgestört, die in Gesellschaft von Kühen und Kalben, hier und da auch mit einem mutig dreinschauenden jungen Bullen heimwärts zogen. Demnach mußte wohl

an diesem Tage in Vetschau einer der berühmten Viehmärkte abgehalten werden, auf denen die Bedeutung der Stadt teilweise beruht. Und in der Tat: die obere Hälfte der Stadt mit Einschluß des Marktes war noch bei unsrer Ankunft mit behaglich wiederkäuenden Rindern, die untere Hälfte mit muntern Rossen erfüllt. An der Tür des Rathauses stand oder lehnte vielmehr der Gemeindediener, mit sanft schwimmenden Augen unter der kriegerischen Pickelhaube hervorschauend, und mit einem satten Schmunzeln unter dem martialisch gesträubten Schnurrbart, die Beine gekrümmt unter der Last des Bauches, der aus den Anschwemmungen unzähliger solcher Viehmärkte entstanden war, und schaute erhaben auf das Getümmel der Spreewaldbauern und der in ihrer bunten Tracht erschienenen Bäuerinnen, die mit kundigem Griffe die Wampe einer Kuh oder eines Öchsleins befühlten. Herrlich anzusehen war besonders eine stattliche Vierzigerin in rotem Rock, schwarzem Sammetmieder und blauseidnem, bis auf die Achseln reichenden, weit vom Haar abstehenden Kopfschmuck, der in schweren goldnen Fransen endigte. Größer noch als in der Oberstadt war das Getöse in den untern um das alte Lynarsche Schloß herum liegenden Straßen, wo

die Pferde feilgehalten wurden, meist Füchse und Rappen, mittelgroße, teilweise sehr zierliche, feinfüßige Tiere. Trotz der Enge der Straßen wurden die Tiere an der Trense dem Käufer im Trabe vorgeführt, sodaß allerorten eilige Hufschläge über dem holprigen Pflaster ertönten, dazwischen Kreischen und Schreien der Weiber und Kinder: da galt es schnell zur Seite springen mitten unter die an den Wänden angebundnen Pferde hinein, und doch ereignete sich dabei kein Unglücksfall, das Pferd ist eben verständiger als ein Automobil. Ehedem muß der Vetschauer Markt noch interessantere Bilder geboten haben: es soll nämlich hier alljährlich ein großer Gesindemarkt abgehalten worden sein, bei dem die Lieberoser Herrschaft das Vormietungsrecht hatte; bei einer andern Gelegenheit wurde alljährlich auf dem Vetschauer Markt ein großer Ball des gesamten Gesindes der Umgegend veranstaltet, zu dem einst 1080 Mägde in ihren Spreewälder Flügelhauben und roten Röcken erschienen sein sollen. Der herrschaftliche Förster hatte dabei den Vortanz, konnte ihn aber gegen einen Silbertaler an einen andern überlassen.[1]) Was mag da für ein Tosen und Jauchzen, für ein Dirnenschwenken und Röckefliegen auf dem Vetschauer

Markte geherrscht haben, wenn der Förster in grüner Pikesche mit der seidenbebänderten Obermagd aus dem Schlosse zum ersten Reigen antrat, und die langkittligen, buntwestigen wendischen Musikanten mit Fiedeln und Brummbaß, mit Klarinetten und dem besonders beliebten Dudelsack aufspielten!

Aber die Zeiten solcher buntbewegten frohen Volksfeste liegen weit hinter uns — wir mußten froh sein, daß wenigstens der Viehmarkt dem stillen Städtchen etwas Leben verlieh. Dieser warf seine Wellen weithin. Auch die nordwärts von Vetschau in den eigentlichen Spreewald führende Straße war den ganzen Nachmittag voll von Vieh, und als wir an dem vorläufigen Ziel unsrer Fahrt, dem Gasthof zum schwarzen Adler in Burg, dem Hauptort des obern Spreewalds, anlangten, waren auch vor diesem Gasthofe zahlreiche Rinder und Rosse angebunden. Drinnen saßen die neuen Besitzer und beredeten ihren Handel in einem interessanten Gemisch von Wendisch und Deutsch. Deutsch waren die technischen Ausdrücke, die Rassenbezeichnungen, deutsch vor allem die eingestreuten Flüche. Das schwarze einheimische Bier stand vor den Zechern in großen bauchigen Humpen, aber es wurde nur gegen

den ersten großen Durst, weiterhin, wie ich es einst in Schweden gesehen hatte, nur anstandshalber getrunken; beliebter war die daneben stehende kleinere Flasche voll Schnaps. Der Spreewälder, sonst ein braver und biedrer Mensch, huldigt dem Laster des Branntweintrinkens in nicht unbedenklicher Weise; auch zum Trost für den einsamen Heimweg ließen sich die meisten Gäste des Schwarzen Adlers beim Abschied die Schnapsflaschen noch einmal füllen.

Natürlich war in Vetschau nicht lauter Edelware gekauft worden. Einer hatte einen alten, auf den Vorderbeinen etwas struppierten Fuchs erstanden — wir gingen mit ihm aus dem Kruge fort —, aber nicht lange führte er das Roß an der Trense. Zwar war er noch dreimal älter als das Tier, aber ihn packte die Erinnerung an jüngere Tage der Rüstigkeit, und so wollte er denn seiner Hausfrau hoch zu Roß entgegentraben, obwohl er weder Steigbügel noch Sattel noch Decke zur Hand hatte. Vor einer Sägemühle lag ein Haufen Klötze — von dieser Höhe aus versuchte der Alte, den Rücken des neuen Hausgenossen zu erklimmen, der mißtrauisch doch geduldig mit rückwärts gewandtem Kopfe seinem Beginnen zusah. Lange Zeit war alles Bemühen

vergeblich: immer wieder rutschte der Alte zur Seite des Pferdebauchs herunter. Endlich umklammerte er mit beiden Armen den Hals des Tieres, und allmählich gelang es ihm, das steife Bein über das spitzkantige Rückgrat hinüberzuschieben. Der überlistete Fuchs sträubte sich eine Weile und manövrierte rückwärts auf einen wohlgefüllten Wassergraben zu, der Bauer aber rief unsre Vermittlung an. Wir hinderten also den Fuchs, so gut es ging, an seinem teuflischen Vorhaben und trieben ihn mit Händeklatschen langsam vorwärts. An einer Wegbiegung verloren wir das würdige Paar aus den Augen, aber nach einer Viertelstunde trafen wir es wieder. Der Alte war selig eingenickt, saß aber noch immer stramm auf dem steilen Rücken des Tieres, der Fuchs ging mit vornübergebeugtem Kopfe langsam im Leichenschritt dahin, dann und wann eine Handvoll Gras vom Wiesenrande rupfend — ob die beiden wohl ihre Klause noch erreicht haben?

Die größte Sehenswürdigkeit von Burg ist der eine Viertelstunde nordwärts liegende Burgwall, von den Einwohnern meist das Schloß oder der Schloßberg genannt, die uralte Befestigung, die auch dem Dorfe den Namen gegeben hat. Die ehrwürdige Anlage hat etwas gelitten, seit-

dem die von Kottbus über Burg nach Lübben führende Kleinbahn mitten hindurchgeführt worden ist. Aber noch immer ist des Charakteristischen genug übrig geblieben. Das „Schloß“ imponiert namentlich aus einiger Entfernung — von Süden oder Norden aus, wenn man die durch die Kleinbahn ihm eingehauene tiefe Schramme nicht sieht, und es sich als ein Ganzes über die grüne, von Baumgruppen unterbrochne Spreeau heraushebt. Es ist einst ein acht bis zehn Meter hoch aufgeworfner unregelmäßiger Rundbau aus Erde und Feldsteinen gewesen, mit drei nach Osten zu vorspringenden Bastionen, rings von Wasser umgeben; noch jetzt nähert sich ihm der Wasserspiegel bei Hochwasser auf der Südseite.[2]) Aber jahrhundertelange Verödung und noch mehr ein seit länger als einem Jahrhundert betriebner Anbau haben die Konturen etwas verwischt und die Profile des Bodens und des Wallganges einander genähert. Die Gräben, wenn überhaupt solche vorhanden waren, sind verschüttet, ein andrer Teil der Erdmassen ist nach innen gestürzt, sodaß nur in der Mitte des Ganzen die ursprüngliche Sohle des Bodens erkennbar ist. Strotzende Kartoffel- und wogende Kornfelder füllen jetzt die ganze Fläche des „Schlosses“ aus.

Unter einer großen Eiche, die am Westrand des Walles gewachsen ist, steht eine grüne, aussichtsreiche Bank. Dort saßen wir lange im Schein der Nachmittagssonne und genossen den eigentümlichen Reiz der Landschaft. Über uns kreiste ein Storch, zu unsern Füßen dehnte sich ringsum das lieblichste Bild: strohgedeckte Blockhäuser und Scheuern, dazwischen auch einmal ein rotes Ziegeldach schmiegen sich weitverstreut in bunter Regellosigkeit an die starken Stämme hochwipfliger Linden und Pappeln; die grenzenden Linien, die des Landmanns Eigentum scheiden, werden nicht von Rainen gebildet, die Demeter in den Teppich der Flur gewirkt hat, sondern von schmalen Wasserläufen, den zahlreichen Verästelungen der Spree, die sich weithin durch die das Naß begleitenden schlanken hochstämmigen Erlen kenntlich machen. Auf den Feldern sind fleißige Spreewälder beschäftigt, das Korn noch in altväterischer Weise mit der Sichel zu schneiden und in „Mandeln“ aufzurichten. Dicht vor unserm Sitz beobachteten wir drei Geschwister, einen schlanken Burschen und zwei liebliche Mädchen, die eine in blauem, die andre in rotem Rock, beide in schwarzen Sammetmiedern, schneeigen Hemdärmeln und stark gesteiftem

linnenen Kopfschmuck, wie sie sich alle drei in einer gewissen vornehmen Lässigkeit, die nur dem wohlhäbigen Besitzer eigen ist, mit zierlichen und doch kraftvollen Bewegungen bückten und hoben, sich wiegten und schmiegten, wie es gerade ihre Arbeit verlangte. Dann kam die rüstige Mutter in dunklerer Kleidung hinzu und leitete sänftlich das Ganze, ein herrliches Bild von homerischer Einfalt und Anmut. Von der sonnigen Gegenwart schweifte das innere Auge rückwärts zu den grauen Gefilden der Vorzeit. Auf dem Burger Schloßberge ist der rechte Ort, über die Natur dieses merkwürdigen Geländes und seine Schicksale nachzudenken.

Kein deutscher Fluß kann sich an eigentümlicher Gestaltung seines Laufes mit der lausitzisch-märkischen Spree vergleichen. Gespeist von einer ganzen Anzahl kleinerer Quellflüsse, die ihr die reichlichen Wasser des Lausitzer Gebirges zuführen, gewinnt sie rasch Bedeutung und macht Miene, selbständig das Gestade der Ostsee zu erreichen. Aber nördlich von Kottbus stellt sich ihr das von der Oder westwärts zum Fläming streichende sandige, kiefernbedeckte wellige Hügelland in den Weg. Sie biegt weit nach Westen aus, und nun beginnt ein ewiges Hin und Her des Laufes je nach der Richtung der Hügelwellen, sodaß sie

sogar ein großes Stück wieder nach Südosten fließen muß, bis endlich zwischen Beeskow und Fürstenwalde eine deutliche Nordwestrichtung zum Siege kommt und damit die Elbe statt der Oder als Ziel erscheint, das sie von Spandau an in schwesterlicher Gemeinschaft mit der Havel zu erreichen sucht. Oft kann sich das hellbraune, durch Torf und Eisen gefärbte Wasser der Spree aus den breiten Niederungen, die zwischen den Hügelwellen liegen, kaum wieder herausfinden: dann entstehn die Seen wie der Drahmsee bei Alt-Schadow oder der weit gewaltigere Schwieloch nördlich von Lieberose oder der Müggelsee bei Köpenick; aber die größte dieser Anstauungen war doch der See, dessen ungeheure Wasserfläche sich vom Nordabhange des Kottbuser Schloßberges bis nach Lübben erstreckte, das Gebiet des jetzigen obern Spreewaldes. Die östlichen Reste dieses Sees sind die großen Teiche südlich von der alten Sumpf- und Wasserfestung Peitz, seine nördliche Randlinie wird bezeichnet durch die von Lübben über Neu-Zauche nach Straupitz führende Straße, die südliche durch die von Lübben über Lübbenau und Vetschau nach Kottbus gehende Bahn, die einem alten von den Elbstädten Torgau und Wittenberg zur Oder führenden, den Spree-

wald südwärts umgehenden Handelswege folgt. Wenn man von den Bahnhöfen oder Bahndämmen dieser Verkehrslinie auf die Spreewaldauen niederschaut, sieht man keinen Seespiegel mehr; infolge des Anbaues und verminderter Zuflüsse aus den Quellgebieten ist der See verschwunden; er hatte für viele Jahrhunderte einem schwer zugänglichen sumpfigen Urwalde Platz gemacht. Seit einigen Jahrzehnten ist auch dieser gefällt; grüne Wiesen und durchsichtige Erlenzüge sind an seine Stelle getreten, aber die Spree mit ihren Hunderten von teils natürlichen, teils künstlichen Verästelungen, die „ein so verzweigtes Geäder darstellen wie die Venen des menschlichen Körpers,“ ist die eigentliche Herrscherin des Geländes geblieben. In der Urzeit ragten aus der unabsehbaren Wasserfläche nur einzelne diluvische Inseln heraus, die sich durch Anschwemmung und Anwehung von Sand allmählich zu dünenartigen Erhebungen vergrößerten. Auf einer solchen, dem Lutchenberge — eine niederdeutsche Benennung von lütt = klein, Berg der kleinen Leute — liegt der Kern des Dorfes Burg (Grod); eine andre bildete den ersten Ansatz zum Schloßberge.

Die ersten Ansiedler auf diesen und andern Inseln waren, soweit die Gräberfunde Kunde

geben, germanische Semnonen. Größere Bronzefunde, z. B. die beiden Bronzewagen und der Halsschmuck von Babow (teilweise im Königlichen Museum für Völkerkunde in Berlin), deuten auf einen Tauschhandel mit den alten Etruskern, Münzen der römischen Kaiserzeit auf einen Verkehr mit Rom. Der Kaiser Augustus selbst ist der gewichtigste Zeuge dafür: er erzählt in dem großartigen Rechenschaftsberichte über seine Regierung, im Monumentum Ancyranum, die Semnonen und andre Germanenstämme derselben Gegend hätten durch Gesandte um seine und des römischen Volkes Freundschaft geworben.[3]) Unter den Stürmen der Völkerwandrung sind die Semnonen, den suebischen Stämmen beigezählt, aus der Lausitz verschwunden; etwa im sechsten nachchristlichen Jahrhundert rückten die Slawen in die verlassenen Wohnsitze ein; im zehnten Jahrhundert begann die späterhin oft wieder abgeschüttelte Herrschaft der Deutschen, unter deren ersten Trägern die wettinischen Markgrafen der Niederlausitz Dietrich der Zweite (1034) und Dedi der Zweite (1046 bis 1075) erscheinen.[4]) Doch war die deutsche Herrschaft lange Zeit auf die Behauptung einiger strategisch wichtiger Punkte beschränkt. Erst Konrad der Große, Markgraf

der Lausitz seit 1136, und sein Sohn Dietrich (1156 bis 1185) konnten unter der Beihilfe von Klöstern, z. B. Dobrilugks, gestiftet um 1184, an eine wirkliche deutsche Kolonisation des Spreegebiets denken. In den nordöstlichen Gegenden der Niederlausitz faßte das Deutschtum erst festen Fuß nach der Gründung des Klosters Neuzelle (1268); noch länger erhielt sich ein halb unabhängiges Wendentum im Spreewalde.

Es ist gewiß eine gut beglaubigte Überlieferung, wenn der Burger Schloßberg als der Zufluchtsort des letzten wendischen Fürsten bezeichnet wird. Die noch jetzt in Burg lebendige Sage erzählt[5]: „Der wendische König hat auf dem Schloßberge zu Burg gewohnt und war ein Räuber. Er schlug die Hufeisen verkehrt auf, daß niemand wissen sollte, ob er heraus- oder hereingeritten war, und hatte eine lederne Brücke, die sich von selbst hinten zusammen- und vorn wieder aufrollte. Darüber ist er geritten; so konnten sie ihn nicht abfassen, denn damals war alles Sumpf und Wasser. Er hatte viel Geld, darum ist der Schloßberg verwünscht worden. Zuletzt kam ein Gewitter und erschlug den König, und das Schloß versank. Das kann man noch sehen, denn in der Mitte ist der Schloßberg tief,

und stößt man mit einer Stange auf, so klingt es hohl. Auf dem Schloßberge ist viel Spuk, vornehmlich Nachts. Die Pferde werden scheu, denn das Tier sieht mehr als der Mensch. Der alte wendische König reitet ohne Kopf über den Berg; es geht immer in der Dämmerung eine Frau herum, ganz weiß gekleidet, bei Tage schwarze Männerchen; viele Flammen sieht man, auch im Winter auf dem Schnee. Auch eine Verwünschte ist im Berge, eine Jungfrau, die Tochter des wendischen Königs. Sie sitzt und spinnt an einem Spinnrade und soll zwölf Hemden machen, doch jedes Jahr bloß einen Stich, dann ist sie gelöst, dann wird alles wieder herauskommen, der König auch."

Von dem ehrwürdigen Sitze dieses Spukes lenkten wir unsre Schritte nordwärts und konnten der Versuchung nicht widerstehn, einem der schmalen, durch das weiche Gras führenden Fuß-pfade zu folgen. Aber gar bald sahen wir rechts und links von uns Wasserarme, zwischen denen ein baumbesetzter Wiesenstreifen spitzwinklig bis zu dem Punkte verlief, wo sich die beiden Wasser-läufe vereinigten; nirgends ein Steg, wohl aber lag unter hohen Erlen und Silberpappeln einer jener slawischen Einzelhöfe, die für diese Gegend

so charakteristisch sind. Uns reizte die Neugier, dieses Gehöft in der Nähe und womöglich auch im Innern zu betrachten. Als wir hinankamen, fiel uns zunächst die Weitläufigkeit und Zertragenheit der ganzen Anlage auf. Während z. B. in den fränkischen und den erzgebirgischen Walddörfern eine strenge Geschlossenheit der Siedlungen herrscht, sodaß die kleinern Besitzer die Wohnräume, die Stallung und die Scheuer gern unter einem Dache vereinigen, die größern ihre Gebäude möglichst eng zum eintorigen, viereckigen, ringsummauerten Hofe zusammenschließen, bestand diese slawische Siedlung aus sechs ziemlich weit auseinander liegenden Blockhäusern von verschiedner Größe. Das sehr lange und schmale einstöckige Wohnhaus, hinter dem ein blumenreicher Gartenstreifen umzäunt war, schaut nach Osten, gegenüber liegt die Scheuer, an die ein Kahnhaus angebaut ist, nach Norden zu der Stall, die Hofecken bleiben offen, nach Süden zu aber, regellos durcheinander, das Backhaus, der Schweinestall und der Holzschuppen. Als wir unter dem Gebell des Hundes über den freien Raum zwischen Wohnhaus und Scheuer dahinschritten, sahen wir die lange Gestalt des Besitzers — es war der „Ganzkossät" Markussen-Krüger — mit einem

Eimer kristallklaren Wassers von dem Ziehbrunnen auf die geöffnete Tür des Pferdestalles zugehn, aus dem ein herrlicher Fuchs mit rückwärtsgewandtem Kopfe verlangend nach dem Wasser und dann wieder neugierig zu uns herüberäugte. Markussen-Krüger blieb stehn, stellte den Eimer hin, streckte uns beide Hände entgegen und rief, indem er uns mit seinen blauen Augen lächelnd betrachtete, fast in einem Atem: „Was bringt ihr mir, wo kommt ihr her, um wen trauert ihr?“ Wir gaben ihm die verlangte Auskunft, aber er hatte, wie ein Mann, der nur selten mit Fremden spricht, schon wieder eine ganze Reihe andrer Fragen bereit: nach unserm verstorbnen König Albert, der ihm als Kriegsmann bekannt war, nach den klimatischen und wirtschaftlichen Verhältnissen unsrer Heimat, die er nur vom Hörensagen kannte. Unterdessen kamen die Kinder herbei und gaben uns der Reihe nach still die Hand. Sie konnten nicht mit uns sprechen, weil sie im Deutschen noch nicht genügend fortgeschritten waren, auch der neunjährige Knabe nicht, der seit drei Jahren die Schule besuchte — ein sonderbarer Eindruck mitten im Deutschen Reiche, noch sonderbarer, wenn man erwägt, daß die Ahnen unsers Markussen-

Krüger vor hundertundfünfzig Jahren Deutsche waren. Denn wie sein deutscher Name andeutet, entstammt er wohl einer jener Kolonistenfamilien, die Friedrich Wilhelm der Erste oder Friedrich der Große im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts hier angesiedelt haben. Namentlich ausgediente Soldaten wurden unter diesen beiden Herrschern im fiskalischen Walde dieser Gegenden gegen geringen Erbzins mit Land versorgt, wenn sie eine Holzbude herbeibrachten und an passender Stelle aufschlugen. Sowie nach der ersten Nacht, die sie auf dem neuen Grunde verbracht hatten, der Rauch aus ihrer Hütte emporstieg, galten sie als Besitzer des okkuppierten Bodens.

Später (1765) wurden insbesondre böhmische, schlesische und sächsische Weber mit je achtzehn Morgen Wiesen- und Waldland in dem Teil des weitverstreuten Orts Burg, der südlich von der Mühlspree liegt, angesiedelt, damit nach den Grundsätzen des Merkantilismus etwas Industrie in diese rein landwirtschaftliche Gegend käme. Der Staat baute diesen Webern sogar eine Leinwandbleiche am Nordrande ihrer Kolonie.[6]) Aber im Zeitalter der Maschinen verfielen die Webstühle, und aus der Leinwandbleiche wurde längst der Gasthof „zur Bleiche,“ aus den Webern wurden

kleine Landwirte und Bootführer. Vor allem aber haben die eingewanderten deutschen Familien der Kaupergemeinde und der sogenannten Kolonie im Laufe der Zeit durch Verschwägerung mit den überwiegenden Wenden ihre Muttersprache so verlernt, daß heutzutage sogar ein „Krüger" erst in den höhern Klassen der Volksschule sich wieder einigermaßen deutsch ausdrücken kann. Das ist sehr lehrreich. Es erklärt so manchen auffallenden Prozeß von Slawisierung in unsern Ostmarken, es erklärt aber auch, warum so manches von deutschen Bauern gegründete mittelalterliche Dorf einige Generationen später unter slawischem Namen erscheint. Unser Markussen-Krüger hatte seine Umformung in einen echten Deutschen, wie er selbst erzählte, erst während seiner militärischen Dienstzeit durchgemacht. Mit Stolz zeigte er uns, als wir ihm ins Wohnhaus hinein folgten, die weiß-rote Mütze der Gardekürassiere, bei denen er vor zwanzig Jahren eingetreten war.

Die Wände der Wohnstube wiesen keinerlei Schmuck auf außer zwei Bildern, die auffallenderweise nichts Preußisches darstellten, sondern Napoleon inmitten der alten Garde bei Waterloo und den Kaiser Franz Joseph von Österreich. Daß aber sein Anwesen selbst ein schönes Bild

abgebe, das wußte Markussen-Krüger wohl, denn er erzählte, daß jedes Jahr mehrere „Photographisten“ kämen, um es abzunehmen. Das bedeutendste Gerät der Wohnstube war der große Kachelofen mit der Ofenbank, doch waren hier und da im Hause auch noch ältere Kamine erhalten. In merkwürdigem Gegensatze zu der offenbaren Wohlhabenheit des Besitzers stand die primitive Einrichtung der Schlafräume: nur für die Eltern war ein breites Ehebett vorhanden, die Kinder schliefen in Bettkisten, die flach auf dem Fußboden standen. Und doch war noch eine schöne altertümlich bemalte Bettstelle vorhanden, aber sie stand unbenutzt auf dem Oberboden des Hauses. Dort sahen wir auch buntbemalte Truhen und Kleiderschränke; in diesen nahmen die zum Sonntagsstaat gehörenden, mit Watte gesteiften Weiberröcke den größten Raum ein. Reichliche Flachsbündel hängen an Pflöcken, Spinnräder stehn darunter. Sie werden im Winter hervorgeholt — und wenn dann der Sturm in den leeren Wipfeln der Pappeln und Erlen braust, und die dicht fallenden Schneeflocken den Verkehr von Gehöft zu Gehöft erschweren, dann ist wohl der große Kachelofen der Wohnstube mit dem knisternden Erlenscheit der ideale Mittelpunkt der

Familie — vor ihm dreht sich „um die schnurrende Spindel der Faden," und die Kinder tröstet in ihrer Vereinsamung das träumerische slawische Lied der spinnenden Mutter.

Wenn draußen die Natur schlummert und die ländliche Arbeit ruht, dann ist die Zeit, wo die Geister der Vergangenheit aufwachen. Besonders zu der Zeit der Jahreswende kehren die alten Götter auf einige Zeit zurück: dann schwirren unter dem jungen Volk, das zur „Spinte" geht, die Sagen vom Nüx und vom Bud, vom Schlangenkönig [7]) und von der todbringenden Mittagschleiche, der Frau Pschesponiza. [8]) Aber auch im Spreewalde ist der alte Volksgeist unter dem Einflusse des Fremden, des Großstädtischen im Absterben begriffen; glücklicherweise hat vor einem Vierteljahrhundert ein kundiger, dichterisch empfindender Mann, Willibald von Schulenburg, alles aufgezeichnet, was davon noch lebendig war. Er hat noch Leute gekannt, die in einer von fremden Einflüssen kaum berührten Vergangenheit wurzelten, z. B. den alten Fischer Kito Pank, von dem er, ein Meister der Schilderung, folgendes berichtet [9]): „Es war an einem schönen Sommerabend, als ich durch Busch und Wiesen heimkehrte und vor mir ein graues Männchen über

den Weg streifen sah, dem gleich Flügeln die Bogen eines Kreuzhamens von den Seiten abstanden. Ich winkte ihm, er blieb stehn, und ich brachte eine Skizze desselben flüchtig zu Papier. Dann wünschte ich ihm: dobry wjacor (guten Abend) und folgte durch das feuchte Gras, durch Wiesen und Weidengebüsch. Zuletzt kamen wir an ein Wasser und gingen über den schwankenden Steg. »Hier wohne ich«, sagte das absonderliche Männchen und wies auf das dichte Blättergrün. Ich konnte kein Haus sehen, aber bald standen wir vor einem uralten Hüttchen, versunken in die Erde, mit schiefen Wänden und mit Schilf umstellt. Gebückt folgte ich jenem auf den Flur, in dessen Ecke ein Baumstamm mit Kerben lehnte, die Treppe zum Boden. Durch die kleine Tür traten wir in die vor Alter geschwärzte Stube mit ebensolchem Schemel und Tischchen, die neben dem Bette und altertümlichen Ofen nur wenig Raum auf dem dunkeln Lehmestriche ließen. Noch schmückten das Tellerbrett und ein Schränkchen mit der Bibel die Wand. Hastig trat der Alte an den Tisch, ergriff einen Spaten und preßte mit dem Griffe unter Schmerzen seine Brüche in den Leib. Dann schlug er Feuer, stülpte die Buschka über die Pfeife und sprach: »Jetzt, Herr,

laßt uns reden.« Eine so geheimnisvolle, halb unterirdische Existenz wie der alte Kito bildet die Brücke zu den Vorstellungen des Volkes von den Lutchen, die ehedem die Gegend von Burg bewohnten, Leutchen, so groß wie eine Kleiderbürste, die in backofenartigen Höhlungen und Erdlöchern wohnten. Der Urgroßvater und die Großmutter haben sie noch gesehen und mit ihnen gesprochen. Sie waren Heiden und Zauberer — und konnten keine Glocken und keinen Gesang vertragen. Wenn sie starben, verbrannten sie die Leichen und taten die Knochen in die Erde. Dabei hielten sich die Nächsten aus der Freundschaft die Tränennäpfchen unter die Augen und fingen darin die Tränen auf und setzten sie um die großen Töpfe herum. Wie die Glocken kamen, haben die Lutchen »Vergang genommen«, krochen in ihr Geschirr hinein und sind darin gestorben. Die im Schloßberge liefen zusammen und sagten:

> Te brumbaki lagn do swĕta
> My musymy nĕto ze swĕta.
> (Die Brumbaken kommen in die Welt,
> Wir müssen jetzt aus der Welt.)[10])

Mancher wendische Fischer nach Kitos Art ist wohl selbst zur mythischen Figur geworden wie Krepel aus Leipe, der fischte mit einem kleinen

Kahne von Erlenholz. Da erhob sich ein Wirbelwind, ergriff ihn und fuhr mit ihm in die Höhe bis an den Himmel hinan und stieß mit dem Kahne an den Himmel. Und da frug unser Herrgott: Chto tam jo, wer ist da? — Krjepjel z Lipjeg, Krepel aus Leipe." [11])

Schulenburg klagte im Jahre 1880 mit Recht darüber, [12]) daß der natürliche Auflösungsprozeß, dem das alte Volksleben des Spreewaldes unterliegt, noch beschleunigt werde durch polizeiliche Verordnungen, durch die eine Menge harmloser Sitten und Gebräuche, die ein Band mit der Vergangenheit knüpften, verboten worden sind. Solche durch das Alter geweihte Gebräuche des Landvolkes, sagt er, wie die Spinten, die Holzabende, Mummenschanz, Zampereien und ähnliche Zusammenkünfte der Jugend sollte man eher begünstigen als verbieten. In ihnen wurde eine feinere Umgangsweise als sonstwie gepflegt, in ihnen der Geist der Dichtung von Geschlecht auf Geschlecht vererbt. „Gegen den jammervollen und volksvernichtenden Branntweintrunk ist gerade das gesellschaftliche Zusammenleben mit den Frauen und Mädchen das beste und einzige Mittel und wiederum die gemeinsame Spinte die beste Gelegenheit. Was sonst an langen Winterabenden

in bläulichem Dunste die Schenken füllt und mit wüstem Gebrüll die Karten auf den Tisch haut, mit Branntwein das Hirn verbrennt und mit Messern die Schädel zerschlägt, das gewöhnt sich in Spinnstuben an feineres und geordnetes Verhalten, um meist frühzeitig in einer glücklichen Ehe sein Los zu sichern." Das sind beherzigenswerte Worte, die nicht nur für den Spreewald gelten. Ich kann Schulenburg aus meiner Erfahrung im sächsischen Erzgebirge nur zustimmen: wo noch ein Rest der alten Spinnstuben oder des gemeinsamen Strohflechtens das Zeitalter polizeilicher und pastoraler Verfolgung überdauert hat, erweist er sich als ein Hort feinerer Gesittung.

Bei sinkender Sonne machten wir noch einen Gang in die westlich vom eigentlichen Dorf liegende Kolonie Burg und zum Gasthof „zur Bleiche." Da es Sonnabend war, langten noch immer Boote aus Lübbenau an, gefüllt mit Fremden, die am folgenden Tage den berühmten Burger Kirchgang sehen wollten. So saß denn die alte Gaststube der Bleiche voll von schmalschädligen, wendisch aussehenden Fährleuten, draußen aber im Garten und in der Veranda drängten sich elegante Damen und Herren aus Berlin und Dresden und andern Großstädten.

Unvergeßlich ist mir der Rückweg in unser Quartier durch die linde Sommernacht, die der Wirkung des eigentümlichen Geländes auf den Menschen fast noch günstiger ist als der helle Tag. Über eine „Bank,“ d. h. über einen hohen steilen Steg „im rohesten Rialtostile,“ unter dem die Boote hinwegfahren, gelangten wir auf das rechte Ufer der Mühlspree und gingen nun unte uralten Erlen zwischen hohen betauten Gras halmen einen schmalen Pfad hin, an schweigende Siedlungen der Menschen vorüber — hier un da schlug ein Hund an — sonst war es sti Wir Modernen zogen furchtlos durch die Nac aber der echte Spreewälder hat zu solcher Stun seine Gesichte. Da huscht das Irrlicht über Wasserspiegel hin und her, oder es hängt ol im phantastischen Gezweig der alten Weide, o der Kobud (Kobold) wandert an finstern Stel neben ihm. Jeder spricht davon in seiner Spra Der junge Goethe sagt:

Schon stand im Nebelkleid die Eiche
Ein aufgetürmter Riese da,
Wo Finsternis aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Spreewälder erzählt [15]): „Einer g einmal nach der Mühlspree. Da schritt ein al

Männchen nebenher, das war erst ganz klein, wuchs immer mehr und ragte zuletzt bis zur halben Dachhöhe. An der Brücke huschte es wie eine Gans übers Wasser, wurde ein Ungeheuer und fletschte auf der andern Seite mit großen Zähnen."

Als wir ganz nahe an den Fluß kamen, genossen wir ein wunderbares Schauspiel: abwärts lag noch die orangene Glut der letzten Abendröte im Wasser, und aufwärts schon das silberne Licht des Mondes, das in langgezognen Tropfen durch das dichte Gelaub niederglitt — kein Laut des Lebens ringsumher — nur dann und wann zog ein Wasserkäfer seine Kreise über die silberne Fläche. Lange standen wir still unter dem Zauber dieser Mondnacht. Da tönte plötzlich von fern ein leises Plätschern zu uns heran — es kam näher und rührte von sechs Booten her, deren Insassen eine Mondscheinpartie nach der Kanomühle machten, junge Damen und Herren aus Kottbus mit ihren Eltern. Aber auch sie waren von der sanften Herrlichkeit der Szenerie so ergriffen, daß jeder übermütige Scherz verstummt war und sie uns nur durch Winken und geflüsterte Rede zur Mitfahrt aufforderten. Wir konnten leider der Lockung nicht folgen, da wir

des Schlafes bedurften. Und so sahen wir den geräuschlos dahinziehenden Kähnen noch lange sehnsüchtig nach, bis das Ruder des letzten noch einmal silbern aufleuchtend unter der „Bank“ verschwunden war.

Unsre wohlverdiente Nachtruhe fanden wir im Landhause eines Fuhrwerksbesitzers in einem Zimmer mit so blütenweißen Betten und so sorgfältiger, blitzsaubrer Ausstaffierung, daß wir uns förmlich bemühten, die Harmonie des Ganzen durch unsern Aufenthalt möglichst wenig zu stören. Dieses Haus steht im Verhältnis einer Dependance zum „Schwarzen Adler,“ dem besten und stimmungsvollsten Spreewaldgasthofe, den ich kennen gelernt habe. Er leistet sein Höchstes in dem berühmten Abendessen: Hecht mit Spreewaldsauce — aber auch das Kaffeestündchen in dem anmutigen Garten war sehr behaglich. Der Hauptreiz eines Sonntagmorgens in Burg besteht in der Beobachtung des Kirchgangs der Spreewälderinnen — die Männer haben leider die Volkstracht abgelegt —, bei dem die buntesten Geheimnisse der Truhen und Schränke, aber auch viel natürliche Anmut und Lieblichkeit zur Entfaltung kommen. Lange vor Beginn des Gottesdienstes stellen sich die ankommenden

Frauen und Mädchen, die teilweise einen zweistündigen Weg zurückzulegen haben, auf dem geräumigen Platze vor und neben der Kirche auf.

Es ist bekannt, wie sich ihre weitgespreizte, aber im ganzen doch nicht unschöne Tracht, die dem Gange etwas sanft Wiegendes verleiht, nach Alter, Stellung und Besitz unterscheidet. Gemeinsam ist allen eine gesunde Farbenfreudigkeit, die sich an gelben und roten, grünen und blauen Lichtern nicht genug tun kann.

Am auffallendsten ist das Abzeichen der Braut und der Brautjungfer: die breite, steife, vielfältige weiße Halskrause, auf der der sauber gezopfte, weißhäubige Kopf zu schwimmen scheint. Während sich die weniger bunt gekleideten Mütter besonders auf dem Vorplatze der Kirche ihr Stelldichein gaben, sammelten sich die buntern Scharen der Mädchen links von der Kirche vor einem kleinen Kramladen. Sie wissen wohl, daß sie der Mittelpunkt des Interesses der Hunderte von Fremden sind, und tragen meist ein selbstbewußtes, aber sehr zurückhaltendes Wesen zur Schau. Endlich ziehen sich die Scharen der Kirchgänger in das Gotteshaus hinein. Die Neigung der Wenden zu buntem Flitterstaat überträgt sich sogar auf dieses; wir fanden es

mit auffallend geschnittnen Guirlanden aus buntem Papier nach allen Richtungen hin durchzogen. Die Kirche ist bis auf den letzten Platz gefüllt, das ganze Schiff ist voll Frauen und Mädchen, und wenn sie sich nun andächtig über das Gesangbuch beugen, so sieht man von ihnen nichts als lange Reihen weißer Hauben, ein sonderbarer und doch feierlicher Anblick (siehe Abbildung Seite 56).

Unterdessen hatte unser schon tags zuvor gedungner Fährmann, ein älterer Wirtschaftsbesitzer aus Burg, das Boot zur Wasserfahrt gerüstet. Wir wollten das verschlungne Geäder der Spreearme gründlich kennen lernen und deshalb auf großen Umwegen mitten durch die einsamsten Partien des Waldes nach Lübbenau vordringen. Die Boote, die dazu verwandt werden, sind sehr flach, weil die Seitenkanäle oft recht seicht sind. Man sitzt aber doch auf der lose über die Bootsränder gestellten zweisitzigen Bank leidlich bequem, während der Fährmann im hintern Teile des Kahnes aufrecht stehend ihn mit einem leichten Ruder bewegt und lenkt. Die schöne Körperhaltung der Spreewälder soll eine Folge dieser Gewohnheit sein. Die fünf- bis sechsstündige Fahrt bringt uns an interessante Einzelsiedlungen der Gemeinde Burg und später der

Kauperkolonie (Kaupe = eine Erderhöhung, auf der ein Gehöft gebaut ist); statt der Straße führt ein Wasserarm auf den Hof, nahe bei der Haustür, oft auch unter der übers Wasser gebauten Scheuer liegen die Kähne — hier und da stehn kleine Mädchen in Spreewäldertracht am Ufer, Teichrosen in der Hand, die sie auf einen ermunternden Zuruf der Bootsinsassen in den Kahn werfen, wofür man mit einer kleinen Münze dankt. Es kam auch eine Stelle, wo unser Boot, weil das Wasser abfiel, unweigerlich im Sande festsaß, aber da waren hilfreiche Jungens zur Hand, die es, bis zum Oberschenkel im Wasser stehend, über die kritische Stelle hinwegschoben, bis das Fahrwasser wieder tiefer wurde.

Ungefähr in der Mitte unsrer Fahrt lag das Forsthaus Eiche in der Nähe einer Stelle, wo die drei Kreise Kalau, Kottbus und Lübben zusammenstoßen. Hier kamen wir also aus altbrandenburgischem Gebiet (Kreis Kottbus), zu dem z. B. das Dorf Burg gehörte, wieder auf solches, das bis 1815 kursächsisch gewesen war. Aus dem Forsthause ist im Laufe der Zeit ein wohlbewirteter Gasthof geworden. Ganz besonders schön ist der begleitende Erlenwald zwischen

Eiche und Kanomühle, obwohl die Raupen auf einigen Strecken das Laub abgefressen hatten. Dafür gab es eine andre Plage nicht, auf die wir uns mit Ernst und Eifer gerüstet hatten: die Mücken. Namentlich der Apotheker in Großenhain hatte unser Gewissen in dieser Hinsicht geschärft: er hatte uns nicht nur eine Tinktur gegen den Spreewalder Mückenstich gegeben, sondern auch eine prophylaktische Salbe, mit der wir Hände, Stirn und Wangen bei der Annäherung des bösen Feindes einreiben sollten. Das Zeug stank mörderlich nach Nelken- und Lorbeeröl und tötete alle bessern Geister unsers Rucksacks, aber keine Mücke ließ sich sehen, der kühle Sommer (1902) hatte die ganze Brut vertilgt.

Bei der Kanomühle passiert das Boot eine Schleuse und nähert sich dann durch große, waldumsäumte Wiesenflächen, auf denen die Heuschober getürmt wurden, der Wotschofska; so heißt eine alte erinnerungsreiche Eiche, in deren Schatten ein anmutiges Wirtshaus oberbayrischen Stils mit großem Garten den Fremdling zur Rast lockt. Hier erreicht das Getreibe der ankommenden und abfahrenden Boote den Höhepunkt. Sie sind meist von Berlinern besetzt, die der sonntägliche Frühzug nach Lübbenau gebracht

hat. Ihre wohlberechtigte Freude darüber, daß sie dem dumpfen Häusermeer einmal entschlüpft sind, paart sich mit dem Bedürfnisse, ihre spezifische Intelligenz vor den Nichtberlinern leuchten zu lassen, und so gleicht denn die schmale Wasserstraße zur Wotschofska einer großen Lästerallee, in der man alle Spielarten des Berliner Witzes von einer liebenswürdigen Anzapfung im Vorbeifahren herab bis zur derbsten Schnoddrigkeit ebensogut studieren kann wie in der Hasenheide.

Nach der Wotschofska ist der Glanzpunkt der Fahrt das Dorf Lehde, ein Klein-Venedig ins Urwaldliche übersetzt, wo jedes Haus auf einer Insel liegt, und sogar der Schulweg im Kahn zurückgelegt wird. Hier sahen wir auch die echten landwirtschaftlichen Erzeugnisse des Spreewaldes: ganze Kähne voll Meerrettich, Mohrrüben und Gurken. Manch liebliches Bild zog an uns vorüber — ein kleiner Blondkopf heulte am Ufer, weil ihm der Kahn fortgeschwommen war, in dem er die Großmutter besuchen wollte; zwischen zwei riesigen Linden vorm Hause saß eine Wendin in der hellen Nachmittagssonne und besserte Fischnetze aus. Wundervoll sind die wechselnden, kulissenartigen Prospekte der wassererfüllten Dorfstraße. Endlich gleitet das Boot am Parke des

Grafen Lynar vorüber in den reich belebten Gondelhafen des Städtchens Lübbenau. Es bietet wenig Merkwürdiges; aber am Nordende des Ortes steht noch die kursächsische Postsäule mit der Inschrift: Nach Dippoldiswalde 28, nach Töplitz 34 Stunden. Wie lange ist es doch her, daß diese Verbindung für Lübbenau von Wichtigkeit war! Sonst habe ich nur wenig Spuren der sächsischen Vergangenheit in Lübbenau wahrgenommen: die kursächsische Zeit ist hier wie im ganzen Spreewalde fast vergessen.

Dafür ist die Gestalt des Alten Fritz um so lebendiger. Das kommt wohl daher, daß gerade in diesen Gegenden schon im achtzehnten Jahrhundert die kolonisierende Tätigkeit der preußischen Könige das Wenige, was von Sachsen aus damals in dieser Richtung geschah, bei weitem überstrahlte. In Schulenburgs Sagenbuche kommt der sächsische Kurfürst nur zweimal vor, einmal als „der Starke aus Sachsen," das andremal ohne Namen. Diese letzte Geschichte unter dem Titel „Die Leiper und der sächsische Kurfürst" ist für beide Teile nicht eben ehrenvoll; sie zeigt die unverstandne Dörflichkeit dieser Hinterwälder im Gegensatz zu der volksfremden Eleganz des sächsischen Hofes. Sie lautet [14]): „Der sächsische

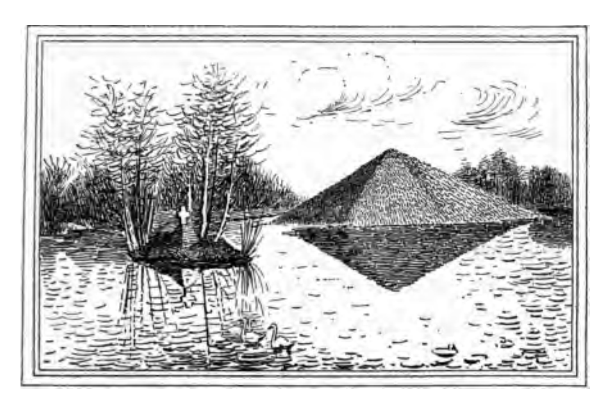
Kurfürst besuchte mal den Grafen in Lübbenau, und die Untertanen sollten die Feste mitfeiern. Auch die Leiper kamen und standen da in ihren braunen Kappen und Bärenmützen, jeder Mann mit seiner Frau unter dem Arme. Wie nun der Kurfürst herangaloppierte und die Musikanten spielten, fingen die Leiper an zu tanzen. Da fragte der Kurfürst: »Was sind das für Leute?« und gräfliche Hoheit antwortete: »Das sind die Leiper aus dem Spreewalde.« Da sagte der Kurfürst: »Das sind recht pohlsche Ochsen.« Wie die Leiper nach Hause kamen, fragten die andern: »Wie war es denn?« »Na, sagten die, etliche bissen die Stöcke von der Seite, andre von der Quere und am Ende, und der Kurfürst ging immer mit einem Schimmel auf die Quere. Solche Ehre haben wir uns da geholt.«"

Es war eine merkwürdige Fügung, daß die Grundherrschaft über die kursächsischen Spreewälder im sechzehnten Jahrhundert auf eine italienische Adelsfamilie überging. Graf Rochus zu Lynar, genannt nach dem zerstörten Schlosse Linari bei Florenz, erst in französischen Kriegsdiensten, siedelte bei Beginn der Hugenottenkriege, da er selbst Protestant geworden war, nach Sachsen über und wurde 1570 beim Kurfürsten

August Oberartilleriemeister und Befehlshaber der Festungen,[15]) später trat er in brandenburgische Dienste und starb 1596 in Spandau. Von ihm stammt das noch heute blühende Geschlecht der Grafen und Fürsten Lynar in der Niederlausitz. Das Volk war geschäftig, den Ursprung des Geschlechts, das eine Schlange im Wappen führt, von dem sagenhaften Schlangenkönig abzuleiten.[16]) Die Lynars gelten dem Volke noch heute als die Nachfolger des wendischen Königs — und in gewissem Sinne sind sie es auch.



Spreewälder Gehöft



Grab der Fürstin Pückler-Muskau im Parke zu Branitz bei Kottbus

3

Von der Spree zur Oder

Wir erreichten Kottbus bei Nacht und waren erstaunt über die Fülle des Lichts, die uns schon lange vor der Einfahrt des Zuges vom Bahnhofe her entgegenschimmerte. In der Tat machen die Bahnhofsanlagen, das Verkehrsleben und das Gasthofswesen in Kottbus gleich bei der Ankunft auf den Fremden einen großstädtischen Eindruck. Das alte Bild der gemütlichen Lausitzer Kleinstadt, das uns vorschwebte, wenn wir als Kinder sagten: „Der Kottbuser Postkutscher putzt den Kottbuser Postkutschkasten,“ stimmt nicht mehr, wenn man die breite, asphaltierte, mit den

elegantesten öffentlichen und Privatgebäuden eingefaßte Bahnhofstraße hineingeht und eben solche Straßen rechts und links davon ein Westviertel bilden sieht, dessen sich weder Leipzig noch Dresden zu schämen hätten. Kottbus ist jetzt mit Einschluß der einverleibten Vororte eine Stadt von gegen 50000 Einwohnern und an Größe und Bedeutung für Verkehr, Handel und Industrie ohne Zweifel die erste Stadt der ganzen Niederlausitz. Ihre Anfänge verlieren sich in das Dunkel der Sage. Eine Furt über die Spree und die hochwasserfreie Lage des Schloßberges mögen die erste Ansiedlung veranlaßt haben. Schon vor der deutschen Herrschaft muß hier ein slawischer Handelsplatz bestanden haben, dann ein deutscher Burgwart, der freilich auf lange Zeit wieder den Polen anheimfiel, und seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts eine kleine deutsche Stadt. Sie stand erst unter einem Ministerialen der Wettiner, dann aber war „hus und stat“ ein markgräfliches Lehen der Herren von Kottbus, die sich bis in die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts in diesem Besitze behaupteten.

Schon 1357 gab Ludwig der Römer von Brandenburg den Herren von Kottbus ein Straßenprivilegium, das Kaiser Karl der Vierte

1371 in Bautzen bestätigte und dahin erweiterte, „daß die gemeine Kaufmannstraße durch Kottbus gehn soll, wo der von alters her übliche Zoll zu entrichten sei; von da sollen die Kaufleute nicht nach Fehrow, sondern nach Peitz fahren.“[1]) Im Jahre 1462 kam Kottbus im Gubener Frieden an die brandenburgischen Hohenzollern; seitdem gebieten deren Amtsleute auf dem Schlosse. Sie kommen wegen der Privilegien der hohen Straße oft in Streit mit den Amtsleuten der Wettiner. So bezeugt der Kottbuser Landeshauptmann Christoph von Zabeltitz im Jahre 1509, daß die Breslauer Fuhrleute bisher immer ungehindert nach Kottbus und weiter nach Leipzig gefahren seien, neuerdings aber würden sie dort bestraft, weil sie nicht über Großenhain gefahren wären, ebenso verlange Georg von Schlieben auf Radeburg, daß die böhmischen Güter über Pirna, Stolpen, Bischofswerda, Ortrand, Lübben, Beeskow, also ohne Kottbus zu berühren, nach Berlin und in die Seestädte gebracht würden.[2]) Trotz solcher Konkurrenz der ältern „hohen Straße“ zog auch die „niedere“ und mit ihr Kottbus einen bedeutenden Handel an sich.

Auch ein reges geistiges Leben muß schon vor Beginn der Reformation in Kottbus ge-

herrscht haben. Die Pfarrer von Kottbus erscheinen an der Wende vom fünfzehnten zum sechzehnten Jahrhundert als Räte der brandenburgischen Kurfürsten, so vor allem Hieronymus Scultetus,[3]) „der würdige und hochgelahrte Er (Herr), Probst, Licentiat und Pfarrer zu Cottbus," der nicht nur Streitigkeiten zwischen Adel und Fürsten schlichtet und Einigungen für die Säuberung der Straßen von Wegelagerern zustande bringt, sondern auch vollkommen trunkfest war, sodaß er, wenn die andern längst unter die Bank gesunken waren, noch aufrecht stand und den Fürsten seine Meinung sagen konnte. Kurfürst Joachim der Erste, dessen Gevatter er war, verschaffte ihm 1507 das Bistum Brandenburg und danach auch das von Havelberg. In diesem Amte war Scultetus dem Wittenberger Dr. Luther ein schonender, gütiger Vorgesetzter, der ihm zwar den Rat gab: „Steht stille und laßt Euch nicht zu weit ein," aber doch jeder Gewalttat gegen den kühnen Augustiner widerstrebte. Willibald Alexis hat ihm in seinem Roman „Der Wärwolf" ein Denkmal gesetzt. In Kottbus wurde die Reformation eingeführt durch Johann Briesmann,[4]) einen Minoriten des Kottbuser Franziskanerklosters, der als eifriger Gegner Luthers zu

der Leipziger Disputation zog, danach aber noch einmal in Wittenberg studierte und 1522 als begeisterter Anhänger Luthers nach Kottbus zurückkehrte. Zwar mußte er hier dem Zorne Joachims des Ersten weichen, aber Luther schickte ihn als Reformator zum Herzog Albrecht von Preußen, und dieser erhob ihn in Königsberg erst zum Propst der Kneiphöfischen Kirche, dann zum evangelischen Bischof von Samland.

In der Zeit des Dreißigjährigen Krieges bot der Kottbuser Kreis, gerade wie die sächsisch gewordnen Teile der Niederlausitz, vielen böhmischen Exulanten ein Asyl. Interessante Zeugnisse sind davon übrig. Die Kirche des westlich von Kottbus am Rande des Spreewalds gelegnen Dorfes Werben besitzt den herrlichen Abendmahlskelch und die Patene des Grafen Joachim Andreas Schlik, eines der bekanntesten Opfer des Prager Bluttags (21. Juni 1621). Ein „deutscher Theologus" Magister Victorinus Werben (so genannt nach seinem Heimatsorte) hat diese Kleinodien dahin gebracht, die ihm vom Grafen Schlik, den er vor der Hinrichtung mit dem heiligen Abendmahl versehen und dann zum Schafott geleitet hatte, übergeben worden waren.[5]) Der entsprechende Kelch des Freiherrn Budowetz von Budowa, der

trotz seiner fünfundsiebzig Jahre das Blutgerüst besteigen mußte, findet sich in der ehedem kursächsischen Niederlausitzer Stadt Finsterwalde; nach einer Angabe des Kirchenbuchs hat ihn Joachim von Maltitz von einem Herrn von Sadowsky zu Sadowa gekauft und nach Finsterwalde gestiftet.[6])

Die wirtschaftliche Blüte von Kottbus begründete Friedrich der Große, der 1752 sechs Wollspinnhäuser erbauen ließ, wo auch auswärtige (preußische) Untertanen in der Verarbeitung der Wolle unterrichtet wurden. Das ist der Anfang der jetzt zu hoher Blüte entwickelten Kottbuser Webschule. Durch diese und andre Maßregeln steigerte er die alteinheimische Tuchfabrikation von 3000 Stück jährlich auf 6000, die insgesamt 100000 Taler wert waren.[7]) Jetzt beträgt der Wert der jährlichen Tuchfabrikation in Kottbus 25 Millionen Mark. Der Wert der von Kottbus im Jahre 1797 verfrachteten Waren, unter denen 151 Stück Zitronen ausdrücklich genannt werden, betrug gegen 900000 Taler; auch heute noch ist das Kottbuser Speditionsgeschäft bedeutend; im Mai findet ein Wachs-, im September ein berühmter Karpfenmarkt statt, und der Umsatz der Reichsbankstelle

betrug schon 1894 die Summe von 274 Millionen Mark. Trotz dieses gewaltigen Aufschwungs und der damit verbundnen Bauveränderungen hat sich Kottbus den alten, wohlummauerten, hufeisenförmigen, mit Toren und Türmen bewehrten Kern der Stadt fast unversehrt erhalten;[8]) es liegt nämlich so günstig inmitten einer weiten Ebene, daß es seine Peripherie immer zwanglos nach allen Seiten hinausschieben konnte, ohne die ältern Stadtteile zu zerstören. So ragt denn noch heute auf dem höchsten Punkte des Stadtbodens der ehrwürdige Bergfried des alten Schlosses, wenn auch mit erneuerter Bekrönung aussichtsreich in die Luft, während die übrigen Teile der Feste dem Landgericht Platz gemacht haben. Noch verkünden die altertümlichen Backsteinbauten der Oberkirche und der noch originellern langgestreckten Klosterkirche, daß wir uns hier an der Schwelle Niederdeutschlands befinden; und wenn sich am Sonntag an dem schlanken, roten Glockenturm dieser Kirche, der noch die alte, graubekalkte Spitzhaube mit der Wetterfahne trägt, die buntgekleideten Wendinnen versammeln, so sehen wir, daß die slawische Sprachinsel des Kottbuser Kreises doch noch nicht ganz verschwunden ist (siehe Abbildung Seite 146).

Der Lieblingsspaziergang der Kottbuser führt durch die schönen Anlagen der Spreeaue südwärts in den Park des Gräflich Pücklerschen Gutes Branitz. Dieser Park ist eins der interessantesten Vermächtnisse des 1871 hier verstorbnen Fürsten Heinrich von Pückler-Muskau und zeigt, trotz einiger Spuren des Verfalls, noch heute seine eigentümliche Geistesrichtung. Fürst Pückler-Muskau (geb. 1785), der Sproß eines alten schlesischen Geschlechts, ist bekanntlich der Meister einer besonders an englische Muster sich anschließenden Gartenkunst gewesen, der in Deutschland den sogenannten natürlichen Stil eingebürgert hat, d. h. einen Geschmack, der die verschnittnen Hecken, die Wasserkünste und die Marmorleiber der französischen Gartenkunst ebenso vermeidet wie die Grotten, Felsen und Freundschaftshütten der phantastisch-englisch-chinesischen Richtung, dafür aber die von der Natur selbst gebotnen Vorteile des Wassers und des Geländes auszunutzen bemüht ist, oder wo solche fehlen, mit aller Kunst doch nichts andres schaffen will als ein idealisiertes Stück Natur. Die berühmten Parkanlagen von Babelsberg, Ettersburg bei Weimar, Wilhelmstal bei Eisenach u. a. sind unter seinem Einflusse entstanden. Seine ersten Schöpfungen waren die Gärten und An-

lagen auf seinem väterlichen Gute Muskau; als er aber diese Herrschaft 1845 verkauft hatte, wandte er allen Geschmack und Fleiß auf die Verschönerung von Branitz, wo er seinen Wohnsitz aufschlug. Die Natur hatte ihm hier so wenig wie möglich geliefert, nämlich nur eine flache, mit Triebsand erfüllte Ebene. Aber der Fürst schaffte mit ungeheuern Kosten ganze Schichten guter Erde herbei und schuf so eine durch Spree-kanäle wohlbewässerte Hügellandschaft mit lau-schigen Wasserspiegeln und so herrlichen Baum-gruppen auf grünem Grasgrunde, daß Branitz noch jetzt als ein unübertroffnes Muster des freien, unabhängigen Gartenstils gilt. Aber Fürst Pückler-Muskau war nicht nur ein Gartenkünstler, sondern auch ein viel- und weitgereister Mann und als solcher auch ein vielgelesener Schrift-steller jungdeutscher Richtung, der mit der scharfen Beobachtungsgabe des weltbefahrnen Reisenden den oft höhnischen, oft resignierten Ton der Ge-sellschaft des ancien régime, der letzten Vertreter des Rokoko, verband. Ein gewisses Kokettieren mit dem Tode ist dieser Richtung eigen. Das erste größere Werk des Fürsten Pückler-Muskau trägt den Titel: „Briefe eines Verstorbnen," das zweite: „Tutti Frutti aus den Papieren eines Verstorbnen." Seine Gemahlin, eine Tochter des

Kanzlers Hardenberg, hat er auf einer kleinen Insel eines Sees des Branitzer Parks unter Trauerbirken begraben und ihrem Gedächtnis eine vom Wasser umspülte, rasenbewachsne Erdpyramide errichtet, zu der viele Stufen emporführen (siehe Abbildung Seite 95). Unter einer andern Pyramide, der ersten gegenüber, ruht er selbst; sie ist bekrönt durch einen eisernen Umgang mit der aus dem Metall geschnittnen charakteristischen Inschrift: „Gräber sind die Bergspitzen einer fernen, neuen Welt.“ Diese ägyptisierenden Pyramiden und diese Inschrift riefen mir einen andern geistreichen, bald schwärmenden, bald spöttelnden Weltreisenden ins Gedächtnis: den römischen Kaiser Hadrian, der sich, nachdem er fast alle Provinzen seines ungeheuern Reichs durchwandert hatte, am Tiber selbst sein Grabmal emportürmen ließ und die wichtigsten Erinnerungen von seinen Reisen in der großartigen Villa von Tivoli am Anio nachbildend verkörperte: das Tal Tempe, das Prytaneion von Athen, den Serapistempel von Canopus u. a. Auch Hadrian war der Vertreter einer untergehenden Zeit, voll von Weltschmerz, voll von Todessehnsucht und Todesfurcht zugleich: er starb mit der bangen Frage auf den Lippen[9]):

O süßes, ruheloses Seelchen,
Des Körpers gastliche Genossin nur,
An welchen Ort wirst du nun kommen
So bleich und nackt und starr vom Froste
Und ohne die gewohnten Scherze?

Der antike und der moderne Weltreisende waren wohl beide gleichweit von den Tröstungen entfernt, die dem gläubigen Christen die letzten Stunden erleichtern, aber sehr verschieden sind die Maße ihrer Schöpfungen; hier Gigantenwerk und dort Maulwurfsarbeit: die Moles Hadriani in Rom schaut noch heute als Engelsburg nach einer unvergleichlichen Geschichte auf das Volksgetümmel am Tiber in ungebrochner Kraft hernieder, und die Ruinen der Hadriansvilla in Tibur, fünf Kilometer im Umfange, erfüllen noch heute den nordischen Wandrer mit Bewundrung vor der Majestät ihres interessanten Bauherrn, aber in Branitz schlingt der gierige Sand allmählich den darübergeschütteten guten Boden ein, und ob die Grabpyramiden des Fürstenpaares noch ein Jahrhundert erleben werden, ist mir zweifelhaft.

Die kürzeste Straße von Kottbus zur Oder führt über Peitz und Tauer nach Guben im Tal der Neiße. Peitz, das lausitzische Mantua, hat nur als Festung eine Geschichte. Schon früh

muß in Peitz ein festes Schloß gestanden haben, das in den Kämpfen der Landesherrschaft gegen den aufsässigen Adel eine Rolle spielt. Im Jahre 1357 zum Beispiel schließen die Herren Hannus und Hartmann Mager auf Peitz nach langem Kampfe mit den wettinischen Markgrafen Friedrich dem Strengen und Balthasar Frieden und geloben, daz wir in (ihnen) mit unser vesten der Pyczen getrulichen beholfen sin sullen eweglichen .. und in mit derselben unser vesten gewarten und in die offenen sullen und wollen zcu allen iren nůten, geschefden und begerungin, wenne und wye dicke sie des bedurffen oder an uns mûten, ane allen vorzcog, hinderniz und widerrede.[10]) Zehn Jahre später, als Herzog Bolko von Schweidnitz Landesherr ist, wird ein Cuncze Son burggrave zur Pẏcze von dez herczogen wegen erwähnt.[11]) Eine größere Rolle begann Peitz erst zu spielen, als der Markgraf Hans von Küstrin, der jüngere Sohn Joachims des Ersten von Brandenburg, Herr der Neumark und des Kottbuser Kreises (1535 bis 1571), um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts den Plan faßte, diesem rings von habsburgischem Gebiet umgebnen Ländchen ein Bollwerk zu schaffen: er wählte dazu das mitten zwischen Sümpfen und

Seen am Ostrande des Spreewaldes gelegne Peitz, das in den Jahren 1557 bis 1562 zu einer für jene Zeit stattlichen Festung ausgebaut wurde. Sie wurde sehr wertvoll während der Nöte des Dreißigjährigen Krieges. Im Oktober 1636 ritt der unglückliche brandenburgische Kurfürst Georg Wilhelm an der Spitze seiner Leibeskadron hier ein, um vor den siegreichen Schweden Zuflucht zu suchen, neben ihm der Graf Adam Schwarzenberg, der damals die brandenburgische Politik ganz im habsburgischen Interesse lenkte, und der Oberstleutnant von Rochow, der später (1640) dem jungen Kurfürsten Friedrich Wilhelm den Eid nicht leisten wollte, ehe ihn der Kaiser von seinem Eide entbunden habe. Die kleine Lausitzer Festung war damals längere Zeit der Sitz der brandenburgischen Regierungsbehörden — das Schicksalsschiff des Kurstaates war der Strandung nahe, ehe „der neue Herr“ mit rüstigem Arm das Steuer ergriff. Später hat Peitz besonders die Rolle eines Gefängnisses für politische Verbrecher gespielt. Hier saß der trotzige Königsberger Schöffenmeister Rohde im Kerker, der im Namen der Stadt 1662 an den frühern Oberlehnsherrn Preußens, an den Polenkönig geschickt, erklärt hatte: „Die Königsberger wollten

lieber dem Teufel untertänig sein, als länger unter dem Drucke der vom Kurfürsten Friedrich Wilhelm verfügten Verfassung leben"; er büßte seine Verwegenheit mit der Verurteilung zum Tode, doch wurde das Urteil nicht vollstreckt, sondern er blieb bis an sein Ende (1678) Festungsgefangner in Peitz. Dann war von 1697 bis 1707 der ehemalige Erzieher und Minister Friedrichs des Dritten, Eberhard von Danckelmann, der besonders durch die Intriguen seines Nachfolgers, des Oberkämmerers von Kolbe, Grafen von Wartenberg, gestürzt worden war, Staatsgefangner in Peitz. Seine Familie teilte seine Haft, bis ihm endlich die Übersiedlung nach Kottbus erlaubt wurde.[12])

Im Siebenjährigen Kriege verlor Peitz den im Dreißigjährigen Kriege behaupteten Ruhm der Uneinnehmbarkeit: es wurde zweimal von den [illegible]reichern und ihren Bundesgenossen erobert. [illegible] der Große hat deshalb nach dem Frieden [illegible] [illegible]ngswerke schleifen lassen.

[illegible] Kilometer östlich von Peitz trennt ein [illegible] [illegible] etwas oberhalb ziemlich benachbarten [illegible] [illegible] und Neiße: jene wendet sich zur [illegible] [illegible] zur Oder; wir überschreiten also hier [illegible]scheide zwischen Nord= und Ostsee.

Ehe die Neiße die Oder erreicht, nimmt sie, etwa fünfundzwanzig Kilometer nordöstlich von Peitz, die von Sommerfeld herkommende Lubis auf. Von da an ist die Neiße bis zu ihrer Einmündung in die Oder schiffbar. An so bevorzugter Stelle mußte frühzeitig ein wichtiger Handelsplatz entstehn: das ist Guben (guba wendisch = Mündung, russisch = Hafen). Der Ort war sicherlich schon in den polnisch-deutschen Kämpfen des elften Jahrhunderts von Bedeutung; 1235 erhielt er von dem Wettiner Heinrich dem Erlauchten das magdeburgische Stadtrecht. Ein Jahrhundert später, als die Wettiner wieder einmal (1350 bis 1364) Landesherren der Lausitz waren, beherbergte Guben außer den Zünften schon ein selbstbewußtes Patriziat und machte bei den Streitigkeiten um die Herrschaft im Lande seine Stimme geltend. Die Herren von Budissin, von Stradow, von Lieberose, die Zache, Ziegenfras, Tylo, die mit den Einkünften der Judenhöfe, mit der Münze, mit ganzen Dörfern belehnt werden, saßen als Bürger zu Guben; Männer aus diesen Familien erscheinen aber auch als Bankiers und Räte der Landesherren der Niederlausitz. Der Reichtum dieser Geschlechter war wohl durch gewinnbringenden Handel auf der Oder und der Weichsel be-

gründet worden. Auf diesem Gebiete wird Guben freilich bald durch Frankfurt an der Oder überflügelt. Aber noch 1359 haben die Brandenburger und die Wettiner auf einer Verhandlung in Jüterbog die Privilegien der Gubener bestätigt. Später hat auch Karl der Vierte öfters in Guben geweilt, und der dortige Zoll war so bedeutend, daß Markgraf Jost 1401 daraus jährlich 100 Schock böhmische Groschen für ein Darlehen von 2000 Schock verpfänden konnte, das er von dem Wettiner Wilhelm dem Ersten erhalten hatte.[13])

Im Jahre 1526 kamen die Lausitzen mit Böhmen, Schlesien und Mähren an das Haus Habsburg; trotzdem fand bei der Wurzelschwäche des österreichischen Regiments die Reformation in Guben leicht Eingang. Das Gubener Jungfrauenkloster wurde 1563 säkularisiert, und 1580 wurden darin königlich böhmische Salzsiedewerke errichtet, in denen man portugiesische und spanische Baisalze verarbeitete, die von Stettin her auf dem Wasserwege nach Guben gelangten.[14]) Dann kam während des Dreißigjährigen Krieges das kursächsische und seit 1815 das preußische Regiment. Guben hatte damals 6000 Einwohner; heute ist es die zweite Stadt der Niederlausitz mit mehr als 30000 Einwohnern. Es wird von allen

Niederlausitzern mit Stolz genannt. „Guben ist unser Paradies," sagte man uns schon in Forst und in Pförten. Unsre Erwartungen erfüllten sich. Als wir von Süden her aus den die Lubis begleitenden Wäldern ins offne Land kamen, sahen wir Guben mit seinen zahlreichen Türmen an einer wohlangebauten Hügelkette liegen, die wir der Niederlausitz nie zugetraut hätten. Winzerhäuser und Villen stehn am obern Rande, Weinberge, Saatfelder und Fruchtgärten ziehn sich von ihnen in schimmernden Streifen zur Flußniederung herab. Das Ganze erinnert an das elbische Fruchtgelände zwischen Loschwitz und Wachwitz, nur sind die Verhältnisse kleiner. Auch in Guben ist der Weinbau zurückgegangen, aber einst war er von großer Bedeutung. Die Sage meldet, der Wettiner Konrad der Große, seit 1136 auch Markgraf der Lausitzen, habe den Weinbau hier eingeführt. Ein Hauptabnehmer in alter Zeit war das Ordensland Preußen: die Stadtrechnungen von Elbing beweisen, daß dort die Hochmeister 1412 und 1413 mit Gubener Wein bewirtet wurden, der meist von Johannes Virsmede in Guben bezogen war.

Auch die Rechnungen der Küchenmeister der Mecklenburger Herzöge von 1538 bis 1624 be-

weisen, daß in jenen Zeiten fast alljährlich dreißig Fuder und mehr Gubener Wein auf dem Wasserwege über Stettin in die herzoglichen Kellereien verfrachtet wurden.[15]) Noch 1816 schreibt das Schumannsche Lexikon: „Gegenwärtig erbaut man fast ausschließlich roten Wein, der dem Burgunder nicht nur an Farbe, sondern, wenn er einige Zeit gelegen hat, auch an Geschmack gleichkommt und deshalb sehr geschätzt wird. Er gerät fast jedes Jahr, und in einer Reihe von fünfzig Jahren ist er kaum zweimal so schlecht ausgefallen, daß man ihn nicht hätte trinken können ... der höchste Jahresertrag auf dem Stadtgebiete war 4583 Eimer." Neuerdings ist in Guben mehr und mehr der Anbau von edelm Obst und von Gemüsen an Stelle des Weinbaus getreten. Wir trafen hier schon in der ersten Hälfte des Aprils die Pfirsiche und Reineclauden in voller Blüte und ließen uns erzählen, daß im Sommer der Salat lowrieweise nach Berlin verfrachtet würde.

Auch an Bauwerken bietet Guben manches Interessante. Der weithin sichtbare Mittelpunkt der Stadt ist eine gewaltige Backsteinkirche; ihrem vielstöckigen roten Turme fehlt die krönende Spitzhaube, dafür steht ein keckes Renaissancetürmchen auf der breiten Plattform, das sich wie eine

Schildwache ausnimmt. Dicht neben der Kirche erhebt sich das vielgieblige, zierliche Rathaus mit schlankem Turm und der schöne gotische Zweikaiserbrunnen, dem Gedächtnis Wilhelms des Ersten und Friedrichs des Dritten geweiht. Hinter dem Brunnen ist an der Wand der Kirche eine Gedächtnistafel für den geistlichen Sänger Johann Frank (1618 bis 1677) angebracht, der in kursächsischer Zeit in Guben Bürgermeister war. Sein Abendmahlslied „Schmücke dich, du liebe Seele" lebt noch in den Herzen von Millionen evangelischer Christen, während die Gedichte eines andern Poeten dieser Gegend, des Christoph Otto von Schönaich aus Amtitz an der Lubis, den Gottsched 1752 in Leipzig zum Dichter krönen ließ, nur noch ein literarisches Interesse haben.

Ein schönes Bild der Stadt hat man von der Mitte der Neißebrücke. Die Neiße ist hier schon ein breiter und mächtiger Fluß, der schäumend und tosend von zwei Wehren niederstürzt; am Nordende der Stadt wird er durch Aufnahme der Lubis schiffbar. Bei gutem Wasserstande können sogar größere Oderdampfer bis in den Gubener Hafen heraufkommen. Auf einer grünen Insel nahe bei der Lubismündung liegt das schöne Schauspielhaus; wenn darin Goethes „Iphigenie"

über die Bretter geht, wird man wohl daran denken, daß die erste Trägerin dieser Rolle, seine schöne und ideal gesinnte Freundin Corona Schröter, 1751 in Guben als Tochter eines Musikers geboren war. Weiter abwärts am Flusse liegen zahlreiche anmutige Landhäuser. Überhaupt ist Guben, wenn man von dem eng zusammengedrängten innersten Kern absieht, eine Garten- und Wasserstadt; überall sieht man zwischen den Häusern der Vorstädte junges Grün, überall malerische Prospekte an den Flußufern und nach den Fruchthügeln hin. Leider konnten wir nicht allzulange in diesen anmutigen Gefilden verweilen, weil wir noch bei guter Zeit die Oder selbst erreichen wollten.

Wir fuhren am linken Rande der Neißeniederung hin nach Wellmitz und von da nach Ratzdorf. Als wir aus der mit niedrigen Häusern eingefaßten Dorfgasse hinunter an den Gasthof zum Anker kamen, sahen wir die Oder zum erstenmal vor uns und waren erstaunt, wie sehr sie in bezug auf Wasserfarbe, Größe und Gestaltung der Ufer unsrer heimischen Elbe ähnelt. Weidengebüsch, aus dem die Kiebitze aufflogen, begleitet die Ufer, die durch rechtwinklig zur Stromrichtung laufende Buhnen gestützt sind; dasselbe „Holüber“

wie in Sachsen ruft auch hier den Fährmann herbei; bald knirscht sein Boot auf dem groben Sande, wir steigen ein, und es trägt uns sanft hinüber ans rechte Ufer, wo hinter einem breiten Gürtel von weidenbewachsnem Geröll ein ziemlich hoher Erddamm und dahinter die bescheidnen Gehöfte des Kossätendorfes Schiedlo liegen. Aus



Schiedlo an der Oder

den Stroh- und Ziegeldächern erhebt sich breit der holzverkleidete Turm der alten Fachwerkkirche mit seiner spitzen Schieferhaube, auf der der stark verbogne kupferne Turmknopf mit einer kupfernen Wetterspitze nicht gerade hoffnungsfreudig in die kühle Aprilluft emporschaut.

Schiedlo[16]) hat eine noch ungeschriebne bedeutende Geschichte. Es ist sicherlich einer der ersten Punkte gewesen, wenn nicht überhaupt der

erste, den die Deutschen jenseits der Oder in Besitz genommen haben. An dieser Stelle, zu der die gegenüber mündende Neiße den Weg zeigte und keinerlei natürliches Hindernis den Flußübergang erschwerte, fluteten die polnischen und die deutschen Heere über den Strom als Sieger und Besiegte, hierher kamen die ersten wohl von Magdeburg ausgegangnen Sendboten des Christentums, hier erwuchsen die ersten schüchternen Anfänge ostoderischen Deutschtums. Der Ort bietet außer einem bequemen Zugang zur Oderfähre auch eine gewisse Sicherheit, weil er wie eine Halbinsel auf drei Seiten von der Oder umflossen wird. Bei der Trümmerhaftigkeit der Überlieferung können wir deutsche Vasallen der schlesischen Herzöge in Schiedlo allerdings nicht weit über das Jahr 1229 rückwärts nachweisen,[17]) aber vermutlich ist doch schon im Übergang vom zwölften zum dreizehnten Jahrhundert in Schiedlo eine deutsche Burg an Stelle der alten polnischen Kastellanei getreten, und um dieselbe Zeit ist wohl auch bereits die dem heiligen Georg, dem Schutzpatron der Reisenden und Kaufleute, geweihte Kirche erbaut worden. Außer dem Herzoge von Schlesien scheint aber auch der Bischof von Lebus — dieses Bistum ist 1133 gegründet — eine

Lehnshoheit über das Gebiet von Schiedlo ausgeübt zu haben. Denn 1241 bestätigt Bischof Heinrich von Lebus den Tempelherren den Zins von den hundert Hufen im Gebiete des Schlosses Schiedlo, den ihnen der Herzog von Schlesien geschenkt hat.[18])

Um diese Zeit war aber auch schon ein Wettiner am linken Oderufer auf dem Posten und spähte aufmerksam ostwärts über den Strom, um den meißnischen Löwen womöglich noch weiter ins polnische Gebiet hineinzutragen. Das war Markgraf Heinrich der Erlauchte, eins der edelsten Reiser, die der ehrwürdige Stamm Wettin getrieben hat. Zwar Franz Xaver Wegele, der bekannte Geschichtschreiber Friedrichs des Freidigen, hebt einen Satz der Annales Veterocellenses hervor, die Heinrich als princeps pacis, cautus, sapiens nach dem Wahlspruch handeln lassen: Ne transgrediaris ambitione terminos patrum tuorum und meint, Heinrich der Erlauchte könne nicht eine hochstrebende Persönlichkeit genannt werden, er habe es immer geliebt, sich auf einer bestimmten mittlern Linie zu halten; in seiner Stellung zu den großen politischen Fragen seiner Zeit habe er sich mehr treiben lassen, als daß er je eine entschlossene Initiative ergriffen hätte.[19])

Dieses Urteil besteht für die mittlern und die höhern Jahre des Fürsten gewiß zu Recht, aber nicht für seine Jugend und sein erstes Mannesalter.

Im Jahre 1237 sehen wir den einundzwanzigjährigen Markgrafen an der Spitze von fünfhundert Vasallen im Bunde mit dem Deutschordensmeister Hermann von Salza im fernen Preußenlande Krieg führen; sogar zwei Kriegsschiffe „Pilgram" und „Friedli" läßt er bauen, ebenso die festen Burgen Elbing und Balga am Frischen Haff, von der noch heute Ruinen übrig sind. Auch bemannte er diese Burgen mit Rittern und Knechten, die er aus der Heimat mitgebracht hatte: die Folge davon war ein lebhafter Verkehr zwischen den wettinischen Landen und dem Ordensgebiete. In den folgenden Jahren kämpft Markgraf Heinrich um Mittenwalde und Köpenick, einst Teile der Lausitz, mit den brandenburgischen Askaniern, er wird aber besiegt.[20]) Seit 1247 nimmt der thüringische Erbstreit seine Kraft vorzugsweise in Anspruch, aber noch immer wendet er auch den Verhältnissen an der Oder ein großes Interesse zu. Am 20. April 1249 besuchte ihn in Meißen Herzog Heinrich von Schlesien und erlangte von ihm die Zusage kriegerischer

Hilfe gegen Boleslaw, einen Bruder des schlesischen Herzogs; dafür bedingt sich der Markgraf entweder Stadt, Burg und Land Krossen oder das ganze Land zwischen Queis und Bober bis zum böhmischen Grenzwalde und endlich das Schloß Schiedlo aus.[21])

Dieses muß in der Tat bald darauf in seinen Besitz übergegangen sein, denn er macht am 20. Oktober 1253 der Sankt Georgenkirche zu Schiedlo eine bedeutende Stiftung.[22]) In derselben Zeit, um 1250, gründet er etwas abwärts von Schiedlo auf dem linken Oderufer die Stadt Fürstenberg, deren Name an das von Ottokar von Böhmen 1255 gegründete Königsberg in Ostpreußen erinnert;[23]) schon fünfzehn Jahre früher hatte Heinrich dem durch die Neiße mit der Oder verbundnen Hafen Guben das Stadtrecht verliehen (s. o. S. 109). Hält man das alles zusammen, so hat man den Eindruck, daß Heinrich der Erlauchte entschlossen war, sich an der Strecke der mittlern Oder, die der polnisch-deutsche Verkehr und der Handel mit dem aufstrebenden weichselländischen Ordensgebiete zu überschreiten pflegte, eine gesicherte, auch auf das rechte, polnische Ufer hinübergreifende Stellung zu schaffen.

Schiedlo konnte der Ausgangspunkt einer weiter nach Osten gerichteten Eroberung werden. Aber in den Jahren 1256 bis 1264 wurde Heinrich durch die Entwicklung des Erbstreits in Thüringen gezwungen, seine Hauptmacht dorthin zu werfen. Und als er sich endlich das schöne Land durch den Frieden gesichert hatte, war es für eine ungehinderte Ausbreitung der wettinischen Macht nach Osten zu spät: denn unterdes hatten die mächtig ausgreifenden Askanier Otto und Johann von Brandenburg 1260 die Neumark, das Bistum Lebus und das Land Sternberg erworben und damit das wettinische Gebiet nach Nordosten zu umklammert. Noch blieb der Weg über Krossen nach Osten frei, wenn nur Heinrich der Erlauchte nicht eben damals schon die ersten Anzeichen von Regierungsmüdigkeit gegeben hätte, indem er den größten Teil seiner Länder den Söhnen überließ.

Immerhin geschah noch manches zum Ausbau der wettinischen Stellung an der Oder: 1268 stiftete Heinrich selbst das wichtige Zisterzienserkloster Neuzelle, wenige Kilometer westlich von Schiedlo auf dem linken Ufer der Oder, die nördlichste kirchliche Gründung der Wettiner.[24]) Seinen Sohn Dietrich von Landsberg finden wir

1272 im Ordenslande, wo er nach dem Beispiel des Vaters Krieg führt und wettinische Vasallen zurückläßt. Dietrich war kurz vor seinem Tode im Winter 1284/85 in Schlesien, wo er seine Tochter Gertrud mit dem Herzoge Bolko dem Ersten von Schweidnitz verlobte. Auch Albrecht der Entartete vermählte seinen Sohn Heinrich mit einer polnischen Prinzessin, mit Hedwig, der Tochter Heinrichs des Dritten von Breslau, und der Sohn aus dieser Ehe Friedrich (geboren 1273) ging 1283 nach Schlesien zu seinem Oheim Heinrich dem Vierten, der ihm 1290 durch Tausch bei seinem Tode das Land Krossen verschaffen wollte.[25]) Doch dieses wichtigen Landes bemächtigte sich bald nach 1300 der Markgraf Waldemar von Brandenburg, und die Wettiner, in den alten Erblanden von den damaligen Kaisern schwer bedroht, waren nicht imstande, sich des länderlosen Vetters anzunehmen. Im Jahre 1301 kommt das Castrum Schedelowe (Schiedlo) noch einmal in einer Urkunde Diezmanns vor,[26]) dann aber sah sich dieser 1303/04 gezwungen, die ganze Niederlausitz, den ältesten Besitz seines Hauses, an den gewaltig aufstrebenden Waldemar von Brandenburg zu verkaufen.[27])

Zwar hat es auch im vierzehnten und fünf-

zehnten Jahrhundert nicht an Plänen der Wettiner gefehlt, die Niederlausitz wieder zu erwerben oder Teile Schlesiens zu gewinnen, aber weder das Jahrzehnt wettinischer Pfandherrschaft in der Niederlausitz unter Friedrich dem Strengen und seinen Brüdern (1353 bis 1364), noch die Erwerbung des Fürstentums Sagan und der bieberſteinischen Gebiete unter den Brüdern Ernst und Albrecht führte zu einem dauernden Besitze. So verschwindet der Name Schiedlo wieder auf Jahrhunderte aus den wettinischen Urkunden; aber ein großer Gewinn aus dem Zeitalter Heinrichs des Erlauchten blieb doch zurück: der rege Handelsverkehr zwischen den wettinischen Ursitzen der Kultur und den östlichen und nördlichen Kolonialländern. Wie die sächsischen Fürsten und Städte während des ganzen fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts auf das eifrigste bemüht waren, die Privilegien der „hohen Straße" zu schützen, die in verschiednen Zweigen aus dem Ordensgebiete und dem innern Polen an die Oder, insbesondre nach Breslau und von da durch die Sechsstädte über Großenhain, Dresden, Freiberg, Zwickau nach Nürnberg, oder über Oschatz, Grimma, Leipzig nach Thüringen und durch Hessen nach Frankfurt am Main führte, das soll

in einem spätern Kapitel ausführlicher dargestellt werden.[28])

In der Tat bildeten während des schwachen Regiments der spätern Luxemburger und der Jagellonen die Lausitzen, Schlesien und Polen mit den wettinischen Ländern ein großes, zusammenhängendes Wirtschaftsgebiet. Erst das nach dem Schmalkaldischen Kriege erstarkende böhmische Königtum der Habsburger hat dieses für das Kurfürstentum Sachsen überaus gewinnbringende Verhältnis durch hohe Durchgangszölle in Schlesien und in der Lausitz zu zerreißen gesucht. Deshalb wendet sich die wettinische Politik, die sich längere Zeit in einem westlichen Kurs versucht hatte (Jülich, Kleve, Berg), mit Beginn des siebzehnten Jahrhunderts wieder mehr in ein östliches Fahrwasser. Im Prager Frieden 1635 werden die Lausitzen erworben, sechzig Jahre später wird August der Starke zum König von Polen gekrönt.

Es ist in Sachsen zur Gewohnheit geworden, über die polnischen Pläne Augusts des Starken erbarmungslos den Stab zu brechen, sie als ein sinnloses, an und für sich verwerfliches Abenteuer hinzustellen. Dieses Urteil ist sehr wohlfeil zu finden, wenn man von dem schließlichen Erfolg dieser Bestrebungen ausgeht. Wer aber

die Vorgeschichte der Erwerbung Polens kennt, die in den jahrhundertelangen Bemühungen der sächsischen Fürsten enthalten sind, ihren wirtschaftlich reich entwickelten Landen den ungestörten Bezug der polnischen Rohprodukte und einen gewinnbringenden Absatz der sächsischen Industrieprodukte nach Osten zu sichern, der wird etwas vorsichtiger urteilen. Er braucht deswegen nicht zu verkennen, daß für August den Starken die kräftigsten Impulse in seinem romantisch-ritterlichen Lebensideal, in seiner ungezügelten Begierde nach Ruhm und Glanz gegeben waren, er wird aber daneben bemerken, daß die Erwerbung der polnischen Krone in gewissem Sinne auch als der Abschluß einer seit Heinrich dem Erlauchten betriebnen Politik bezeichnet werden kann.[28]) An besonnenen Urteilen über die polnische Politik Sachsens hat es in keiner Zeit gefehlt, sie sind nur nicht die herrschenden geworden. Sogar unmittelbar nach dem Siebenjährigen Kriege, als Sachsens Ruin vor aller Augen lag, hat zum Beispiel der sehr gut unterrichtete Verfasser des Tableau général de la cour . . de la Saxe en 1769,[29]) vermutlich der Geheime Kammer- und Bergrat Graf Albrecht Ludwig von der Schulenburg - Klosterroda, die polnische

Frage wesentlich anders beurteilt, als es heute gewöhnlich geschieht. Er sagt: „Die Frage, ob die Krone Polens für den Kurfürsten von Sachsen vorteilhaft oder nachteilig ist, hat man seit langer Zeit vielfach besprochen, aber nur nach Leidenschaften und einseitigen Interessen, man hat sie niemals unbefangen beurteilt. Die Vorteile, die dem Lande dadurch entstehn, sind eine wesentliche Hebung des Handels, denn durch den Verkehr zwischen beiden Ländern wird Sachsen der Vermittler des Handels zwischen dem Süden und Polen. Alle Produkte des Bodens und der Fabriken Sachsens gehn nach Polen unter fremden Namen und vermischt mit Waren andrer Länder. Die polnischen Juden kaufen en gros jeden Ladenhüter, welchen die sächsischen Kaufleute anderwärts nicht absetzen können. Für die Hauptstadt Dresden entsteht ein andrer Gewinn dadurch, daß viele reiche polnische Magnaten dort, um in der Nähe des Königs zu sein, ihre reichen Einkünfte verzehren. Man hat behauptet, daß die polnische Krone Sachsen belaste, weil die Einkünfte Polens den Aufwand nicht deckten, allein man hat dabei nur nach dem Erfolge geurteilt. August der Zweite hatte den beschwerlichen Krieg mit Schweden zu führen . . ., allein dieser Krieg

war ein Zufall und nicht eine unabweisliche Folge des Besitzes der Krone Polens. August der Dritte aber hatte einen Minister, dem alle Schätze Perus und Mexikos nicht genügt haben würden. Graf Brühl würde Sachsen ruiniert haben, auch wenn August der Dritte niemals König von Polen gewesen wäre.

Ein König von Polen genießt als solcher mehr als eine Million Taler Einkünfte, eine Summe, die jedenfalls genügt, um den Mehraufwand, den die Krone einem Kurfürsten von Sachsen verursacht, zu decken. Nicht zu unterschätzen ist auch der politische Einfluß, den die Krone Polens dem Kurfürsten auf alle Verhältnisse Europas sichert. Denn wenn auch seine Rechte als Souverän auf sehr enge Grenzen beschränkt sind, vermag er doch, wenn er es richtig versteht, viel durchzusetzen. Viele Momente weisen darauf hin, daß dieser Fürst nach der vollen Souveränität strebte, und daß nur das Waffenglück Schwedens Polen seine Freiheit erhielt, von der das Volk keinen Gebrauch zu machen versteht. August der Zweite war jedenfalls ein Mann von viel Talent, allein es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß er selbst viel zu den Erfolgen Karls des Zwölften beigetragen

hat. So leicht es vielleicht August dem Zweiten gewesen sein würde, seinerzeit sich die Souveränität zu sichern, so schwer würde dies aber jetzt (1769) einem Könige von Polen werden. Rußland war damals noch nicht zur Entwicklung seiner Kräfte gelangt, Preußen erhielt sein Heer nur durch die Subsidien der Seemächte. Einen Beweis der Befähigung Augusts des Zweiten bietet der Umstand, daß bei seinem Tode trotz der ungeheuern Kosten, welche die Kriege und seine Feste erfordert hatten, doch die Finanzen des Landes nicht in Unordnung und verhältnismäßig wenig Schulden vorhanden waren. Wenn man die Kassenbestände, welche am Todestage des Königs, am 1. Februar 1733, vorhanden waren, in Abzug bringt, betrugen die Schulden Sachsens nur 4131347 Taler." Zum Vergleiche füge ich hinzu, daß die Staatsschuld beim Tode Augusts des Dritten (1763) das Elffache, nämlich fünfundvierzig Millionen Taler betrug.

Zwei Ziele mußten natürlich dem neuen Polenkönig vorschweben: erstens die Herstellung einer stärkern Autorität der Krone in Polen, und zweitens die Beschaffung einer zollfreien Landverbindung zwischen Polen und Sachsen. An beiden Aufgaben hat August der Starke,

freilich in seiner Weise, lebenslang gearbeitet. Dabei erlangte der Name Schiedlo gar bald bei ihm Interesse und Bedeutung. Denn von welchem Punkte aus konnte die Landverbindung mit Polen besser gesucht werden als von dem einzigen Gebietsstreifen aus, den man als Ausgangspunkt weiter nach Osten zielender Wünsche auf dem rechten Oderufer besaß?

Besonders im Nordischen Kriege erschien Schiedlo als der Brückenkopf zu der kürzesten Straße nach Polen, die durch das preußische Krossen und Züllichau an die Grenze des weißen Adlers führte. Mehrere Aktenstücke des Königlichen Hauptstaatsarchivs in Dresden, auf die mich Herr Hauptmann Freiherr von Welck freundlichst aufmerksam gemacht hat, und die Kirchenbücher des Schiedlo benachbarten Dorfes Wellmitz erzählen davon. In diesen heißt es [80]): „Anno 1704 ist auf unserm kleinen Felde vom Vorwerk bis zum alten Hofe ein Königlich Polnisches und Churfürstlich Sächsisches Lager formiert worden, woselbst über acht Regimenter Reiterei gestanden ..., die Infanterie aber stund bei Guben, und weilen eine Brücke über die Oder gebauet worden und auch Schanzen gemacht, daß eine starke Wache dabei hat gehalten werden können, sind sie end-

lich alle über die Brücke, sowohl die Kaffallerie als Infanterie... über 26 bis 30 Regimenter... gegangen, und nachdem ein sehr trockner Sommer gewesen, sind täglich und wöchentlich hin und wieder zu Fuß, Wagen und Pferden die Straße gezogen." Im folgenden Jahre 1705 zog August der Zweite sein Heer in Guben zusammen, wieder wurde bei Schiedlo eine Brücke geschlagen und diese durch Erdwerke gedeckt. Dann kamen die Jahre der schwedischen Invasion in Sachsen und der demütigende Friede von Altranstädt. Als aber im Jahre 1709 von den gegen Schweden verbündeten Mächten der Beschluß gefaßt worden war, daß sich August der Starke die polnische Krone zurückerobern sollte, erschien dieser von neuem mit 15000 Mann in Guben, ließ bei Schiedlo die Brücke schlagen und den Brückenkopf befestigen.

Über Art und Größe dieser Befestigungen sowie über des Königs persönlichen Anteil daran erfahren wir Genaueres aus der 1743 verfaßten „Aktenmäßigen Nachricht von dem a. 1709 erfolgten Schiedloer Schantzen-Bau" [31]) des Obristen von Loeben, der das seinerzeit vom Schiedloer Gute losgetrennte Schanzterrain zurückzukaufen wünschte: „Als M. Aug. 1709 die Königl. Armée nach Pohlen wieder einmarschieren sollte und sich

zu dem Ende die Cavallerie bei Guben zusam̄engezogen hatte, so mußte diese die Oder bey Schidlow passieren, weshalben zu Bedeckung der Schiffbrücke eine Tête du Pont aufgeworffen oder eigentlich nur ein schon vier Jahre vorher von der Russischen und Chursächsischen Infanterie gemachtes Werk wieder hergestellt ward. Es haben aber auch Ihre in Gott ruhende K. Majestät, nachdem Sie in höchster Person dorthin gekommen und die Lage von Schidlow in Ansehung deren hiesigen, nur an diesem und noch an einem Orte, nehmlich bey Fürstenberg sich über den Oder-Strohm extendirenden Lande sehr vorteilhaft befunden, die Anlegung einer Schanze daselbst angeordnet. Der Anfang ist damit ungesäumt gemachet, eine Anzahl von 1000 Schanz-Arbeitern darzu aufgebothen und die Anlegung zu einem Sechseck abgestecket worden, worüber der Ingenieur-Major Bruyn die Direktion erhalten. Ob nun wohl von dem Hochpreisl. Geh. Consilio gegen diesen Schanzen-Bau ein und andre Vorstellungen, insonderheit wegen Unvermögenheit des Landes und der Kriegskasse, auch der damit an denen Höfen zu Wien und Berlin gar leicht zu erweckenden ombrage, mittelst Berichte vom 3. Sept. 1709 und 14. Febr. 1710

geschehen . ., So ist doch Ihrer K. M. allergnädigste Resolution, daß Sie den Schiedloer Schanzenbau fortgestellet (fortgesetzet) wissen wolten, sub dato den 27. April und 11. Juni 1710 eingelauffen. Folgends hat der Major Bruyn einen Anschlag derer Kosten zu sothaner, doch nunmehro auf ein Fünfeck dergestalt, daß ein jedes Polygon in der Länge 136 Rheinländische Ruthen (510 m) halten sollen, angegebner fortification auf 510389 rth. 21 gr. eingereichet, welches das Hochpreißl. Geh. Consilium zu einem abermahligen umständlichen Bericht vom 31. Juli d. a., damit dieser Sache Anstand (Aufschub) gegeben werden möchte, und noch zu einem andern vom 12. Sept. d. a. wegen unumgänglicher Nothwendigkeit eines mit dem Freyherrn von Löben (dem Besitzer des Gutes Schiedlo) zu treffenden Abkommens veranlasset. Worauf ein Special Rescript de dato Langfurth bey Danzig den 6. Oct. 1710 verfolget, daß mit dem Freyherrn von Löben Vergleich auf so leidliche Conditiones als möglich getroffen und der Ihre Königl. Maj. sehr angelegene Schanzen-Bau alles Fleißes befördert werden möchte."

Auf diese energische Verfügung des Königs hin wird zwar im Jahre 1711 das nötige Ge-

lände von dem Freiherrn von Löben angekauft, aber doch kein rechter Fortschritt des Baues erreicht. Im Jahre 1712 hat der Major Bruyn zur Palisadierung der Schiedloer Kontreskarpe im Gubener Stadtforst 1700 Stämme schlagen lassen; zum Transporte werden Gubener Artilleriepferde verwendet. Aber dem Leiter des Baus stand ein tragisches Schicksal bevor: er erstach im Juni 1712 den Gubener Bürger Gottfried Rößler, flüchtete, geriet dann in Gefangenschaft und entging nur durch Fürbitte seines alten Vaters der Hinrichtung.[82])

Nach dem Erlöschen des Nordischen Krieges trat das Interesse des Königs an dem Festungsbau in Schiedlo zurück, aber seine Bemühungen um Herstellung einer Landverbindung mit Polen dauerten fort. Außerdem war es sein Plan, Teile Polens den Nachbarn, zum Beispiel Rußland und Preußen, aufzuopfern und in dem ihm verbleibenden Reste den Absolutismus herzustellen.[83]) Falls es zu einem Zusammenstoße mit Preußen käme, suchte er die Landverbindung von Schiedlo aus durch Erwerbung von Krossen und Züllichau. Doch bahnte er später ein besseres Verhältnis zu Preußen an und wartete auf die schwache Stunde Österreichs, d. h. auf den Tod

Kaiser Karls des Sechsten, dessen Pragmatischer Sanktion er widerstrebte, weil er kraft des Erbrechtes seiner Schwiegertochter Maria Josepha, der Gemahlin des Kurprinzen, beim Aussterben des Mannesstammes der Habsburger ganz Böhmen mit Mähren und Schlesien zu erwerben hoffte.[34]) Man kann wohl einwenden, daß die militärischen Kräfte Sachsens dazu nicht ausreichten, und daß August nicht der Mann war, einen solchen Plan durchzuführen. Gewiß, zur Zeit des Nordischen Kriegs war ers nicht: bis zum Jahre 1706 zumal macht er in seinem vergeblichen Kampfe gegen Karl den Zwölften den Eindruck eines Mannes, der immer von neuem von den furchtbaren Stößen des nordischen Stieres gepackt und aus der Bahn geschleudert wird. Aber der Nordische Krieg war für August den Starken auch eine bittre Lehrzeit, die nicht ganz ohne Frucht blieb, namentlich auf militärischem Gebiete. Sachsen hatte im Jahre 1725 ein ganz andres Gewicht als 1695, und konnte nicht auch sein Fürst unter dem Einflusse besonnener Ratgeber die Schlacken abstoßen und eine geläuterte Glut seines Willens zeigen?

Die Sonne war dem Untergange nahe, und der kühle Wind pfiff uns um den Kopf, als uns

der Ferge von Schiedlo über das dunkle Wasser wieder ans linke Ufer fuhr. Da stand August der Starke vor meinem innern Auge nicht mehr als der Held unzähliger Liebesabenteuer und Bacchanalien, „das bunte Pantherfell über der vergoldeten Rüstung,“ [85]) sondern als der gereifte Mann, wie ihn Louis Silvestre nach dem Besuche Friedrich Wilhelms des Ersten in Dresden (1730) mit diesem zusammen gemalt hat (Dresdener Galerie Nr. 770, Saal 69b), das geistvolle Gesicht schon gefurcht von den Enttäuschungen des Lebens, um den Mund ein nervöses Zucken, der Widerschein seiner zahllosen, sich überstürzenden politischen Entwürfe. Der neben ihm stehende preußische König mit seinem runden, gleichmütigen Gesicht erscheint dagegen fast hausbacken. Mit dem Silvestreschen Bilde muß man die feine Charakteristik Augusts des Starken verbinden, die sein Gehilfe, der Feldmarschall und Minister Graf Flemming, am 16. Januar 1722 handschriftlich von dem zweiundfünfzigjährigen König entworfen hat. Flemming hat ihn gekannt wie wenige, darum weicht auch seine Zeichnung, in der die Schwächen keineswegs verschwiegen werden, beträchtlich von dem üblichen Gerede über August ab. Sie findet sich in französischer Sprache in

einer Handschrift der Königlichen öffentlichen Bibliothek [36]) in Dresden und lautet in ihren wichtigsten Sätzen folgendermaßen: „Er ist melancholischer Gemütsart (melancholisch ist hier im Sinne der Alten und auch noch Albrecht Dürers soviel wie grübelnd, nachdenklich) und hat deshalb eine lebhafte Auffassungsgabe. Er stellt sich die künftigen Freuden eindrucksvoller vor, als sie es in Wahrheit sind, und ebenso die künftigen Leiden. Sein durchdringender Scharfsinn bewirkt, daß er, wenn er Kummer hat, sich niemandem eröffnet in der Meinung, daß, wenn er kein Heilmittel zu finden wisse, es unnütz sei, bei andern danach zu suchen. Er glaubt, wenn er sich die Mühe geben wolle, jemand für sich zu gewinnen, könne ihm niemand widerstehn, und er hat es oft ausprobiert; jedoch ist er auch oft von unedeln Leuten, die er manchmal mit den edeln verwechselt, getäuscht worden; das schreckt diese ab, während jene mit ihrem Betrug vorwärts kommen. Er ist im höchsten Grade mißtrauisch, was seinem Scharfsinn Abbruch tut, denn gewöhnlich ist der Scharfsinnige frei von Mißtrauen.

Sinnenlust und Ehrgeiz sind in ihm die herrschenden Leidenschaften; doch hat die Lust die

Oberhand; oft ist sein Ehrgeiz von seinen Vergnügungen durchkreuzt worden, aber niemals sein Vergnügen vom Ehrgeize. Er hat ein fast universelles Wissen, und es macht ihm Freude, gerade in den Studien fortzuschreiten, in denen er in seiner Jugend stark vernachlässigt worden war. Dieser Fehler in der Erziehung hat bewirkt, daß er einen falschen Gebrauch von der Geschichte macht; denn es passiert ihm oft, daß er ihre Ausschmückung für geschichtliche Wahrheit nimmt, und daß sich deshalb in seinem Tun etwas Romanhaftes findet. . . . Er verlangt nicht, daß man ihm auf unerlaubten Wegen Geld schaffe, aber wenn einer so freundlich ist, macht er sich kein Gewissen daraus, es anzunehmen, und glaubt sich gegen jeden Vorwurf gedeckt, wenn er die Schuld auf einen andern abwälzen kann. Der Ehrgeiz und der Wunsch, den Beifall jedermanns zu gewinnen, haben ihn oft dazu gebracht, auch mit der Kenntnis der unbedeutendsten Dinge glänzen zu wollen, deshalb hat er oft sehr ernste und wichtige Dinge durch seine Einmischung aufgehalten.

Unter den Vergnügungen war für ihn die hauptsächlichste die Liebe; doch hat er darin nicht so viel Befriedigung wirklich gefunden, wie er

andre hat glauben machen wollen; ein Liebesverhältnis mußte, wenn es nach seinem Geschmacke sein sollte, Aufsehen erregen, er umkleidete es gern mit dem Schimmer des Geheimnisvollen; er hat sich oft selbst Schwierigkeiten geschaffen, um das Verhältnis romantisch erscheinen zu lassen.

Nach der Galanterie ist das Bauwesen, und zwar das militärische wie das nichtmilitärische, eine seiner größten Freuden gewesen, und alle Welt ist darüber einig, daß er von beiden viel versteht ... aber der Wunsch, den Beifall aller Welt zu finden, läßt ihn oft einen Plan ändern, sodaß er viele Sachen anfängt, aber keine vollendet.... Er liebt es, wenn man ihm die Wahrheit sagt, aber es darf nicht vor Zeugen und nicht in lehrhaftem Tone geschehn. ... Er ist zartfühlend, ohne es scheinen zu wollen ... er ist eifersüchtig auf alle, die Ruhm haben, er vergißt nicht leicht eine Beleidigung, aber er verzeiht sie. ... Er hat danach gestrebt, ein zweiter Alcibiades zu sein, indem er sich durch Tugenden und Laster gleichermaßen berühmt machte.... Er schickte viele Minister an fremde Höfe, denen man Instruktionen gegeben hatte, die mit den Meinungen andrer unter sich zwiespältiger Minister

übereinstimmten, sodaß sich in der Geschäftsführung seiner Minister oft Widersprüche fanden. Aber seit der Einrichtung des Geheimen Conseils hat er dies Verfahren aufgegeben."

Sehr interessant in diesem Charakterbilde ist der romantische Zug, der durch das Wesen des Fürsten geht und uns seine Liebschaften wenigstens zum Teil im Lichte einer spätritterlichen Minne erscheinen läßt; interessant ist auch der immer wieder betonte Wissenstrieb, sein Streben nach Ruhm und Unsterblichkeit, das ihn als den Sohn einer späten Renaissance zur Nachfolge Alexanders des Großen treibt. Man rechne dazu sein Verständnis und seine Fürsorge für Kunst und Technik jeder Art, für die Verbesserung der Rechtspflege und der Verwaltung, für die wirtschaftliche Hebung seiner Länder durch Abschluß günstiger Handelsverträge, durch Einführung neuer Industrien wie der Glashütten des Barons Tschirnhaus und der gleichfalls auf Tschirnhaus Erfindung beruhenden Porzellanmanufaktur in Meißen: und man wird von ihm den Eindruck eines trotz seiner Schwächen überaus regsamen und bedeutenden Mannes haben. Das sächsische Volk befand sich unter seinem Regimente, nachdem einmal die Lasten des Nordischen Krieges abgeworfen worden waren,

verhältnismäßig wohl, trotz der Verschwendung des Hofes, die ihm ja großenteils wieder zugute kam; gegen das Ende seiner Regierung stieß man fast überall auf Kennzeichen eines blühenden Wohlstandes und eines frohen Genießens. Nur gerade in seiner groß angelegten äußern Politik blieb dem Könige jede Frucht versagt. Die Gründe lagen teils in ihm selbst, teils außer ihm.

Das fürstliche Pflichtgefühl, das persönliche Neigungen und augenblickliche Einfälle im Zaume hält, das seinem weit schwächer beanlagten Nachbar Friedrich Wilhelm dem Ersten in so hohem Grade eigen war, war bei August dem Starken nur ungenügend entwickelt; bei der Fülle seiner sich überstürzenden, teilweise sogar einander widerstrebenden Projekte entbehrte sein Handeln zu sehr jeder geruhigen Stetigkeit; im falschen Vertrauen auf die Unerschöpflichkeit seiner Kraft hatte er immer so viele Eisen zu gleicher Zeit im Feuer, daß er keins recht schmieden konnte. So verpuffte denn schließlich die herrliche Mitgabe, die die Vorsehung den Wettinern in seinen reichen Talenten verliehen hatte, nutzlos, wie eine der glänzenden Leuchtkugeln seiner unzähligen Feuerwerke. Und dabei fühlte er sich auch selbst nicht einmal glücklich. Dem Rausche folgte ebenso oft

die Ernüchterung, und Flemmings Charakterzeichnung beweist, daß dieser bei seinem Herrn Stunden der Niedergeschlagenheit, des Weltschmerzes und der Sorge um die Zukunft sehr wohl kannte. Aber die Charakterfehler Augusts des Starken waren es doch nicht allein, die den Erfolg seiner Politik verhinderten: auch das Glück hat ihm gefehlt. Es war sein Unglück, daß er vor Kaiser Karl dem Sechsten sterben mußte. Hätte er dessen Tod erlebt, wäre der letzte Habsburger statt 1740 etwa 1730 gestorben, wer will sagen, ob da nicht August die Rolle gespielt hätte, die später Friedrich der Große spielte, oder aber, wenn August das Jahr 1740 erlebt hätte, ob da nicht der doppelte Einsatz, den er zu bieten hatte, sein vortreffliches Heer und eine Teilung Polens zwischen Sachsen und Preußen, die er schon Friedrich Wilhelm dem Ersten angeboten hatte, Friedrich den Zweiten zu einem Abkommen mit Sachsen bewogen hätte, das den südlichen Streifen Schlesiens, etwa gemäß einer Linie von Lauban nach Myslowitz oder Mähren und ein entsprechendes Verbindungsstück den Wettinern als Landbrücke nach Polen überließ? So aber trat, gerade als er im Begriff stand, die Maschen des zwischen ihm, Bayern, Preußen und Frankreich wegen der

habsburgischen Erbschaft bestehenden Einvernehmens fester anzuziehn, der Tod an den noch nicht Dreiundsechzigjährigen heran. Als er während seiner letzten Krankheit — „Inflammation im Fuß," verbunden mit tiefen Ohnmachten — in Warschau am 30. Januar 1733 von den Ministern gefragt wurde, ob er nicht noch vor seinem Ende der zum Reichstag versammelten Republik seinen Prinzen zum Successor antragen lassen wolle, hat der König geantwortet: er habe eine Dornenkrone getragen, stelle seinem Prinzen frei, ob er solche annehmen wolle, wolle ihm die Krone zwar gönnen, aber auch dabei mehr Glück als er gehabt wünschen.[87]) Die „Dornenkrone" wurde August dem Dritten 1735 zuteil, aber statt des Glücks erwählte er den Grafen Brühl zum Minister, der durch seine ränkevolle, mit den kleinlichsten Mitteln arbeitende Politik das noch verdarb, was aus dem Schiffbruche größerer Hoffnungen hätte gerettet werden können. Es kam der große Moment, der sogar Friedrich dem Großen für einen Augenblick die Wange bleichte: der Tod Kaiser Karls des Sechsten am 20. Oktober 1740. Für jeden weitblickenden Staatsmann gab es, um die ersehnte Landverbindung mit Polen zu gewinnen, nur einen Weg: offnen

Anschluß an Friedrich den Großen, dem Sachsen bei seinem kühnen Angriffe auf Schlesien ein wertvoller Bundesgenosse hätte sein können. Statt dessen begann Brühl eine Schaukelpolitik zwischen Preußen und Österreich, die nur verlustreich sein konnte. Sächsische Bataillone hätten mit den preußischen Schulter an Schulter in Schlesien einrücken müssen; da das nicht geschah, ging auch die letzte Hoffnung auf eine größere Machtstellung der Wettiner im Osten verloren. Denn nachdem Preußen fast ganz Schlesien gewonnen hatte, aber erst dann, war das Königreich Polen für Sachsen ein verlorner Posten. Der so gewaltig vergrößerte Nachbar wollte und konnte den Wettinern die Landverbindung mit Polen nicht bewilligen, und im Osten stieg Rußland dominierend herauf. Die polnische Frage war für Sachsen mit dem Breslauer Frieden von 1742 und mit dessen Bestätigung in den Jahren 1745 und 1763 zu Ende; alle spätern Versuche, diese Frage wieder aufs Tapet zu bringen, waren aussichtslose Träumereien. [38])

Schiedlo wurde nach dem ersten Schlesischen Kriege der Gegenstand einer Politik der Nadelstiche zwischen Sachsen und Preußen. In einem am 25. April 1792 auf dem herrschaftlichen Hause

in Schiedlo niedergeschriebnen Aktum [39]) wird uns erzählt, wie ein alter Grenzstreit der Schiedloer mit dem östlich davon gelegnen preußischen Dorf Schönfeld immer wieder aufgelebt sei, bis Anno 1752 „unter höchster Genehmigung Seiner Königlichen Majestät in Preußen und Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht zu Sachsen ein interimisticum wegen der Nutzungsgrenze salvo jure territoriali zustande gebracht, und diese Grenze durch den Ingenieur Kossert mit 23 Säulen kenntbar gemacht worden." Aber Friedrich der Große empfand diesen Brückenkopf sächsischen Landes auf dem rechten Oderufer wie einen Pfahl im eignen Fleische; deshalb wurde gleich bei Beginn des Siebenjährigen Krieges „auf Königlich preußischen Befehl diese Grenze einseitig aufgehoben und zum Vorteile der Schönfelder in das Schiedloische herein erweitert, mit Feldjägern besetzt und andre Pfähle eingeschlagen." Schiedlo erschien dem preußischen Könige wegen der einst daran geknüpften sächsischen Hoffnungen so wichtig, daß es sogar im Hubertusburger Friedensinstrument vorkommt. Im achten Artikel dieses Friedens wird bestimmt: der Oderzoll von Fürstenberg und das Dorf Schiedlo samt Zubehör gehn in den Besitz des Königs von Preußen

über, sodaß künftig alles, was jenseits der Oder liegt, preußisch wird. Dafür soll der Kurfürst von Sachsen ein an Einkünften gleich wertvolles Äquivalent erhalten. Dieser Artikel ist, da der Schiedlo=Fürstenberger Oderzoll jährlich 30000 Taler betrug, also ein Äquivalent schwer zu finden war, nicht ausgeführt worden. Demnach lebten auch die alten Grenzstreitigkeiten wieder auf; endlich aber kam im September 1777 ein „Hauptvergleich" zustande, durch den „300 Magdeburgische Morgen und in und mit solchen der große Schiedloische Busch und Losche Gurke wieder an Schiedlo zurückgegeben und diese a saeculis bestandnen Streitigkeiten wiewohl mit Nachteil gänzlich beendigt worden." So blieb Schiedlo sächsisch, bis es 1815 mit der gesamten Niederlausitz an Preußen überging.

Diese Gedankenreihen begleiteten uns, als wir der Oder den Rücken kehrten und auf der Straße nach Wellmitz dahinfuhren. An einer Biegung des Wegs grüßte uns noch einmal die melancholische schiefe Turmspitze des Dorfs, dann entschwand auch sie unsern Blicken.

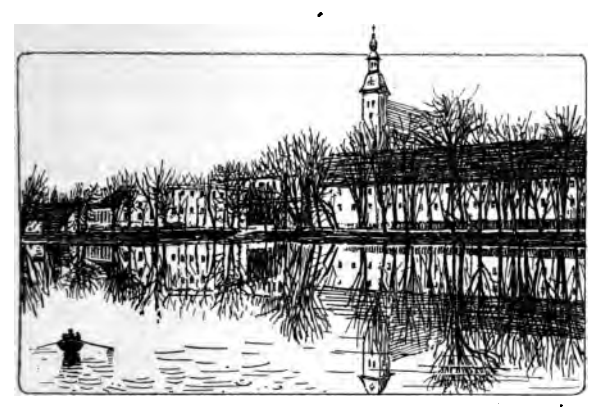
Das also war Schiedlo. Der Rodensteiner würde sagen: „Ein Dorf, was ists? Nur Mist und Rauch" — eine unscheinbare, ärmlich be=

baute Scholle in unscheinbarer Landschaft — und doch welche Erinnerungen werden hier wach! Mit dem Abendwinde weht der Geist der Geschichte durch die flüsternden Weidenbüsche am Ufer. Still ists hier geworden. Der ganze Handel und Verkehr, der hier einst die Oder überschritt, hat sich nach Frankfurt gezogen, von wo die Eisenbahn schnurgerade westwärts nach Berlin und ostwärts nach Posen geht. Einst sah Schiedlo die vergoldeten Karossen des sächsisch-polnischen Hofs und die aus dem Adel ganz Europas erlesene Chevaliergarde mit ihren von Gold und Edelgestein strotzenden Uniformen — und heute erregt der schlichteste Fremdling das Aufsehen des ganzen Dorfes. Neugierig glotzten uns die auf dem Damm spielenden blonden Kinder an, als wir dem Kahn entstiegen, und Kopfschütteln der Erwachsnen begleitete uns, als wir die Postagentur suchten, um einen postlagernden Brief zu erheben. Nur eine dunkle Sage von der Brücke Augusts des Starken und seinen Festungswerken hat sich bei den Einwohnern erhalten. Unser Fährmann erinnerte sich, daß er als Knabe mit seinem Vater beim Buhnenbau etwas aufwärts von der jetzigen Fährstelle auf alte eichne Jochhölzer und Unter-

bauten einer Auffahrt gestoßen sei. So liegen die Reste der Schiedloer Brücke und der Festung im Kiesgeschiebe des Oderbettes, und mit ihnen schlummert der letzte Traum von einer Großmachtstellung der Wettiner.



Die Klosterkirche in Kottbus (siehe Seite 101



Das Stift Neuzelle vom Klosterteiche aus

4

Das Stift Neuzelle an der Oder und sein Hinterland

Es war an einem Aprilsonntage zur Zeit der sinkenden Sonne, als wir uns von dem Ufer der Oder aufmachten, um noch vor völliger Dunkelheit das in der Luftlinie nur etwa acht Kilometer nordwestlich von der Neißemündung liegende Stift Neuzelle oder vielmehr das ihm benachbarte Dorf Schlaben zu erreichen. Dort wollten wir im Gasthofe „Zum Prinzen Albrecht von Preußen" unser Quartier aufschlagen; er war uns empfohlen worden als der Gasthof, worin die Gerichtstage abgehalten werden. Wir kamen auch bald an das größtenteils noch in der Ebene liegende ansehnliche

Kirchdorf Wellmitz, von da an aber steigt das Gelände energisch empor und bildet ein sich längs der Oderniederung nordwärts bis zum Oder-Spreekanal, westwärts bis gegen Beeskow erstreckendes welliges Gebirge. An seinem steil zur Oderaue abfallenden Ostrande liegt das Stift Neuzelle, dessen gewaltiger eintürmiger Kirchenbau uns schon von weitem grüßt. Die beiden kleinern Türme daneben gehören der protestantischen Kirche in Schlaben. Aber die Chaussee macht starke Krümmungen, und so lagen schon die Schatten der Finsternis über den Häusern, als wir endlich vor dem ersehnten Gasthofe von den Rädern sprangen. Der „Prinz Albrecht" ist ein bescheidner Bau, der nur aus einem Erdgeschosse besteht, aber er bot genügende Unterkunft und vortreffliche Verpflegung. Überhaupt muß es den Dorfgasthöfen der Niederlausitz nachgesagt werden, daß sie, obwohl das Aussehen der Höfe hie und da etwas an böhmische Wirtschaft erinnert, doch in der Regel im Innern mehr bieten, als ihr Äußeres verspricht. Die Ruhe des Abends bot Gelegenheit, das, was wir über die Geschichte des Stifts vorher gelesen hatten — den „Kurtzen Entwurff einer Neuzeller Historie" im 5. Teile der Destinata litteraria et fragmenta

Lusatica und das von dem ehemaligen Klosterinsassen, spätern Weihbischof Mauermann herrührende Buch „Kloster Neuzell“ [1]) —, wieder aufzufrischen und durch Erkundigung bei den Einheimischen zu ergänzen. Später hat mir auch Herr Archivrat Lippert in Dresden, der Herausgeber der geplanten Niederlausitzer Urkundensammlung, den noch nicht erschienenen ersten Band des Werkes, der die Neuzeller Urkunden enthält, mit gewohnter Freundlichkeit für einige Tage zur Benutzung überlassen. [2])

Die ältesten Stützpunkte der deutschen Herrschaft in der Lausitz waren die Burgwarde (z. B. Niemitzsch südlich von Guben im Jahre 1000 urkundlich erwähnt), [3]) die teilweise an Stelle früherer slawischer Kastellaneien getreten waren. Zu einer wirklichen Germanisierung des Landes aber reichte die Organisation der Burgwarde nicht aus; dazu bedurfte es der Gründung deutscher Städte und deutscher Klöster. In dieser Richtung hat Markgraf Heinrich der Erlauchte (1220 bis 1288) am meisten für die Niederlausitz geleistet. Er ist auch der Gründer von Neuzelle. Die im Oktober 1268 in Dresden ausgestellte Stiftungsurkunde [4]) bezeichnet zwar als Zweck der Stiftung die Fürsorge für das Seelenheil seiner Vorfahren

und insbesondre seiner 1267 verstorbnen zweiten Gemahlin Agnes, deren Andenken auch das 1268 gegründete Klarissinnenkloster Seußlitz an der Elbe gewidmet war, aber mit diesen frommen Zwecken vertrugen sich weltliche sehr wohl. Die Teilnahme des jungen Herrschers (geb. 1215) an einem Kreuzzuge gegen die heidnischen Preußen (1237), die Erbauung der Burgen Elbingen und Balge an der Ostsee, seine Bemühungen, die jenseits der Oder liegende Burg Schiedlo, dazu das Land Krossen oder das Gebiet zwischen Queis und Bober zu gewinnen, endlich die schon um 1250 erfolgte Gründung von Fürstenberg an der Oder (etwas stromabwärts von Schiedlo) beweisen, daß sich der meißnische Markgraf an der Strecke der mittlern Oder, die der polnisch-deutsche Verkehr und der Handel mit dem aufblühenden weichselländischen Gebiete des Deutschen Ordens zu überschreiten pflegte, eine gesicherte Stellung schaffen wollte.[5]) Diesen Absichten diente nebenher auch das mit einer großen Grundherrschaft ausgestattete Kloster Neuzelle. Alles, was im Umkreis einer Meile von dem für die Klostergebäude in Aussicht genommnen Platze (einem jetzt nicht mehr vorhandnen Dorfe namens Starczedel) lag, wird mit allem Zubehör dem Kloster zu eigen gegeben.[6])

Dazu kamen im Jahre 1300 durch Stiftung Diezmanns Güter in Wellmitz, Kieselwitz und Rießen,[7]) 1311 durch Stiftung des brandenburgischen Markgrafen Waldemar das Dorf Reipzig,[8]) 1313 der See Pinnow,[9]) 1315 vom Markgrafen Johann das Dorf Rackwitz,[10]) 1316 durch Kauf von diesem die Burg Schiedlo mit Ratzdorf und Kuschern, die Stadt Fürstenberg mit neun Seen, Honigzinsen und Hufen in Diehlau, das Dorf Schönfließ,[11]) 1327 von Herzog Rudolf von Sachsen der Wald Roertweil und Hufen zu Vogelsang,[12]) 1328 durch Kauf das Dorf Breslagk,[13]) 1363 die Pfarrkirche und das Hospital zu Beeskow[14]) und andre Güter, bis um das Jahr 1370 ein geistlicher Staat fertig war, dessen Gebiet an der Oder von der Neißemündung bis über Fürstenberg hinaus und westwärts bis an die Spree und den Schwielochsee reichte. Bei allem Wechsel der Landesherrschaft von den Wettinern zu den Askaniern, von den Askaniern zu den Wittelsbachern und wieder zu den Wettinern hatten es die klugen Herren von Neuzelle verstanden, ihren Vorteil zu wahren, aber in dem neuen luxemburgischen Landesherrn Kaiser Karl dem Vierten (seit 1364) fanden sie ihren Meister. Sie mußten ihm die

für den Oderhandel und den Oderzoll wichtigste Besitzung, die Stadt Fürstenberg mit dem Dorfe Vogelsang, verkaufen, dafür bestätigte er ihnen 1370 in einer umfänglichen Urkunde zu Prag ihre übrigen Güter.[15]) Auf den Besitz von Fürstenberg legte dieser schlau rechnende Kaiser Wert, seitdem er mit dem Plan umging, Brandenburg an sein Haus zu bringen, was 1373 durch den Vertrag von Fürstenwalde geschah. Er war im Frühling 1370 selbst längere Zeit in Fürstenberg, erbaute dort ein festes Schloß und eine Oderbrücke,[16]) deren letzte Überreste erst vor dreißig Jahren beseitigt worden sind.[17]) Seine Nachfolger waren nicht die Leute, das Erworbne zu behaupten: schon 1406 gelang es den Zisterziensern von Neuzelle, Fürstenberg von Jobst von Mähren zurückzukaufen.[18])

Unterdessen hatten sich auch die Gebäude des Stifts und die wirtschaftliche Organisation seines Gebiets gedeihlich entwickelt. Freilich ging die Einrichtung des Klosters nicht so schnell und glatt vor sich, wie man wohl meinen sollte. Die neue Stiftung sollte zum Sprengel des Bischofs von Meißen gehören, aber der Bischof von Lebus erhob ältere Ansprüche auf das um die ehemalige Kastellanei Schiedlo liegende Gebiet. Zur Schlichtung des

jahrelang geführten Streits wurde die Vermittlung des Erzbischofs von Magdeburg, des Bischofs von Merseburg, ja sogar des Papstes Gregors des Zehnten in Anspruch genommen.[19]) Erst im Jahre 1281 wurde der Abt des Klosters Zelle bei Nossen durch das Generalkapitel der Zisterzienser in Citeaux ermächtigt, Mönche nach Neuzelle überzuführen und den ersten Abt dort einzusetzen. Neuzelle ist also ein Tochterkloster des meißnischen Zelle, das nunmehr erst den Namen Vetus Cella (Altenzelle) annahm.[20]) Die Zisterzienser jener Zeit waren aber nicht nur fromme Beter, sondern hatten auch vortreffliche Landwirte, Fischer, Gärtner, Hoch- und Tiefbaumeister, Bronzegießer, Kaufleute und Vertreter andrer nützlicher Berufe in ihren Reihen. Ihrem Unternehmungsgeiste bot sich in dem zum Stift gehörenden Gelände ein fast noch unberührtes Arbeitsfeld. Wer etwa um das Jahr 1280 auf dem östlichen Kamme der Berglandes stand, das sich von der Oderstrecke Schiedlo-Fürstenberg nach Westen zieht, der sah zu seinen Füßen das meilenlange, von Sumpf, Wasserlachen und wildem Eichwalde bedeckte Bruchland der Oder, dann den Strom selbst, der in noch ungebändigter Freiheit parallel zu der Bergkette hinfloß; hinter sich aber, nach Westen zu, hatte er

ein noch ganz unentwickeltes Waldland mit einigen armseligen slawischen Dörfern und den verstreuten Niederlassungen von Zeidlern, die nach altslawischer Sitte unter einem Ältesten, einem Starosten,[21]) lebten. Es ist bezeichnend, daß in der Stiftungsurkunde von 1268 auch nicht eine einzige Ortschaft genannt ist, sondern nur die Maße des Klostergebiets angegeben sind.[22]) Die deutschen Dörfer, die später die Bestätigungsurkunde Karls des Vierten 1370 auf diesem Gebiete verzeichnet: Steinsdorf, Seitwann, Möwiskruge sind vermutlich erst Gründungen der Zisterzienser. Aus Gründen, die uns unbekannt sind, beschloß der Konvent von Neuzelle in einem nicht mehr bekannten Jahre, jedoch erst nach dem Tode Heinrichs des Erlauchten (1288), die Verlegung des Klosters aus dem Dorfe Starczedel nach seinem heutigen Standort auf den östlichsten Steilrand des Gebirges vor der Oderniederung. Markgraf Diezmann und der Bischof von Meißen genehmigten diese Verlegung. Hierbei taucht zuerst der Name des dem Stift seitdem benachbarten Dorfes Schlaben (Slawen) auf, der Name des Dorfes Starczedel ist aus dieser Gegend verschwunden.[23]) Das ist wohl so zu deuten, daß die dem Kloster zu eigen gehörenden Kossäten und

Büdner des Dorfes Starczedel die Übersiedlung mitmachen mußten, damit die geistlichen Herren in ihrer unmittelbaren Nähe die nötigen Eigenleute hätten, und daß dieses neue Kossätendorf nun einfach nach der Nationalität seiner Insassen im Gegensatz zu den deutschen Bauerndörfern ringsum Slawen (= Schlaben) genannt wurde.

Beim Neubau des Klosters sorgte man natürlich zuerst für die nötigsten Wohn- und Wirtschaftsräume, dann ging man an die Erbauung der Kirche, für die die Ziegel vermutlich an Ort und Stelle gebrannt wurden.[24]) Sie sollte als eine weithin schauende Warte des germanischen Christentums auf der Kuppe des Berges ihren Platz finden; aber die dafür nötige Plattform mußte erst durch Abtragung des obersten Teils der Bergkuppe geschaffen werden. Eine Inschrift des Turms bezeichnet die Höhenmarke, bis zu der sich einst die sandige Bergkuppe erhob:

Ecclesiae loco, quo sto cum ambitu toto
Mons fuit hic magnus scripti cacuminis huius.

Das abgetragne Erdreich wurde teilweise zur Ausfüllung des großen Sumpfes verwandt, der sich an der Westseite des Berges hinzog; durch Ableitung seiner Wässer entstand der schöne, jetzt mit Alleen umgebne Klosterteich vor dem Haupt-

portal[25]) (siehe Abbildung Seite 147). Das Werk des Kirchenbaues muß hier sehr schwierig und langwierig gewesen sein: man baute eine dreischiffige gotische Hallenkirche, deren Tür nach Westen, deren Apsis nach Osten schaute.[26]) Einer nicht eben gut beglaubigten Nachricht zufolge soll die Kirche erst um das Jahr 1390 geweiht worden sein.[27]) Unterdessen hatte die wirtschaftliche Aufschließung des durch die Stiftungsurkunde und spätere Schenkungen und Käufe erworbnen Klostergebiets große Fortschritte gemacht. Die Feldmarken der Slawendörfer, durch Malbäume[28]) genau abgegrenzt und durch Rodungen erweitert, waren größtenteils mit deutschen Bauern besetzt, die Slawen zu Gärtnern, Kossäten oder Büdnern herabgedrückt worden, die dem deutschen Richter des Dorfes oder den Bauern und dadurch mittelbar dem Stifte zinsbar waren. Andre neue Dörfer, an den deutschen Namen kenntlich, wie zum Beispiel Steinsdorf, Möwiskruge, Fünfeichen usw., waren auf neuen Rodungen vorzugsweise aus deutschen Ansiedlern nach deutschem Recht gebildet worden, doch wurden ihnen in der Regel einige slawische Untertanen beigegeben, die dem Kloster außer einer Geldabgabe persönliche Dienste leisten mußten, von denen die Bauern

fast durchgängig frei waren. Andre Gruppen von slawischen Wald- und Honigbauern wurden in Anknüpfung an ältere Genossenschaften dieser Art zu Zeidlereien zusammengefaßt, und ihre Rechte und Leistungen wurden bis ins einzelste geregelt. Ja sogar ein Handels- und Fischerstädtchen wie Fürstenberg verstanden die Zisterzienser zu beiderseitiger Zufriedenheit ihrem kleinen Staatswesen einzugliedern. Sehr lehrreich ist dafür die „Handfeste,“ durch die Abt Johann im Jahre 1335 die Rechte und die Pflichten der Fürstenberger festsetzt.[29]) Das Kloster behält sich dasselbe Fischrecht auf der Oder, wie es die Bürger ausüben, vor, außerdem aber von Stören und Lachsen, die gefangen werden, den dritten Teil, ferner freie Überfahrt für alle Klosterleute. Auf dem Kieße vor Fürstenberg[30]) sitzt noch eine kleine slawische Fischergemeinde von sechs Fischern, „dy do fischen moegin, doch ane dy gezewg, dy da heisin wlockin unde flos, dyselbin fischere sollin des clowsters deditzen (deditcii = Unterworfene) syn unde sollin kegin (gegen) dem clowstere tuen, alze andere deditzen des clowsters tun.“ Ein ähnlicher Ausdruck kehrt im Urkundenbuche Seite 126 noch einmal wieder: „Die Fischer sollen fischen ane flossin und ane flockin.“ Grimms Wörter-

buch läßt uns bei solchen in den Urkunden vorkommenden technischen Ausdrücken leider im Stich. Aber Herr Archivdirektor von Buchwald in Mecklenburg-Strelitz teilt mir freundlichst mit, daß unter vloke oder vlake das Flocknetz[81]) zu verstehn sei, flossin (nh. flotten) aber heißen die kleinen Schwimmhölzer oder Korke, die einen Netzrand im Wasser stehend erhalten. Der Sinn der Bestimmung ist, daß diese slawischen Fischer ihr Gewerbe nur im Kleinbetriebe, mit der sogenannten „stillen Fischerei," aber nicht mit großen Netzen, oder wie man sich technisch ausdrückt, mit dem „großen Zeuge" ausüben sollen. Das blieb den Klosterleuten vorbehalten. Endlich enthält die „Handfeste" noch ein Zugeständnis für die Fürstenberger: „Vortmeer zo sollin wir nicht gewant noch schue in der stat veile habin yn (ihnen = den Bürgern) zu frommen unde zu besserungen." Demnach haben die Mönche früher in Fürstenberg Niederlagen und Verkaufsstellen für Tuche und Schuhwerk unterhalten.

Noch lehrreicher sind die Reste zweier Neuzellischer Erbbücher, die im Berliner Staatsarchive verwahrt werden.[82]) Das ältere von beiden ist aus der Zeit um 1420, gibt uns also ein Bild der Klosterwirtschaft vor dem Hussitenkriege. Die

kleine Fischergemeinde aus slawischen Dedițen „uf dem Kysse vor Forstenberg" besteht noch immer; besonders aber interessieren uns die Verhältnisse der vom Kloster abhängigen Dörfer. Für die Beurteilung der Nationalität der Bauern kann der Name des Dorfes nicht allein maßgebend sein; dagegen hat man in der Ackerverteilung und in der Rechtsordnung kräftige Beweismittel. Gibt es im Dorfe einen Richter und überwiegen die Hufen, als deren Inhaber wir uns nur deutsche Bauern denken dürfen, so ist der Charakter des Dorfes im wesentlichen deutsch; überwiegen die Kossäten, Gärtner und Büdner, so ist der Charakter des Dorfes in der Hauptsache slawisch. Die Reste des Erbbuches ergeben nun, daß in diese dem Schutze des Krummstabs anvertrauten Gegenden eine sehr starke Einwanderung deutscher Bauern erfolgt sein muß, denn die deutschen Hufendörfer überwiegen gewaltig. So erklärt es sich, daß heute in diesen von dem alten Deutschland entfernten Gegenden seit langer Zeit jede Spur slawischen Wesens verschwunden ist, während sich in nähern Gebieten, z. B. um Kottbus und in der sächsischen Oberlausitz, slawische Sprachinseln bis auf diesen Tag erhalten haben. Das größte und bedeutendste Dorf des ganzen Klosterbesitzes ist Wellmitz[33])

mit sechzig Hufen und siebenundzwanzig Gärtnern. Der Pfarrer des Dorfes hat zwei Hufen, der Richter drei, der „Leman" zwei. Der Pfarrer ist völlig steuerfrei, der Richter gibt dem Kloster



Möbiskruge bei Neuzelle

außer einigen kleinern Abgaben 53 Groschen 8 Heller und hält ein Lehnspferd. Außerdem gibt er für eine Wiese und sein Brennholz 20 Groschen, der „Leman" hat die Wahl, ob er ein Lehnspferd halten oder 36 Groschen zahlen will. Von jeder der 53 Hufen zahlt der Besitzer

30 Groschen und zwei Scheffel von „Nuwendorff“ (einer Neurodung), ferner drei Scheffel Hafer für die Waldnutzung, 10 Groschen für Wiesennutzung und 30 Eier „von eyme luge“ (sumpfige Wiese). Die Bauern haben ihre Allmende für sich, auch die Koffäten = Gärtner haben ihr besondres Holz, wo die Bauern nicht schlagen dürfen. Das zweite Dorf der Größe nach ist Möbiskruge (siehe Abbildung Seite 160),[34]) eine deutsche Gründung mit fünfzig Hufen, aber es hat auch „8 gartin, dy zinsen dem richter unde den geburn (Bauern), abir dy herrin (von Neuzelle) haben daruff daz obirste unde den dynst.“ Auch in Fünfeichen[35]) mit vierzig Hufen und neun Gärten überwiegt die deutsche Bevölkerung.

Wenn wir aber in einem andern Dorfe nur von zwölf Zinshufen, aber achtundvierzig Gärtnern hören,[36]) so wird es wohl eine vorwiegend slawische Bevölkerung gehabt haben. Im höchsten Grade ist das der Fall in dem dicht am Kloster gelegnen Dorfe Schlaben.[37]) Das Erbbuch sagt: „Slawin hot nicht hufin. Do seyn 11 gartin; iczlich (jeglicher) gertener gibet von seyner hofereiten von der ruten 1 gr. Sy haben keinen richter; dorfin (bedürfen) sie gerichtez, daz muessen sy suchen zu des closters foyte (Vogte).“ Das stimmt ganz

mit dem überein, was wir über den Ursprung dieses Dorfes vermutet haben. Schlaben zeigt auch heute noch seine besondre Art, seine auffällige Abhängigkeit vom Stifte: es ist die einzige katholische Gemeinde inmitten einer evangelischen Umgebung.

Eine ganz interessante Erscheinung im Neuzeller Wirtschaftsleben sind die Starosteien oder Zeidlergenossenschaften von Ziltendorf, Krebsjauche, Lahmo und Fürstenberg, deren Statuten uns das Erbbuch teilweise erhalten hat.[38]) In dem grundlegenden Aufsatze Hermann Knothes „Die verschiednen Klassen slawischer Höriger usw.“[39]) habe ich nichts Entsprechendes finden können. Die Starosteien sind Genossenschaften zur Ausbeutung von Wiesen, die nicht in einer Dorfflur liegen, also der Wald- und der Bruchwiesen, des Waldes selbst, entlegner Fischereien, vor allem aber der in Waldbäumen untergebrachten Bienenstöcke, der sogenannten Büten, ein Ausdruck, der schon in der Stiftungsurkunde des Klosters von 1268 vorkommt.[40]) Diese Nutzungen waren wohl ursprünglich den unterjochten Slawen, den Deditzen, überlassen worden. Die Inhaber dieser Nutzungen heißen „zideler“ = Zeidler. Wir verstehn unter diesem Ausdrucke die Bienenzüchter; im Mittelalter hatte der

Ausdruck eine andre und weitere, soziale Bedeutung. Zeidler wurde in der Niederlausitz eine dritte Klasse der Bauernbevölkerung genannt, die, slawischen Ursprungs, weder eine Hufe noch eine Gartennahrung (Büdnerei, Kossätenhof) besaßen, sondern außerhalb des Dorfes an einem bestimmten Ort im Walde oder auch in zerstreuten Siedlungen einfachster Art wohnte und eine gemischte Wald-, Wiesen- und Fischereiwirtschaft trieb; allerdings war die Bienenzucht ihr wichtigstes Arbeitsfeld. Die Zeidler, ihrem Ursprung entsprechend auch Deditzen genannt, stehn unter einem Ältesten, einem Starosten. Die Statuten der ersten im Erbbuche genannten Starostei, der von Ziltendorf, lauten folgendermaßen: „Die Zeidler in der Starostei wohnen zumeist zu Brath (dem alten slawischen Burgwall, jetzt Aurith (?) rechts von der Oder)[41]) und geben zehn halbe Eimer Honig brandenburgischen oder Beeskowischen Maßes und haben Wiesen zu ihren Zeidelweiden. Auch haben sie auf ihren Wiesen und in dem Walde freie Weide und dürfen diesseits der Oder bauen Scheunen, da sie ihr Heu drin behalten, und Stallungen, da sie ihr Vieh einstallen. Auch dürfen sie Hopfen reißen, Eicheln lesen, der Holzbirnen und Holzäpfel im Walde genießen, doch unbeschadet der Ziltendorfer

11*

und Krebsjaucher, wenn diese des Obstes und des Hopfens im Walde mit genießen sollen, und sollen einer den andern nicht hindern noch darüber pfänden. Wer aber zu Brath sitzet und keine Zeidelweide hat, will der der Weide oder andre der genannten Freiheiten diesseits der Oder gebrauchen, so soll er es mit dem Hofmeister (des Klosters) darum halten, daß ihm sein Genügen geschehe, und nicht mit den Zeidlern oder Deditzen; tut er das nicht und genießet doch der Freiheiten, so soll man ihn darum pfänden und bessern. Die Deditzen oder Zeidler vererben ihre Zeidelweide an ihre Söhne oder an ihrer Söhne Kinder oder weiter an ihrer Kindeskinder Schwerthalben, das ist an Knechte ... Aber ihre Spillemagen, das sind Frauen und Jungfrauen, haben kein Recht an der Zeidelweide, es käme denn von sonderlichen Gnaden und Gunsten der Klosterherren, daß sie ihnen diese verleihen wollten. Jeglicher Zeidler oder Deditze mag des Jahres machen fünfzehn neue Büten und darüber nicht mehr. Die Deditzen oder Zeidler oder Honiggelder, die in des Klosters Gebiete oder Pflege sind, die sind nicht Eigenleute wie in etlichen Landen, sondern sie sind frei gleich andern landgesessenen, pfleghaften Zinsleuten." Ähnlich ist die Starostei

Krebsjauche[42]) eingerichtet; zu ihren Nutzungen gehören die Fischerei auf dem Lukacz, bei großem Wasser fischen die Zeidler auf ihren Wiesen. Grundherrin über alles ist das Kloster, denn „wenne der starast zur Crebisjuche stirbit, so gevellit (fällt) dy starastie an dy herrin ... Syn zeichin an den bueten ist eyne mistgabel.“ In der Starostei Lahmo[43]) ist der Starost von allen Abgaben frei; jeder beweibte Zeidler gibt jährlich zehn Groschen Zins, der unbeweibte — ein Trost für Junggesellen — nur fünf Groschen; die Zeidlerei besteht im ganzen aus vierzehn Gliedern; sie haben jeder einen Fischerkahn und freie Fischerei auf dem Barow, es kann ihnen aber auch erlaubt werden, auf dem Ockim zu fischen, „unde was sy guter fische van (fangen), dy sullin sy den herrin gebin, unde was sy denne cleyner fische van, dy sullen sy habin zu irer kuchen.“

Was für ein Leben muß in jener Zeit auf dem Wirtschaftshofe des Klosters geherrscht haben, wenn zu Walpurgis oder Martini die Wagen der deutschen Zinsbauern Korn und Hafer, Gerste und Mohn in den umfangreichen Speichern und Scheunen abluden, oder wenn die Bäuerinnen mit Flachsbündeln, Hühnern und Eiern, die Zeidler mit Honigfässern, Wachsklumpen und großen Edel-

fischen die Vorratskammern füllten, oder wenn zu Ostern, Michaelis und Weihnachten die Richter aus den Dörfern die Zinsgroschen mit dem Rentmeister verrechneten, Bauern und Kossäten neue Rodungen mit dem Abte vereinbarten und dazwischen sich auch ein schüchterner Debitze vom Hofmeister die Genehmigung erbat, irgendwo ein neues Heustadel zu bauen.

Über dieses ganze sorgsam ausgestaltete Wirtschaftsleben des Klosters kam eine Zeit furchtbarster Zerrüttung durch die Hussitenkriege. Im Jahre 1429 ergossen sich die fanatisierten tschechischen Horden auch in die Niederlausitz: die Stadt Guben ging in Flammen auf, die Klosterbrüder und der Abt Petrus von Neuzelle wurden unter grausamen Martern getötet, Klostergebäude und Kirche in Brand gesteckt.[44]) Aber wenig Jahre später sitzen die Klosterherren, wie ihre Urkunden beweisen, wieder fest im Regiment — nach Erwerbung der Dörfer Lindow, Brieskow, Aurith und Reipzig geht ihr Gebiet fast bis an die Mauern der Stadt Frankfurt. Im sechzehnten Jahrhundert pochte die Reformation mit starker Faust auch an die Pforten von Neuzelle. Aber unter böhmisch-habsburgischem Regiment (seit 1526) hielt sich das Kloster, freilich mußte es der Abt Matthias

(1540 bis 1550) erleben, daß alle seine Stiftsuntertanen bis auf sechs zum lutherischen Bekenntnis übertraten.[45]) Dem geistlichen Wirken des Stifts war damit fast aller Boden entzogen, aber seine wirtschaftliche Tätigkeit ging weiter. Es kam das Jahrhundert des großen Krieges; er entschied die Geltung und den Bestand der Reformation in dem Stiftslande, denn es kam mit der gesamten Lausitz an das protestantische Kurhaus Sachsen. Doch verpflichtete sich der Kurfürst Johann Georg der Erste in dem zu Prag am 20. Mai 1635 geschlossenen Traditionsrezeß, „auch die Abtei zu Neuzell . . . samt ihren Leuten und Beamten, Dienern und Untertanen bei ihren Privilegiis und Juribus, insonderheit bei ihrer exemptio in spiritualibus ab omni saeculari foro ... schützen" zu wollen, ein Versprechen, das mit großer Gewissenhaftigkeit gehalten worden ist. Die Lage der dem Stift zinsbaren Bauern muß schon vor dem Kriege keine rosige gewesen sein, denn eine vor Ausbruch des Krieges vorgenommene Zählung ergab fast überall eine starke Abnahme der Bauern, eine Zunahme der Kossäten gegen die im Erbbuche (etwa 1420) angeführten Zahlen.[46])

Ganz erschreckend aber hat der Dreißigjährige Krieg unter der gesamten Bevölkerung des Stifts-

landes aufgeräumt. Sie betrug in allen Dörfern zusammen vor dem Kriege tausendundsiebzehn Bauern und Kossäten, nach dem Kriege zweihundertundzwanzig Bauern und Kossäten, sodaß also gegen achthundert Bauern- und Kossätenstellen, vier Fünftel des ganzen bebauten Landes, wüst lagen.[47]) Nicht besser stand es in dem Städtchen Fürstenberg: von zweihundertundfünfzig Häusern, die es vor dem Kriege gehabt hatte, waren nach dem Kriege noch dreißig bewohnt. Die große Aufgabe, das Stiftsland aus dieser Zerrüttung wieder in einen blühenden Zustand zu versetzen, fiel dem 1641 gewählten Abte Bernhard zu. Er war ein Sproß des süddeutschen Geschlechts der Freiherrn von Schrattmach, ein Verwandter des Erzbischofs von Prag, des Kardinals Grafen Harrach; Kaiser Ferdinand der Dritte hatte selbst bei seiner Erhebung zum Abt von Neuzelle die Hand im Spiele gehabt.[48]) Ob diese Wahl eine glückliche war, ist sehr zu bezweifeln. Denn dieser süddeutsche Prälat verwickelte sich in einen langen Streit mit den übrigen Ständen der Niederlausitz, die ihm — wohl infolge seiner katholisierenden Tendenzen — sogar die Landstandschaft entziehn wollten. Von einer besondern Fürsorge für die verarmte Bauernschaft

Zwanzig Jahre nach Abt Gabriels Tode schlugen die Wellen der großen französischen Revolution auch bis in das stille Neuzeller Ländchen: französische Geistliche suchten hier Zuflucht vor der Jakobinerherrschaft. Auch das Zeitalter Napoleons und des Befreiungskrieges ging nicht spurlos an Neuzelle vorüber. Namentlich während des russischen Feldzugs wurde Neuzelle wegen der Oderübergänge bei Fürstenberg und bei Schiedlo vielfach von Truppendurchzügen, Einquartierungen und Kontributionen heimgesucht. Anno 1813 brach auch ein Detachement des Lützowschen Freikorps in die Wohnung des Prälaten ein und entführte eine ansehnliche Geldsumme.[58]) Jedoch am verhängnisvollsten für die Existenz des Stiftes wurde seine Abtretung an Preußen durch den Wiener Frieden vom 21. Mai 1815. Friedrich Wilhelm der Dritte, Absolutist durch und durch, wollte keinen Staat im Staate, am wenigsten einen katholischen. Derselbe König, der später die Erzbischöfe Droste von Vischering und Dunin von Gnesen auf Festungen einsperren ließ, weil sie sich seinem Gesetze über die gemischten Ehen nicht fügten, griff zwanzig Jahre früher mit strenger Hand in die Verhältnisse des Stiftes Neuzelle ein. Zwar wird vom Weihbischof Mauermann,

Vervollständigung der Malerei und des Stuckes sowie durch Beschaffung neuer Kirchen- und Beichtstühle vollends das Aussehen eines Bauwerks aus der Rokokozeit gegeben;[50]) der andre, der Sohn eines Neuzeller Klosteramtmanns, war ganz von dem Bedürfnis nach fürstlichem Glanze erfüllt, das seiner Zeit eigen war. Er hat den sich zur Oderaue niedersenkenden Klostergarten durch Terrassen und Laubengänge französischen Geschmacks verschönt und ihn mit seltnen Blumenarten geschmückt; er empfand aber auch — das Zeitalter Rousseaus fing an sich geltend zu machen — das Bedürfnis nach einer Eremitage oder Solitüde zum ungestörten Genusse der Natur und der Einsamkeit. Deshalb baute er an dem in märchenhafter Einsamkeit versteckten großen Trebbelsee — zwei Meilen von Neuzelle — das Jagdschloß Siehdichum.[51]) Der auffallende Name enthält wohl einen Anklang an den 106. Brief Bernhards von Clairveaux, worin dieser an Heinrich von Murdach schreibt[52]): Experto crede, aliquid amplius invenies in silvis quam in libris. Ligna et lapides docebunt te quod a magistris audire non possis. An non putas posse te sugere mel de petra oleumque de saxo durissimo? An non montes stillant dulcedinem et colles fluunt lac et mel . . .?

Zwanzig Jahre nach Abt Gabriels Tode schlugen die Wellen der großen französischen Revolution auch bis in das stille Neuzeller Ländchen: französische Geistliche suchten hier Zuflucht vor der Jakobinerherrschaft. Auch das Zeitalter Napoleons und des Befreiungskrieges ging nicht spurlos an Neuzelle vorüber. Namentlich während des russischen Feldzugs wurde Neuzelle wegen der Oderübergänge bei Fürstenberg und bei Schiedlo vielfach von Truppendurchzügen, Einquartierungen und Kontributionen heimgesucht. Anno 1813 brach auch ein Detachement des Lützowschen Freikorps in die Wohnung des Prälaten ein und entführte eine ansehnliche Geldsumme.[58]) Jedoch am verhängnisvollsten für die Existenz des Stiftes wurde seine Abtretung an Preußen durch den Wiener Frieden vom 21. Mai 1815. Friedrich Wilhelm der Dritte, Absolutist durch und durch, wollte keinen Staat im Staate, am wenigsten einen katholischen. Derselbe König, der später die Erzbischöfe Droste von Vischering und Dunin von Gnesen auf Festungen einsperren ließ, weil sie sich seinem Gesetze über die gemischten Ehen nicht fügten, griff zwanzig Jahre früher mit strenger Hand in die Verhältnisse des Stiftes Neuzelle ein. Zwar wird vom Weihbischof Mauermann,

der damals Insasse des Klosters Neuzelle war, zugegeben, daß während des Krieges und danach die Zucht der Brüder nicht im besten Stande war, und daß andrerseits auch der Abt Optatus, in der Absicht, sie wieder herzustellen, weiter ging, „als die kanonischen Satzungen ihm dieses zu tun erlaubten, als Klugheit ihm dieses gebot."[54]) Aber man war doch in Neuzelle auf das peinlichste überrascht, als am 8. Dezember 1816 von der Königlichen Regierung der Provinz Brandenburg ein Schreiben beim Prälaten eintraf, worin er aufgefordert wurde, „vor der Hand alles zu vermeiden, was die Umschaffung des dortigen Klosters zu einer den dermaligen religiösen und intellektuellen Bedürfnissen der dortigen katholischen Gemeinden und der übrigen Landeseinwohner ganz entsprechenden Anstalt irgend erschweren könnte." Als eine solche Anstalt war schon in dem genannten Schreiben eine „auch für junge Katholiken einzurichtende Gelehrtenschule mit einem Alumnate" bezeichnet worden; deshalb sollte der Abt den drei von der Regierung geschickten Kommissaren „das gesamte Mo- und Immobiliarvermögen, alle Einkünfte, Kapitalien und Nutzungen der Kirchen, des Klosters und des gesamten Stifts genau an-

geben . . ."[55]) Zugleich mit der Ankunft der Kommissare in Neuzelle erschien in Fürstenberg ein Kommando Gendarmen, die alle Wege in der Nähe des Klosters besetzten und die Reisenden anhielten. Der Abt erstattete den geforderten Bericht über das Klostervermögen. Darauf ging am 20. Dezember 1816 wieder ein Schreiben der Regierung an den Prälaten ein des Inhalts, man habe zwar mit Genugtuung die weise Sparsamkeit und Ökonomie wahrgenommen, mit der die Herren Prälaten und Äbte bisher darauf bedacht gewesen seien, einen Fonds zu sammeln, jedoch liege dem Staate bei den bedeutenden Resultaten dieser lobenswürdigen Sparsamkeit die Pflicht ob, dafür zu sorgen, daß solche nicht der Gefahr und dem Zufalle preisgegeben würden, demnach habe das Königliche Ministerium des Innern zu verordnen geruht, daß die Königliche Regierung sich der Verwahrung dieses in ausstehenden Kapitalien und barem Gelde bestehenden Vermögens bei den übrigen Depositis der zu dem Departement der Regierung gehörenden Kirchen, milden Stiftungen und Kommunen unterziehn solle. Kraft dieser Vollmacht bemächtigte sich der Regierungsrat von Bärensprung „der über den Betrag von 150000 Talern sprechenden Dokumente

sowie des Kirchenschatzes, der in 73600 Talern bestand, ohne allen Widerspruch, er ließ in einem Keller, wo seit 1813 aus Furcht vor der Invasion der Feinde 56000 Taler verborgen gehalten wurden, die Mauern durchbrechen und okkupierte auch diese Gelder." Diese Gelder wurden in der Nacht auf Transportwagen geladen und unter starker Gendarmerieeskorte nach Frankfurt gebracht. Das konfiszierte Stiftsvermögen betrug also, von den laufenden Einnahmen abgesehen, gegen 280000 Taler. Der Abt und der Konvent des Klosters wandten sich nun (20. Januar 1817) mit einer ausführlichen Darlegung dieser Vorgänge beschwerdeführend an den König und baten, erstens das gegen das Stift beobachtete Verfahren ernstlich zu rügen, zweitens die Rücklieferung der Klostergelder zu verfügen, drittens das Kloster zum Troste der katholischen Einwohner der Niederlausitz bestehn zu lassen und viertens dessen Fonds jedenfalls als einen katholischen Religionsfonds anzusehen und ihn nicht anders als zum Behuf der Ausübung dieser Religion zu verwenden. Der Staatskanzler Fürst Hardenberg nahm die Beschwerdeschrift persönlich aus den Händen des Subpriors, des Provisors und des Stiftskanzlers entgegen, aber schon am 13. Februar 1817 ant-

wortete er im Namen des Königs dem Prälaten, die Aufhebung des Klosters sei nunmehr höchst unmittelbar beschlossen und schon angeordnet, und Seine Majestät bedaure aufrichtig, daß Höchstdieselben sich durch überwiegende Gründe behindert sähen, die wegen des Klosters Erhaltung geäußerten Wünsche zu berücksichtigen. Diesem Bescheid folgte am 25. Februar 1817 die Aufhebungsurkunde, die sich auf den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 stützte, vermöge dessen dem Könige von Preußen als neuem Landesherrn der Niederlausitz die Macht zustehe, das Kloster zu säkularisieren. Übrigens wurde dem Prälaten durch die Aufhebungsurkunde ein Jahrgehalt von 3000 Talern nebst der Befugnis verliehen, bis an sein Ende im Kloster zu wohnen. Die übrigen Konventualen erhielten entsprechend niedrigere Jahresgehalte zugesichert, falls sie Pfarr- und Lehrämter annehmen wollten. Am 26. Februar 1817 wurde die Aufhebungsurkunde dem Abte durch einen Regierungsrat übergeben und dabei die Kette mit dem Kreuze, das Zeichen seiner Würde, abgefordert; der Abt lieferte sie aus, wurde aber sofort damit im Namen des Königs dekoriert. Die Stiftskirche wurde der katholischen Gemeinde von Schlaben überwiesen, die

bisherige katholische Pfarrkirche den Protestanten. Die Wohnungen der Klostergeistlichen wurden in Behausungen für die Zöglinge eines zu errichtenden Seminars für protestantische Lehrer umgewandelt.

Wir hören nichts davon, daß etwa aus den Kreisen der Untertanen des Klosters irgend eine Stimme laut geworden wäre für die Erhaltung der stiftischen Regierung. Die Bauern und die Kossäten der Klosterdörfer werden vielmehr die Aussicht, nunmehr auch an den Vorteilen der Steinschen Reformen, der Bauernbefreiung, teilnehmen zu können, mit Freuden begrüßt haben. Die letzten Jahrhunderte eines selbstsüchtigern und härtern Regiments hatten die frühern Segnungen des Krummstabes in Vergessenheit gebracht. Trotzdem erscheint uns das Vorgehen der preußischen Regierung gegen die Zisterzienser von Neuzelle etwas hart und gewaltsam, wenigstens wenn wir es mit dem hohen Gerechtigkeitsgefühl und dem Wohlwollen vergleichen, mit dem der moderne preußische Staat den Institutionen der katholischen Kirche gegenübersteht. Die Zeiten haben sich seit 1817 merklich geändert, und es ist wohl gut, daß es so ist.

Am nächsten Morgen galt unser erster Gang dem Stifte, dessen denkwürdige Geschichte wir auf

den vorangehenden Seiten skizziert haben. Wir sahen den schönen mit Alleen umgebnen, von Schwänen belebten Klosterteich zu Füßen des großen Portals. Links von der Straße lag das Brauhaus, einst eine der wichtigsten Quellen stiftischen Reichtums, in Ruinen; auch die Zellen der Mönche und die Wohnung des Abtes sind bis auf die sogenannten Fürstenzimmer verschwunden; sie haben dem stattlichen Neubau eines stark besuchten evangelischen Lehrerseminars und der Wohnung des Seminardirektors Platz gemacht. Dagegen ist der rechts von der Kirche liegende Wirtschaftshof mit einigen hübschen Bogengängen im wesentlichen erhalten geblieben. Auch die Kirche entsprach ungefähr dem Begriffe, den wir uns von ihr nach ihren Schicksalen gemacht hatten: ein in jeder Hinsicht überladner Rokokobau mit geschmackloser Ausmalung und verzerrten Stukkaturen über den vielen Altären, ähnlich der Kirche des Zisterzienserklosters Ossег in Böhmen, nur daß deren Stuckarbeiten eine um so viel größere Feinheit und Anmut zeigen, als Böhmen dem Ursprungslande dieser ganzen Kunstrichtung, Italien, näher liegt als das Waldland der mittlern Oder. Die ganze katholische Schuljugend von Schlaben wurde zur Morgenandacht

in die Kirche geführt, außerdem auch viele kleine Mädchen unter der Leitung grauer Schwestern, die hier, wie ich höre, ein katholisches Waisenhaus gründen wollen. Wenn man um die Kirche herumgeht, sieht man in der Höhe noch den von der barocken Umgestaltung nicht erreichten gotischen Ostgiebel und wird daran erinnert, daß unter der Hülle des Gipses im Innern eine im wesentlichen unversehrte gotische Hallenkirche schlummert. Ob sie wohl je ihre Auferstehung feiern wird? Die sich hinter der Kirche in Terrassen zur Oderaue niedersenkenden Klostergärten sind in Spiel- und Turnplätze für die Seminaristen umgewandelt worden. Vom Rande des Plateaus genießt man eine meilenweite Fernsicht hinüber in die Neumark; wie ein Grenzwächter am Strom erscheint die hochgelegne Kirche von Fürstenberg. Doch nicht weiter nach Osten stand unser Sinn: wir wollten vor allem das westlich vom Stift gelegne Land der Walddörfer, das alte Kolonisations- und Jagdgebiet der Äbte von Neuzelle kennen lernen. Wir fuhren also von Schlaben auf guter Straße zunächst in das Dorf Möbiskruge (siehe Seite 160), das in einem von waldigen Höhen umringten Kessel malerisch um die von zwei Holztürmen überragte Kirche gelagert ist, und von dort über Berg und Tal auf

abenteuerlichen Pfaden voll Sand und Kiefer-wurzeln nach dem hochgelegnen Fünfeichen. Die Landschaft ist hier etwa so hüglig wie das nördliche Thüringen, nur daß der dürre, mit Kies gemischte Sand hier so unfruchtbar ist, daß sogar die genügsame Kiefer nur ein langsames, kränkelndes Wachstum zeigt. Hundertjährige Bestände sehen hier so dürftig aus wie anderwärts dreißigjährige. Die Einheimischen schieben diesen spärlichen Waldwuchs auf eine schon in geringer Tiefe auftauchende Schicht eisenhaltigen Kieses, die die Wurzeln der Bäume nicht durchdringen können. Man nennt diese Schicht die Fuchsdiele, weil auch die Füchse ihre Baue nicht tiefer graben. Es gehörte eine große Zuversicht der Neuzeller Zisterzienser dazu, auf diesem Gelände Kolonisten anzusetzen, und andrerseits gehörte der ganze Wagemut und der zähe Fleiß einer jugendkräftigen, in härtester Arbeit erzognen Bauernschaft dazu, sich in solcher Gegend ansiedeln zu lassen. Der moderne Landwirt, der jahrelang auf der Schulbank gesessen hat und den Gehalt des Bodens nach wissenschaftlichen Grundsätzen bestimmt, wird sich mit Schaudern von diesem geistlichen Kolonisationsgebiete wegwenden. Vor dem Dorfe Fünfeichen deuteten einige größere ganz unbebaute Flächen auf Schafzucht hin. Und

richtig, als wir in die Dorfgasse einbogen, lief eben aus den verschiednen kleinen Häusern eine aus Schafen und Lämmern, Ziegen und Zicklein gemischte Herde unter Beihilfe eines schwarzen Schäferspitzes zusammen und wurde von einer Schäferin auf die armselige Gemeinweide getrieben. Die Schäferin war ein Original: etwa vierzig Jahre alt, jedoch nicht größer als ein sechsjähriges Kind, einen unverhältnismäßig großen Tragkorb auf dem Rücken, den Strickstrumpf in den Händen war sie bemüht, möglichst gravitätisch ihres Amtes zu warten; aber Jungvieh hat nicht Tugend, bald geriet die ganze Herde in Trab, und so blieb ihr denn nichts übrig, als eilig und sorgenvoll hinter den hüpfenden Lämmern und den meckernden Zicklein herzutrippeln.

Von Fünfeichen gelangten wir nach dem auf einer öden Hochfläche gelegnen Bremsdorf. Die mit Kiefern oder Heidekraut besetzten Sandwellen dieses Geländes erhalten wenigstens etwas Leben und Stimmung durch den massenhaft vorkommenden stachligen Wacholder, das geschätzte Räucherkraut der deutschen Waldbauern. Man findet ihn in den verschiedensten Formen und Stellungen. Hier ist er in der Längsfront eines Kiefernwaldes aufmarschiert wie eine Reihe Re=

kruten, dort steht er in schwermütiger Gruppe wie die Zypressen eines untergegangnen Kirchhofs, dort wieder erhebt sich ein Riesenbusch davon vereinzelt als Pyramide, voll von italischem Pathos. Hinter dem Dorfe senkt sich die Straße zu der an den Trebbelseen gelegnen Bremsdorfer Mühle hinunter — und hier ändert sich zu unsrer Freude der Charakter der Landschaft. Der dürre kiesige Boden der rauhen Höhen macht einem weichen, tiefgehenden Sande Platz, den die weit hineindringenden Wässer der Schlaube befruchten. Die Schlaube, das alte Grenzwasser zwischen der Mark Brandenburg und der Lausitz, entspringt etwa noch sieben Kilometer südwärts in tiefster Waldeinsamkeit und bildet bei der Schlaubemühle ihren ersten See; dann erscheint sie in ihrem langsamen tiefgrundigen Zuge in dem engen Waldtale vor der Bremsdorfer Mühle, stürzt leise rauschend über das feuchtbraune, grünmoosige halbverfallne Räderwerk hinweg und verliert sich geheimnisvoll in dem kleinen Trebbelsee, der sich jenseits der Straße in dem fast eine Stunde langen großen Trebbelsee fortsetzt. Hier ist ein wonniges Fleckchen Erde, das auch von den Einwohnern im meilenweiten Umkreise wie ein noch unentdecktes Kleinod geschätzt wird. Hier gedeiht

längs der Schlaube ein starkstämmiger, sich nach oben wundersam verästelnder Kiefernwald, der seine rotbraunen Arme wie das Geweih von Riesenhirschen zum blauen Himmel emporstreckt, hier gibt es aber auch große Bestände schlanker Rotbuchen, deren schwanke Ruten über den schlangenhäutigen Stämmen in Frühlingssymphonien wogen, zu ihren Füßen blühen Himmelschlüssel, Anemonen und Leberblümchen. Die Seen und die Bäche dieser Gegend waren einst ein Revier des geheimnisvollen Bibers, dessen kostbares Fell die geistlichen Herren von Neuzelle wohl zu schätzen wußten; der Biberfang an der Schlaube wird in einer Urkunde des Jahres 1370 ausdrücklich unter den Gerechtigkeiten des Klosters erwähnt. Jetzt ist das kostbare Pelztier längst von den Ufern der Schlaube verschwunden, aber der gewaltige Hirsch kommt dort noch immer zur Tränke, und das an den Ufern der Seen und des Bachs faulende Laub durchwühlt das dunkelborstige Wildschwein. Hier ist wirklich noch ein Stück der alten Lausitzer Romantik erhalten. Und nun erst die Mühle selbst! Ein altertümlicher, traulicher Fachwerkbau mit unbewußtem Verständnis gerade passend in die Wald- und Wasserwelt hineingeschmiegt, und doch auch für Verwöhntere

mit einem modernen Logierhaus ausgestattet und so weit von der Kultur beleckt, als es für das Behagen des Wanderers gut ist: zu Mittag auf dem Tisch ein praller, eben gefangner Hecht mit Spreewaldsauce, danach ein aromatischer Kaffee mit tadelloser Sandtorte, kredenzt von der Schwester des Müllers, deren Augen ausschauen wie die der Lindenwirtin. Nach dem Essen schlenderten wir in tiefster Einsamkeit längs des Gestades des größern Sees nordwärts. Zwei mächtige Fischadler erhoben sich von der Wasserfläche und verschwanden über den Baumwipfeln einer kreisrunden, amphitheatralisch aufsteigenden Talschlucht, die sich nur nach dem heitern See hin öffnet; die Zisterzienser, die hierher zum Fischfang oder zur Jagd kamen, haben sie den „Himmel" genannt; ein zweiter kraterartiger mit hohen Buchen bestandner Kessel am Ufer, der auf seinem Grunde ein schwarzes, mooriges Wasserbecken enthält, heißt die „Hölle"; in der Tat wäre dieser Trichter der rechte Ort, Dantes Inferno zu lesen — die Erscheinung des Virgilius, den die Neuzeller Mönche sicherlich in ihrer Bücherei abschrieben, und den sie wohl nicht nur als Dichter, sondern auch als Zauberer kannten, könnte hier ebensogut lokalisiert werden wie in

dem mystischen Bergwalde Toskanas. Wir waren hier auf dem Wege nach dem einsamen Jagdschlosse Siehdichum, der Schöpfung des kontemplativen Abtes Gabriel, das am Nordende des Sees idyllisch auf einer Anhöhe liegt, jetzt ist es der Sitz einer Oberförsterei. Darin haust seit dem Jahre 1870 der Forstmeister Reuter, einer der Meister der neu aufblühenden deutschen Fischerei, der seine reichen Beobachtungen und Erfahrungen auf diesem Gebiete auch in markiger und kerniger Sprache darzustellen versteht.[56]) Aus seinem in den „Mitteilungen des Fischereivereins für die Provinz Brandenburg" gedruckten Berichte hat man den Eindruck, daß das Forstrevier Siehdichum, wie schon zur Zeit der geistlichen Herrschaft, so auch heute noch ein rechtes Eldorado für den Fischfreund sein muß. Die unedlern Fischsorten wie Weißfische, Barsche, Bleien, Güstern, Plötzen, Rotfedern werden dort durch Vertilgung des Laiches immer mehr zugunsten der edeln, namentlich der Karpfen und der verschiednen Forellenarten, verdrängt; auch der Hecht wird wegen seiner enormen Gefräßigkeit und wegen der Gewandtheit, mit der er den schon heranwachsenden Karpfen zuleibe geht, energisch befehdet, dagegen wird der Zander als „Hilfs-

arbeiter im großen bei Vernichtung und Verwertung der wilden kleinen Fische" verwandt, und zwar besonders deshalb, weil er sehr gefräßig ist, aber doch nur einen so kleinen Schlund hat, daß er die eingesetzten Karpfen nicht mehr bewältigen kann, und weil er teuer bezahlt wird. Vorzüglich ist in Siehdichum der Kampf gegen die Fischdiebe organisiert. Zwar die menschlichen richten keinen so großen Schaden mehr an wie früher, denn „nachdem einige eingefleischte alte Fischdiebe abgestorben sind, einige sich gegenseitig umgebracht haben, ist es hier nach und nach mit eiserner Energie doch gelungen, etwas aus der Bevölkerung den Gemeinsinn für die Fischerei auszutreiben." Aber da ist vor allem noch der gefräßige Fischotter, der sich vermehrt wie Hunde und Katzen; er wird durch vergiftete Fische unschädlich gemacht oder in Eisen gefangen. Dann ist der Fischreiher vorhanden, der täglich zehn bis zwanzig Karpfen zu seiner Nahrung verbraucht und immer von neuem aus den Revieren zufliegt, wo man ihn um der interessanten Jagd willen hegt; von diesem Räuber werden in Siehdichum alljährlich dreißig bis sechzig erbeutet, dazu zwei bis vier Fischadler und dann und wann auch ein schwarzer Storch, den Forstmeister Reuter für

den gefährlichsten unter den gefiederten Fisch-dieben hält; denn ein solcher kann einen Forellen-bach oder einen Karpfenteich von mehreren Hektaren Größe in einem Sommer leer fischen. In der Fischerei ist noch immer die „mit dem großen Zeuge,“ [57]) wie einst im Mittelalter, die ertrag-reichste. Dazu wird auf den Schlaubeseen ein Netz von sechshundert Metern Länge verwandt, dessen Unterleine zehn Zentimeter tief gegen den Schlamm geht und immer Grund hält; daneben wird auch mit Staknetzen, die etwa zwanzig Meter lang sind und einen Meter hoch stehn, und mit Netzsäcken, die unten mit Steinen beschwert und oben durch aufgebundne Flossen offen gehalten werden, gefischt. Den Hechten stellt man, zumal im Winter, mit sinnreich konstruierten, in Eis-löcher gehängten Angeln nach, im Sommer erlegt man sie auch mit der Kugel und mit Speeren.

Welch eine Lust muß es sein, unter so fach-kundiger Leitung einem Fischzuge beizuwohnen, und welche Vorbereitungen sind dazu nötig! Wochenlang vor dem Fischzuge wird nicht mehr mit Kähnen über die tiefen Kessel der Seen, worin sich bei Eintritt der Kälte die Fische sammeln, gefahren. Die Kähne, die beim Fischen gebraucht werden, sind innen mit doppelter Sack-

leinewand benagelt, damit kein Poltern und Klappern die mißtrauischen Kaltblüter aufscheuche. Jede Fischart hat ihre eigentümliche Methode, sich dem drohenden Netze zu entziehn: zuerst flüchten die Bleien und die Güstern und mit ihnen die Zander, erst später, und meist zu spät,



Fischzug am großen Trebbelsee

werden die Karpfen rebellisch. Sie sind mit einem Teile der Zander und der Schleien die Hauptbeute der großen Fischzüge. Da diese meist im November und nach dem Aufbrechen des Eises stattfinden, konnten wir leider nichts davon wahrnehmen. Wir kehrten also aus der Gegend von Siehdichum zu der vortrefflichen Bremsdorfer

Straße zurück und erreichten Dammendorf. Von da aus unternahmen wir noch einen Streifzug an den hammerförmigen Ölsener See, der an stillem Reiz dem Trebbelsee kaum nachsteht, gelangten zur rechten Zeit auf die Bahnstation Grunow und fuhren von dort nach Beeskow.

Beeskow ist nur in der ältesten Zeit und dann noch einmal 1477 bis 1512 in wettinischem Besitze gewesen; als die Lausitzen im Jahre 1635 an Kursachsen kamen, war es längst brandenburgisch. Aber es hat doch rege Beziehungen zum Stift Neuzelle unterhalten, das in der Stadt die Pfarrei und das Spital besaß. Um die Lande Beeskow und Storkow schwebt besonders seit den Schilderungen, die der unvergeßliche Fontane davon in seinen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" (IV, 17 bis 53) entworfen hat, ein Hauch von Romantik. Losgelöst aus dem lockern Lehnverbande der Lausitzer Grundherrschaften mußte sich der trotzige Adel des Landes erst unter vielen Kämpfen an den Begriff der brandenburgischen Staatsgewalt gewöhnen. „Ja, Beeskow und Storkow — sagte uns ein einheimischer Mitreisender —, da herrschten die Raubritter." Als wir vom Beeskower Bahnhof über das holprige Pflaster zur Stadt fuhren, waren wir darauf gespannt, ob noch etwas von

der alten Romantik übrig geblieben sei. Zunächst freilich macht sich die moderne Staatsgewalt bemerkbar: eine Abteilung von Kanonieren der in Beeskow stehenden Artillerie dröhnte mit wuchtigem Gleichtritt vor uns quer über die Straße. Dann aber zeigte uns das Städtchen im Glanze der Abendsonne voll Stolz seine mittelalterliche Ringmauer, seine Zinnen und Türme. Auf der Spitzhaube des größten Turms am Südende der Stadt war ein schönes Storchnest angebracht, aber das war während des Winters von einer Schar schwarzer Dohlen in Besitz genommen worden, die in der Vorahnung des ihnen mit den zurückkehrenden Störchen bevorstehenden Kampfes unter lautem Gekrächz einen Kriegsrat hielten — sie die Repräsentanten der alten Raubritter und der staatsfeindlichen geistlichen Grundherrschaften, während die schwarz-weiß-roten Störche als die Vorkämpfer der Reichsgewalt erscheinen. Da wo die zum Südtor führende Straße den Markt erreicht, liegt das alte Gasthaus „Zum grünen Baum," ein behaglicher altertümlicher Holzbau aus dem Jahre 1539 mit schön geschnitztem Gebälk und zwei an den Hausecken vorspringenden achteckigen bedachten Erkern, an süddeutsche Bauformen erinnernd. Auf einer Spreeinsel vor der Stadt finden sich auch noch die Reste des vom

Bischof Dietrich von Lebus erbauten Schlosses mit dem viereckigen Bergfried. Das Interessanteste aber in Beeskow ist die Kirche. Die Fassade ist ein gewaltiges Backsteinmassiv mit gotischen Fenstern und Nischen auf breitester Basis sich nach oben zu verjüngend, darüber erhebt sich der kurze gedrungne gotische Turm mit Zinnenkranz und Spitzhaube, das Ganze zeugt von Kraft und Trutz. Wenn man das ehrwürdige Gebäude umwandert, erscheint es wie das reingehaltne Urbild von Neuzelle; an einem Pfeiler der Nordseite hat sich eine vielhundertjährige grüne Efeuwand bis unter das Kirchendach aufgebaut, worin Hunderte von Vögeln ihren leichtbeschwingten, lustigen, musikerfüllten Haushalt führen.



Oberförsterei Siehdichum am großen Trebbelsee



Das Landhaus in Lübben

5

Vom Schwielochsee zur Schwarzen Elster

Die größte Wasseranstauung, die die Spree auf ihrem vielgewundnen Laufe bildet, heißt der Schwielochsee. Die Spree hat ja wie ihre Geschwister Neiße und Bober von Haus aus die Absicht, sich zur Oder zu wenden; und so macht sie denn da, wo sie bei Leibsch aus dem untern Spreewald herauskommt, eine entschiedne Schwenkung nach Osten. Aber wenig Meilen weiter ostwärts stößt sie auf einen unbesieglichen Gegner. Ein zwischen Friedland und Lieberose nach Westen

zu streichender Höhenzug wirft ihr seine mit schwarzen Kiefern bewehrten Sandwellen entgegen. Nicht leichten Muts gibt die tapfre Spree den Kampf auf, sondern erst nachdem sie lange Zeit mit dem zähen Gegner gerungen und dabei ein flaches Riesenbecken mit ihren Wassern angefüllt hat, entschließt sie sich zum Abzuge in nördlicher Richtung, die allmählich in eine westliche übergeht, der Havel und der Elbe entgegen. So ist der Schwielochsee entstanden, dessen Namen das Volk als „Schweinsloch“ deutet, weil ein wilder Eber einst seine jetzt verborgnen Quellen aufgewühlt habe. Er umfaßt eine Fläche von nicht weniger als siebenundzwanzig Quadratkilometern. So große Wasserflächen haben für den Binnenländer etwas anziehendes; sie leisten ihm einen gewissen Ersatz für das ferne Meer. Und so beschlossen wir denn, da wir noch zu guter Zeit in Beeskow angekommen waren, von da aus nach Lübben nicht die Bahn, sondern die nahe an den Schwieloch hinanführende Straße zu benutzen. Sie führt fast ununterbrochen durch dichten Kiefernwald; links erscheinen schon vor dem Schwieloch ansehnliche Wasserspiegel, dann auch eine sandige Dünenkette (die Sattelberge), die darauf schließen läßt, daß der See einst eine

noch größere Ausdehnung gehabt habe. Endlich erreichten wir bei sinkender Sonne die nur durch die Spree voneinander getrennten Dörfer Sabrodt und Trebatsch. Von Sabrodt führt eine Wiesenfläche in unmerklicher Senkung zum Gestade des Sees hinunter. Mitten in der Wiesenfläche liegt, zum Schutze gegen Hochwasser von einem Rasenwalle umgeben, der stille, einsame Friedhof der Fischer und der Kossäten des Dorfes; dichte Hecken von Liguster und Weidengebüsch haben ihn umsponnen, ernste Trauerbirken und Weimutskiefern schauen darüber heraus — in seiner Lage und Form erinnert er ein wenig an den berühmten Friedhof der „Heimatlosen“ auf der Insel Sylt, der die Inschrift trägt:

Wir sind ein Volk, vom Strom der Zeit
Gespült aufs Erdeneiland,
Voll Trauer und voll Herzeleid
Bis heim uns holt der Heiland.

Aber welcher Unterschied: dort das rastlos brandende Meer, mit seinen sich ewig überstürzenden Wellen ein Abbild des altgermanischen Heldengeistes, des furor teutonicus schwertklirrender Männer — hier energielose, träumerische Stille, nur unterbrochen durch ein rhythmisches Glucksen am Ufer, wie wenn die slawische Ur-

ahne leise zur schnurrenden Spindel summt, und durch den wehmütigen Ruf des über unsre Köpfe hinschießenden Regenpfeifers. Das ist der Eindruck der Schwielochlandschaft an einem mit Licht und Farbe geizenden Apriltage. Anders mag wohl die Sommerstimmung der großen Wasserfläche wirken: wenn die hellen Strahlen über die blaue Flut hinschießen, wenn des Abends die Sonne wie eine rote Feuersäule nach Schloß Glowe hinüberliegt und aus dem weißschimmernden Niewisch die Glocken leise herüberklingen. In solcher Zeit kommt das rüstige Geschlecht der märkischen Ruderer, die auf Fontanes Spuren drüben die Wendische Spree bis Wendisch-Buchholz befahren, auch bis zum Schwieloch aufwärts und trägt den — wenn mäßig geübt — gesündesten und für diese Gegenden passendsten Sport, der auch die entlegensten Reize der Natur entdecken lehrt, bis in diese verträumten Gewässer.[1])

Der Verkehr zwischen Sabrodt und Trebatsch wird durch eine breite über die Spree führende Holzbrücke vermittelt, deren Mittelstück so weit in die Höhe gezogen werden kann, daß Kähne und Schiffe hindurch können. Die Spree ist nämlich von Leibsch an, wo sie den untern Spreewald verläßt, für Getreide- und Kohlenkähne

sowie für kleine Schleppdampfer schiffbar; die Wasserstraße geht von Leibsch über den Schwieloch. ohne Unterbrechung nach Berlin. Doch ist die Schiffahrt im großen und ganzen hier noch unbedeutend, wir konnten hier nur zwei Segel auf der großen Wasserfläche erspähen. Noch vor sechzig Jahren war das anders. Da war das Dorf Goyatz am Südende des Sees ein großer Stapelplatz für die aus Frankfurt, Stettin und Berlin auf dem Wasserwege ankommenden Güter; diese wurden von Goyatz aus auf einer Pferdebahn nach Kottbus gebracht und von da aus weiter verfrachtet.[2])

Schwierig schien sich für uns die Frage des Unterkommens zu gestalten. Wir waren in das Sabrodter Gasthaus gewiesen worden, aber in der Wirtsstube fanden wir ein so wenig einladendes Kunterbunt von unaufgeräumten Tischen, Hausierern und lärmenden Kindern aller Altersstufen, daß wir unter irgend einem Vorwande schnell wieder das Weite suchten. Wir hofften in einem benachbarten Dorfe besseres zu finden, namentlich Ruhe. In der Tat fanden wir einen Gasthof, auf dessen Flur es mäuschenstill war; erwartungsvoll öffneten wir die Tür zur Stube. Auch da wars still, aber nicht so, wie wir

wünschten. Am Tische, dessen Decke zur Hälfte heruntergerissen war, saß oder lag vielmehr, den Kopf vornüber gesunken, ein Mann, der bei einer halbgeleerten großen Branntweinflasche eingeschlafen war; die qualmende Petroleumlampe warf ein trübes, rötliches Licht und weit mehr Rußflocken über dieses ungesuchte Stillleben. Leise schlossen wir die Tür und verschwanden geräuschlos; aber da erschien wie ein Rächer der Ehre seines Hauses der Wirt mit rotem Antlitz und nötigte uns zu bleiben. Vergebne Mühe! Reuig kehrten wir nach Sabrodt zurück. Die lärmende Kinderschar erschien uns nun in einem Glorienschein — und die Belohnung für unsre Bekehrung blieb nicht aus. Denn es fand sich im andern Flügel des Hauses ein nettes ruhiges „besseres Zimmer,“ ein erquickendes Abendbrot und schließlich ein blitzsaubres, gut ausgestattetes Schlafzimmer in der Mansarde. Für den nächsten Morgen war eine Fahrt auf dem Schwieloch geplant. Kahn und Fährmann waren rechtzeitig zur Stelle. Wir fuhren die Spree, hier schon ein tiefes, ansehnliches Gewässer, hinunter, aber ein starker Südwind stand uns entgegen, und je näher wir der Einmündung des Flusses in den See kamen, um so bewegter wurde das Wasser, um so größer

die Wellen. Solchem Wetter ist wohl eine hochbordige Segeljacht gewachsen, aber nicht ein flaches Boot wie das unsre. Wir mußten also umkehren, ohne den Schwieloch befahren zu haben.

Die Straße von Trebatsch nach Lübben bietet nichts Bemerkenswertes. Lübben selbst aber ist ein uralter, an den mannigfaltigsten geschichtlichen Erinnerungen reicher Ort, einst auch als Sitz der ständischen und später der sächsischen Oberamtsregierung der Niederlausitz viel wichtiger, als der heutige Umfang des heitern Landstädtchens (7000 Einwohner) vermuten läßt. Das Ratsarchiv ist freilich infolge von Bränden und kriegerischen Verwüstungen arm an ältern Urkunden, dafür aber hat sich ein etwa im Jahre 1384 angelegtes Stadtbuch erhalten.[8])

Die Wichtigkeit Lübbens beruhte in alter Zeit darauf, daß es zwischen Spremberg und Berlin nur zwei die Seen und die Sümpfe des Spreewalds trennende Landbrücken gab: die vor dem obern Spreewalde liegende von Kottbus und die sich zwischen dem obern und dem untern Spreewalde hindurchziehende von Lübben. Lübben war, wie es scheint, ein bedeutender slawischer Handelsplatz, denn schon Thietmar von Merseburg berichtet, im Jahre 1007, als König Heinrich der

Zweite in Regensburg Ostern feierte, seien Abgesandte der Lausitzer und insonderheit Boten von der großen Stadt Lübben (a civitate magna Luibni dicta) gekommen, um ihn von den Kriegsplänen des Polenherzogs zu benachrichtigen.[4]) Später treten auch deutsche Burggrafen von Lübben hervor: ein Bernardus [castellanus] Lubnensis erscheint unter Friedrich Barbarossa im Gefolge des Wratislaus von Böhmen auf einem Römerzuge, ein Castellanus Johannes de Lubin seit 1199 unter dem Markgrafen Konrad dem Zweiten.[5]) Der älteste Sitz des reichsunmittelbaren, später markgräflichen Kastellans von Lübben war wohl das südlich von der heutigen Stadt liegende Burglehen, ein noch heute gut erhaltner Rundwall von etwa vierhundertfünfzig Metern Umkreis, der sich, von einem dichten Kranze hoher Pappeln und Weiden umwachsen, schon von ferne deutlich von dem Sumpfboden der Spreewiesen abhebt. Von der Landstraße führt nahe bei der Stadt ein Dammweg hinüber zu der Festung, die, einst wohl rings mit Wasser umgeben, jetzt trotz dem eingebauten Gasthause das ehrwürdigste Bauwerk der ganzen Gegend ist. Die deutschen Bauern, die der Burggraf von Lübben im zwölften oder dreizehnten Jahrhundert herbeizog, bauten das

langgestreckte Dorf Steinkirchen, dessen Gotteshaus als eine der ältesten Feldsteinkirchen der Lausitz gilt; es ist durch Neu- und Anbauten freilich sehr verändert worden, nur der östlichste Teil mit dem Altarraum scheint noch von dem ursprünglichen Bau herzurühren. Aber der Handel und die Festung machten nicht allein die Wichtigkeit Lübbens aus: ein religiöser Kultus kam hinzu. Noch heute wird im Hain zu Lübben eine Grube gezeigt, worin das aus Holz geschnitzte Bild der Fürstin oder Göttin Ljuba gestanden haben soll; jetzt ist die Stelle durch einen großen altarähnlichen Stein gekennzeichnet. Derselbe Name steckt auch in den Dorfnamen Groß- und Klein-Lubolz, in Lieberose = Luboras, in dem Flußnamen Ljubis.

Wann der slawische Markt Lubin in eine deutsche Stadtgemeinde umgewandelt worden und befestigt, wann das feste Schloß auf dem rechten Spreeufer erbaut worden ist, von dem noch heute der trotzige viereckige Bergfried übrig ist, das alles entzieht sich unsrer Kenntnis. Die Urkunden ergeben nur, daß der Ort im dreizehnten Jahrhundert Eigentum der Grafen von Brehna, dann des Klosters Dobrilugk war und 1329 an den askanischen Herzog Rudolf von Sachsen,

später an die Wettiner überging. Damit rückte Lübben in die Reihe der landesherrlichen Städte auf.[6]) Ein Menschenalter danach (1361) wird die Hauptkirche der Stadt dem Archidiakonat Lausitz des Meißner Bistums zugeeignet: seitdem ist der Propst von Lübben zugleich der Offizial des Bistums Meißen für die gesamte Niederlausitz;[7]) später entstand aus der Propstei das evangelische Konsistorium. Bei der häufigen Abwesenheit der Landesherren ließen sich diese durch Landvögte vertreten. Die Landvögte residierten zunächst nicht in einer bestimmten Stadt, sondern wechselten meist unter den landesherrlichen Städten ab. So war neben Luckau, Sommerfeld u. a. schon in älterer Zeit auch Lübben manchmal, später unter habsburgischem Regiment (seit 1526) regelmäßig der Sitz des Landvogts.[8])

Die Bürgerschaft Lübbens tritt etwas später als die von Guben, Kottbus und Kalau geschichtlich hervor; wir haben von ihr kaum eine Kunde, die über das Stadtbuch von 1384 zurückreicht. Sie besteht aus Deutschen; die früher in Lübben ansässigen Slawen werden in die Vorstädte verwiesen und leben hier als Fischer und als Händler in einer besondern Gemeinde „auf dem Kietze" oder als Leineweber oder in Zeidlergenossen-

schaften geordnet; sie unterscheiden sich in ihren Rechten nicht sehr von der slawischen Landbevölkerung: denn auch diese Vorstadtzeidler geben dem Schloßhauptmann einen jährlichen Honigzins, die Honiggulde genannt, die als Last auf bestimmten Grundstücken haftet. Bürger kann nur werden, wer von ehelicher, freier und ehrlicher (d. i. deutscher) Geburt ist, außerdem muß er eine Gebühr dafür zahlen: „Wer eyn burger wil werden, heißt es im alten Stadtbuche, der sal sich mit dem rath vortragen nach gnaden und darnach man reich is." Im Jahre 1430 bekennt der Rat, daß sich Paul Schuster, der aus einem Zeidlergute in Groß-Lubolz gebürtig war und sich zu der Lubrasse (Lieberose) niederlassen wollte, beim Landvogte von der Honiggulde losgekauft habe. Sonst hätten ihn die Bürger zu Lieberose nicht aufnehmen dürfen. Und noch 1542 befreite der Landvogt Graf Schlick den Georgen Borg samt Sohn und Sohneskindern von der Honighaltergenossenschaft zu Klein-Lubolz, „daß sie stattlicher und besser an ein Handwerk gefürdert werden und ihre Nahrung suchen könnten." [9]) Die Bürgerschaft zerfiel wieder in die sozial verschieden gestellten Groß- und Kleinerben. Im Jahre 1426 bestand Lübben — abgesehen von

den Vorstädten — aus 231 mit Häusern angesessenen Bürgern und 60 Einliegern (inquilinae). Bei Unruhen im Lande oder bei einem Wechsel der Landesherrschaft ist das Hauptaugenmerk der Bürger darauf gerichtet, daß die Stadt nicht durch einen Handstreich dem Adel anheimfalle. Deshalb werden 1437 (beim Aussterben der Luxemburger) Mauern und Tore ausgebessert, zwei neue Büchsen und das nötige Pulver, außerdem aber auch noch zwanzig Schock neue Pfeile für die Gilde der Armbrustschützen angeschafft, bezahlte Wächter begehn Tag und Nacht die Mauern und die Wehrgänge.[10])

Seit die Niederlausitz mit der Krone Böhmen 1526 an den habsburgischen Ferdinand gekommen war, wird Lübben wegen seiner zentralen Lage mehr und mehr der regelmäßige Sitz der Landvögte und der fast alljährlich berufnen Landtage.[11]) Türkennot und die dagegen zu bewilligenden Gelder und Reisigen sind fortwährend das Thema der Lübbener Verhandlungen. Stärker als die dann und wann hervortretenden absolutistischen Gelüste der Habsburger erwies sich die ständische Verwaltung der Lausitz; sie war eine sehr schwerfällige Maschinerie, stark und groß im Versagen, aber sie kannte auch die Kräfte der

Landschaft genauer als jede moderne Bureaukratie und hatte am Schutze der Bauern und der Kleinbürger ein lebendiges Interesse. Es ist nicht lange her, da sah man als deutscher Reichsbürger mit souveräner Verachtung auf diese letzte Ausgeburt des Mittelalters, aber seit der Reichstagswahl von 1903 umkleidete sich die ständische Zeit bei dem deutlichen Fiasko des heutigen bureaukratischen Staats und der sogenannten Volksvertretung in unsern Augen mehr und mehr mit einem gewissen Nimbus der Glückseligkeit. Nicht nur Friedrich Wilhelm der Vierte war ein eifriger Verfechter altständischen Wesens, auch der klarsehende Reichsfreiherr vom Stein wollte für Preußen keine Volksvertretung, sondern Kreis- und Provinzialstände — und die neuesten Vorschläge zur Reform zum Beispiel des sächsischen Landtagswahlrechts, die die Bezirksverbände, die Handels- und die Gewerbekammern, die landwirtschaftlichen Kreisvereine usw. berücksichtigt wissen wollen, bewegen sich durchaus in Bahnen, die, der sozialen und wirtschaftlichen Gliederung der Besitzenden Rechnung tragend, den alten ständischen Ideen sehr nahe kommen. Wer die Zeichen der Zeit versteht, hört das Rauschen eines neuen Vogels Phönix, einer neuen Periode der

Romantik in den Lüften — aber natürlich auch diese Romantik wird nichts Bleibendes sein, sondern nur eine Übergangsform des politischen und des ästhetischen Empfindens, bis die moderne Demokratie die ihr so notwendige Mauserung durchgemacht hat.

Gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts war das alte Schloß, worin die Landvögte Tunkel von Bernitzko und Albrecht Schlick, Graf zu Passaun, residiert hatten, so heruntergekommen, daß der neue Landvogt lieber in Spremberg Haus hielt, das an der Südgrenze der Niederlausitz zwischen den die Spree begleitenden Hügelketten gar anmutig liegt. Doch ließ er 1561/62 das Lübbener Schloß umbauen und den naiven Spruch über das Tor setzen:

Mich hat gebauet wohlgemut
Dieser edle Landvoit gut
Bousla Felix Herr von Hassenstein:
Gott erhalt ihn bei gutem Gewissen rein:
Nach Christi Geburt 1562 Jahr
Da er seines Alters im 46ten war.[12])

Von dem ältern Schloßbau blieb nur der Bergfried, der große viereckige Turm, übrig. Das neue Schloß hat im Laufe der Zeit vielerlei Denkwürdiges erlebt. Der erste erlauchte Gast, den es in seinen Mauern sah, war der junge

römische König und spätere Kaiser Maximilian, Ferdinands Sohn, ein so warmer Freund der evangelischen Lehre, daß die Katholiken seinen Übertritt befürchteten. Am 3. Januar 1564 zog er, geleitet von den Ständen, zur Huldigung in Lübben ein. Die Stadt war damals wohl im Stande und gut bewehrt: denn zur Begrüßung feuerte man vom Turme des Schlosses die „Doppelhaken“ ab, und einige hundert Hakenschützen schossen mit ihren Rohren, zum Schlusse ließ man auch das grobe Geschütz auf den Mauern und den Wällen spielen. Ein ganz andres Bild gewährte die Stadt im Herbste 1620, als die Kommissare Johann Georgs von Sachsen herbeikamen, die Huldigung des ihm verpfändeten Landes zu fordern. Infolge von Bränden lag Lübben in Ruinen, das königliche Oberamt mit der Kanzlei war nach Guben übergesiedelt. Kaum waren Stadt und Schloß notdürftig wiederhergestellt, so kam die Schwedennot der Jahre 1636 bis 1645: die Häuser gingen abermals in Flammen auf, die Einwohner flüchteten, Papiere und Pergamente des landvogteilichen Archivs dienten den Rossen Banérs zur Streu, der Rest wurde samt dem Regierungsapparat im Spreewald geborgen, die Stände hielten ihren Ausschußtag im

Dorfe Schlepzig, und der neue Generalsuperintendent Huttenus hielt seine Antrittspredigt auf der sogenannten Wussiegk im Spreewalde. Der Spreewald war wieder die Landesfestung wie in der Wendenzeit. Wehe der schwedischen oder der kaiserlichen Streifschar, die, um Beute zu machen, in dieses Gewirr von Wasserläufen und Verhauen eindrang. Die Söldner wurden einzeln aus sicherm Versteck in hohen Baumwipfeln niedergeschossen oder von wohlbewaffneten Bürgern und Bauern umstellt und in die Sümpfe getrieben. Als das Ende des Krieges gekommen war, war unser Städtchen in einem kläglichen Zustande, ein Gegenstand des Mitleids der kursächsischen Landesherrschaft, die doch, weil nach allen Seiten hin Hilfe begehrt wurde, nicht viel leisten konnte. Unselige Zersplitterung der Kraft kam hinzu: nach dem Willen des 1656 verstorbnen Kurfürsten Johann Georgs des Ersten wurden durch den Dresdner Hauptvergleich vom 22. April 1657 vom Kurstaate, den Johann Georg der Zweite übernahm, abgetrennt die Linien Sachsen-Weißenfels (bis 1746), Sachsen-Zeitz (bis 1718) und Sachsen-Merseburg (bis 1738), und das in einer Zeit, wo der Große Kurfürst von Brandenburg allen Fleiß aufwandte,

aus seinen verschiedenartigen Hoheitsrechten und getrennt regierten Territorien einen einheitlichen Staat aufzurichten. Herzog Christian von Sachsen-Merseburg erhielt damals außer dem Stiftslande auch die Niederlausitz. Er war ein wohlmeinender, fürsorglicher Herr; sein im Ständesaal des Lübbener Landhauses erhaltnes Ölbild zeigt geistig belebte, tatkräftige Gesichtszüge. Dem in Brandenburg in Bedrängnis geratnen frommen Dichter Paul Gerhardt bot er die Schloßpredigerstelle in Merseburg an (siehe unten). Statt der doch nur auf zwei Augen gestellten Landvogtei schuf er 1666 die aus einem Präsidenten und vier Räten bestehende Oberamtsregierung und etwas später auch das Konsistorium; die Landeshauptmannschaft (seit 1563), die die unmittelbaren landesherrlichen Steuern und Einkünfte zu verwalten hatte, wurde beibehalten. So war zum Beispiel 1680 Präsident der Oberamtsregierung und des Konsistoriums zugleich jener Otto Hieronymus von Stutterheim, dessen Grab wir in Ogrossen kennen gelernt haben. Ferner ließ Herzog Christian das Lübbener Schloß erneuern und machte es zum Sitz der genannten Behörden. Das Tor des Schloßgebäudes, in dem jetzt der preußische Landrat seine Wohnung hat, trägt noch

heute die Jahreszahl 1682 und zwischen zwei in Stein gehauenen Krebsen die Initialen des herzoglichen Namens und seiner Titel, darunter sind, um den Fischreichtum des Landes anzudeuten, zwei Zander (?) mit stachlichtem Rücken und geringelten Schwänzen eingemeißelt, während die Fensterwände des Schlosses mit Trauben geschmückt sind, ein dem jetzigen Anbau des Landes kaum mehr entsprechendes Motiv. Endlich bemühte sich der Herzog auch um die Vergrößerung und die Hebung der Stadt: er regte die Erbauung der Neustadt an, gab den Ansiedlern dieselben Rechte wie den Altbürgern, außerdem acht Freijahre und teilweise freies Bauholz und freie Ziegel.[18]) Der letzte Herzog der Sachsen-Merseburger Linie war Heinrich (1731 bis 1738), der meist im Schlosse zu Spremberg residierte. Die Feierlichkeiten, die im Juni 1736 in Lübben stattfanden, als er mit seiner Gemahlin Elisabeth dort seinen Einzug hielt, liefern einige für die Kultur jener Zeit charakteristische Züge.

„Am 28. Juni morgens zogen fünfzig Knaben mit Gewehr, klingendem Spiel und fliegenden Fähnlein eine halbe Meile auf der Straße entgegen und stellten sich dort auf. Ihnen folgten mittags die bäuerlichen Wirte aus sämtlichen

Dorfschaften in weißen Leinwandröcken, jeder einen weißen Stab führend, an dem sich entweder ein Kranz oder die Buchstaben H oder E, aus Korn- und andern Blumen geflochten, befanden. Vor jeder Gemeine zog der Schulz einher, begleitet von einem Dudelsack und einigen Geigen. Sie lagerten sich an der Luckauer Straße, und an sie schloß sich näher der Stadt die Schützengilde. Um 4 Uhr rückten die Herren Stände, zum Johannislandtag versammelt, und zwar über vierzig zu Pferde und etliche dreißig Karossen dem Herzog eine Viertelmeile entgegen, ebenso Oberst von Natzmer und sämtliche Offiziere des in Garnison liegenden Regiments zweiter Garde. Um 6 Uhr erfolgt die Ankunft und die offiziellen Begrüßungen. Der Aufenthalt des Fürstenpaares dauert eine Woche, während derselben folgt Fest auf Fest, so am 2. Juli ein Redaktus, in dem sechs Schüler des Lyceums auftreten, am 3. Juli ein Ball der Dörfler auf dem Markte, am 4. Juli eine Illumination, wobei die Durchlauchten im Wagen herumfuhren und die Transparents studierten. Beim Kammerrat Bergan las man unter dem sächsischen Wappen:

Es grüne Heinerich wie Raute und wie Rosen,
Dann lebt der Untertan so wie im Lande Gosen —

besonders geschmackvoll, weil Herzog Heinrich fünfundsiebzig Jahre alt war. Witziger war der Schneider Pötschick:

Obgleich um sechzehn Taler Schuld
Geschieht Immission
Glänzt doch zu meines Fürsten Huld
Illumination."[14])

Die Geschichte der letzten hundertfünfzig Jahre hat für Lübben mindestens drei große Historienbilder geliefert. Es war am 5. September 1758. Friedrich der Große auf dem Zuge vom Zorndorfer Siege zur Hochkircher Niederlage hält auf dem Schlosse zu Lübben Cercle mit den Vertretern des Niederlausitzer Hochadels, die erschienen sind, ihm die Cour zu machen. Da schlägt es 5 Uhr — der König zieht die Taschenuhr heraus und sagt lächelnd zu den um ihn Versammelten die eindrucksvollen Worte: Le château du comte de Brühl est actuellement en feu ... Es war die unverblümte Wahrheit; denn um diese Stunde brannte eine Abteilung preußischer Husaren auf des Königs Befehl das Brühlsche Schloß Pförten (bei Forst in der Niederlausitz) mit allen seinen Kunstschätzen nieder.[15]) Ein halbes Jahrhundert später (14. Oktober 1806) haben die Lübbener Dragoner mit den Preußen bei Jena getreulich

Schulter an Schulter gegen die Franzosen gefochten. Napoleon wünschte damals Preußen zu vernichten, Sachsen zu heben. Schon am dritten Tage nach der Schlacht bewilligte er der sächsischen Armee Neutralität; sie bestand zunächst darin, daß man der trefflich ausgerüsteten sächsischen Kavallerie Waffen, Pferde, Montur usw. abnahm und zerlumpte französische Reiter damit versah. So kamen die Lübbenschen Dragoner zum Gespött der Einwohner einzeln zu Fuß in Drillichröcken mit abgeschnittnen Locken und Zöpfen wieder in die Garnisonstadt zurück.[16]) Das dritte Bild liefert der 21. Juli 1813. Bonaparte ist während des Waffenstillstandes, der dem letzten furchtbaren Ringen um die Befreiung Deutschlands voranging, in seinem ruhelosen Hin und Her auch nach Lübben gekommen, um dem neuen aus Italienern gebildeten 137. Regiment den Adler zu verleihen und die von seinen Ingenieuren entworfnen Pläne zur Befestigung Lübbens an Ort und Stelle zu prüfen. Mit Berthier, Caulaincourt, Oudinot und seinem Leibmamelucken Rustan hält er draußen auf den Spreewiesen vor dem Schlosse, läßt die Truppen defilieren, zerreißt die ihm vorgelegten Befestigungspläne als unausführbar, wirft sich wieder in seinen

Reisewagen und kehrt nach Dresden, dem Zentrum seiner militärischen Stellung, zurück.[17])

Auch die drei Beziehungen Lübbens zur deutschen Nationalliteratur dürfen in dieser Skizze nicht übergangen werden. Sie knüpfen sich an die drei Namen Paul Gerhardt, Lessing und Ernst von Houwald.

Paul Gerhardt[18]) ist wohl die bedeutendste Gestalt unter den lutherischen Orthodoxen des siebzehnten Jahrhunderts. Er war ein gewaltiger Prediger und gottbegnadeter Dichter: seine Lieder stehn an Innigkeit der Empfindung und an dichterischem Schwunge denen Luthers nicht nach, aber es weht ein ganz andrer Geist in ihnen. Hier der holdselige, kindliche Klang „Vom Himmel hoch da komm ich her" und der gewaltige Streitruf „Ein' feste Burg ist unser Gott," dort das rührende Klagelied „O Haupt voll Blut und Wunden" und der ergebne Trostgesang

Befiehl du deine Wege und was dein Herze kränkt
Der allertreusten Pflege des, der den Himmel lenkt.

Luther der aufbrausende Sohn des tatengewaltigen, selbstbewußten Reformationszeitalters, Paul Gerhardt das geruhige, geduldige Kind einer geschlagnen und gemarterten Zeit, des Dreißigjährigen Krieges. Die Vorsehung führte den 1607

in Gräfenhainichen gebornen, auf der Fürstenschule zu Grimma und der Universität zu Wittenberg gebildeten kursächsischen Theologen nach Brandenburg in hervorragende geistliche Ämter. Er war seit 1650 Propst zu Mittenwalde, seit 1657 Prediger an der Nikolaikirche in Berlin. Aber sein streng lutherisches Gewissen brachte ihn mit den Unionsbestrebungen des Großen Kurfürsten in Konflikt. Obwohl er durchaus friedfertig war, kam er doch bei seinem Landesherrn in den Geruch, zu denen zu gehören, die von den Kanzeln gegen die religiösen Ausgleichsversuche donnerten. Am 10. Februar 1666 schreibt der Große Kurfürst aus Kleve: „Weil wir uns erinnern, daß noch mehr vorhanden, so den Revers nicht von sich gegeben, von denen insonderheit der Pfarrer zu St. Nikolai Paul Gerhardt die andern nicht wenig von Unterschreibung des Reverses dehortieret, als befehlen wir Euch gnädigst, denselben vor Euch zu fordern und zu Ausstellung des Reverses, daß er unsern Edikten gehorsamst nachkommen wolle, anzuhalten, und da er solches zu tun sich verweigert, ihn gleichfalls mit der Remotion zu bedräuen."

Als die „Remotion" vom Amte am 22. Februar 1666 wirklich erfolgt war, baten der Rat

Romantik in den Lüften — aber natürlich auch diese Romantik wird nichts Bleibendes sein, sondern nur eine Übergangsform des politischen und des ästhetischen Empfindens, bis die moderne Demokratie die ihr so notwendige Mauserung durchgemacht hat.

Gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts war das alte Schloß, worin die Landvögte Tunkel von Bernitzko und Albrecht Schlick, Graf zu Passaun, residiert hatten, so heruntergekommen, daß der neue Landvogt lieber in Spremberg Haus hielt, das an der Südgrenze der Niederlausitz zwischen den die Spree begleitenden Hügelketten gar anmutig liegt. Doch ließ er 1561/62 das Lübbener Schloß umbauen und den naiven Spruch über das Tor setzen:

Mich hat gebauet wohlgemut
Dieser edle Landvoit gut
Bousla Felix Herr von Hassenstein:
Gott erhalt ihn bei gutem Gewissen rein:
Nach Christi Geburt 1562 Jahr
Da er seines Alters im 46ten war.[12])

Von dem ältern Schloßbau blieb nur der Bergfried, der große viereckige Turm, übrig. Das neue Schloß hat im Laufe der Zeit vielerlei Denkwürdiges erlebt. Der erste erlauchte Gast, den es in seinen Mauern sah, war der junge

römische König und spätere Kaiser Maximilian, Ferdinands Sohn, ein so warmer Freund der evangelischen Lehre, daß die Katholiken seinen Übertritt befürchteten. Am 3. Januar 1564 zog er, geleitet von den Ständen, zur Huldigung in Lübben ein. Die Stadt war damals wohl im Stande und gut bewehrt: denn zur Begrüßung feuerte man vom Turme des Schlosses die „Doppelhaken“ ab, und einige hundert Hakenschützen schossen mit ihren Rohren, zum Schlusse ließ man auch das grobe Geschütz auf den Mauern und den Wällen spielen. Ein ganz andres Bild gewährte die Stadt im Herbste 1620, als die Kommissare Johann Georgs von Sachsen herbeikamen, die Huldigung des ihm verpfändeten Landes zu fordern. Infolge von Bränden lag Lübben in Ruinen, das königliche Oberamt mit der Kanzlei war nach Guben übergesiedelt. Kaum waren Stadt und Schloß notdürftig wiederhergestellt, so kam die Schwedennot der Jahre 1636 bis 1645: die Häuser gingen abermals in Flammen auf, die Einwohner flüchteten, Papiere und Pergamente des landvogteilichen Archivs dienten den Rossen Banérs zur Streu, der Rest wurde samt dem Regierungsapparat im Spreewald geborgen, die Stände hielten ihren Ausschußtag im

Dorfe Schlepzig, und der neue Generalsuperintendent Huttenus hielt seine Antrittspredigt auf der sogenannten Wussegk im Spreewalde. Der Spreewald war wieder die Landesfestung wie in der Wendenzeit. Wehe der schwedischen oder der kaiserlichen Streifschar, die, um Beute zu machen, in dieses Gewirr von Wasserläufen und Verhauen eindrang. Die Söldner wurden einzeln aus sicherm Versteck in hohen Baumwipfeln niedergeschossen oder von wohlbewaffneten Bürgern und Bauern umstellt und in die Sümpfe getrieben. Als das Ende des Krieges gekommen war, war unser Städtchen in einem kläglichen Zustande, ein Gegenstand des Mitleids der kursächsischen Landesherrschaft, die doch, weil nach allen Seiten hin Hilfe begehrt wurde, nicht viel leisten konnte. Unselige Zersplitterung der Kraft kam hinzu: nach dem Willen des 1656 verstorbnen Kurfürsten Johann Georgs des Ersten wurden durch den Dresdner Hauptvergleich vom 22. April 1657 vom Kurstaate, den Johann Georg der Zweite übernahm, abgetrennt die Linien Sachsen-Weißenfels (bis 1746), Sachsen-Zeitz (bis 1718) und Sachsen-Merseburg (bis 1738), und das in einer Zeit, wo der Große Kurfürst von Brandenburg allen Fleiß aufwandte,

aus seinen verschiedenartigen Hoheitsrechten und getrennt regierten Territorien einen einheitlichen Staat aufzurichten. Herzog Christian von Sachsen-Merseburg erhielt damals außer dem Stiftslande auch die Niederlausitz. Er war ein wohlmeinender, fürsorglicher Herr; sein im Ständesaal des Lübbener Landhauses erhaltnes Ölbild zeigt geistig belebte, tatkräftige Gesichtszüge. Dem in Brandenburg in Bedrängnis geratnen frommen Dichter Paul Gerhardt bot er die Schloßpredigerstelle in Merseburg an (siehe unten). Statt der doch nur auf zwei Augen gestellten Landvogtei schuf er 1666 die aus einem Präsidenten und vier Räten bestehende Oberamtsregierung und etwas später auch das Konsistorium; die Landeshauptmannschaft (seit 1563), die die unmittelbaren landesherrlichen Steuern und Einkünfte zu verwalten hatte, wurde beibehalten. So war zum Beispiel 1680 Präsident der Oberamtsregierung und des Konsistoriums zugleich jener Otto Hieronymus von Stutterheim, dessen Grab wir in Ogrossen kennen gelernt haben. Ferner ließ Herzog Christian das Lübbener Schloß erneuern und machte es zum Sitz der genannten Behörden. Das Tor des Schloßgebäudes, in dem jetzt der preußische Landrat seine Wohnung hat, trägt noch

heute die Jahreszahl 1682 und zwischen zwei in Stein gehauenen Krebsen die Initialen des herzoglichen Namens und seiner Titel, darunter sind, um den Fischreichtum des Landes anzudeuten, zwei Zander (?) mit stachlichtem Rücken und geringelten Schwänzen eingemeißelt, während die Fensterwände des Schlosses mit Trauben geschmückt sind, ein dem jetzigen Anbau des Landes kaum mehr entsprechendes Motiv. Endlich bemühte sich der Herzog auch um die Vergrößerung und die Hebung der Stadt: er regte die Erbauung der Neustadt an, gab den Ansiedlern dieselben Rechte wie den Altbürgern, außerdem acht Freijahre und teilweise freies Bauholz und freie Ziegel.[18]) Der letzte Herzog der Sachsen-Merseburger Linie war Heinrich (1731 bis 1738), der meist im Schlosse zu Spremberg residierte. Die Feierlichkeiten, die im Juni 1736 in Lübben stattfanden, als er mit seiner Gemahlin Elisabeth dort seinen Einzug hielt, liefern einige für die Kultur jener Zeit charakteristische Züge.

„Am 28. Juni morgens zogen fünfzig Knaben mit Gewehr, klingendem Spiel und fliegenden Fähnlein eine halbe Meile auf der Straße entgegen und stellten sich dort auf. Ihnen folgten mittags die bäuerlichen Wirte aus sämtlichen

Dorfschaften in weißen Leinwandröcken, jeder einen weißen Stab führend, an dem sich entweder ein Kranz oder die Buchstaben H oder E, aus Korn- und andern Blumen geflochten, befanden. Vor jeder Gemeine zog der Schulz einher, begleitet von einem Dudelsack und einigen Geigen. Sie lagerten sich an der Luckauer Straße, und an sie schloß sich näher der Stadt die Schützengilde. Um 4 Uhr rückten die Herren Stände, zum Johannislandtag versammelt, und zwar über vierzig zu Pferde und etliche dreißig Karossen dem Herzog eine Viertelmeile entgegen, ebenso Oberst von Natzmer und sämtliche Offiziere des in Garnison liegenden Regiments zweiter Garde. Um 6 Uhr erfolgt die Ankunft und die offiziellen Begrüßungen. Der Aufenthalt des Fürstenpaares dauert eine Woche, während derselben folgt Fest auf Fest, so am 2. Juli ein Redaktus, in dem sechs Schüler des Lyceums auftreten, am 3. Juli ein Ball der Dörfler auf dem Markte, am 4. Juli eine Illumination, wobei die Durchlauchten im Wagen herumfuhren und die Transparents studierten. Beim Kammerrat Bergan las man unter dem sächsischen Wappen:

Es grüne Heinerich wie Raute und wie Rosen,
Dann lebt der Untertan so wie im Lande Gosen —

besonders geschmackvoll, weil Herzog Heinrich fünfundsiebzig Jahre alt war. Witziger war der Schneider Pötschick:

Obgleich um sechzehn Taler Schuld
Geschieht Immission
Glänzt doch zu meines Fürsten Huld
Illumination."[14])

Die Geschichte der letzten hundertfünfzig Jahre hat für Lübben mindestens drei große Historienbilder geliefert. Es war am 5. September 1758. Friedrich der Große auf dem Zuge vom Zorndorfer Siege zur Hochkircher Niederlage hält auf dem Schlosse zu Lübben Cercle mit den Vertretern des Niederlausitzer Hochadels, die erschienen sind, ihm die Cour zu machen. Da schlägt es 5 Uhr — der König zieht die Taschenuhr heraus und sagt lächelnd zu den um ihn Versammelten die eindrucksvollen Worte: Le château du comte de Brühl est actuellement en feu ... Es war die unverblümte Wahrheit; denn um diese Stunde brannte eine Abteilung preußischer Husaren auf des Königs Befehl das Brühlsche Schloß Pförten (bei Forst in der Niederlausitz) mit allen seinen Kunstschätzen nieder.[15]) Ein halbes Jahrhundert später (14. Oktober 1806) haben die Lübbener Dragoner mit den Preußen bei Jena getreulich

Schulter an Schulter gegen die Franzosen gefochten. Napoleon wünschte damals Preußen zu vernichten, Sachsen zu heben. Schon am dritten Tage nach der Schlacht bewilligte er der sächsischen Armee Neutralität; sie bestand zunächst darin, daß man der trefflich ausgerüsteten sächsischen Kavallerie Waffen, Pferde, Montur usw. abnahm und zerlumpte französische Reiter damit versah. So kamen die Lübbenschen Dragoner zum Gespött der Einwohner einzeln zu Fuß in Drillichröcken mit abgeschnittnen Locken und Zöpfen wieder in die Garnisonstadt zurück.[16]) Das dritte Bild liefert der 21. Juli 1813. Bonaparte ist während des Waffenstillstandes, der dem letzten furchtbaren Ringen um die Befreiung Deutschlands voranging, in seinem ruhelosen Hin und Her auch nach Lübben gekommen, um dem neuen aus Italienern gebildeten 137. Regiment den Adler zu verleihen und die von seinen Ingenieuren entworfnen Pläne zur Befestigung Lübbens an Ort und Stelle zu prüfen. Mit Berthier, Caulaincourt, Oudinot und seinem Leibmameluken Rustan hält er draußen auf den Spreewiesen vor dem Schlosse, läßt die Truppen defilieren, zerreißt die ihm vorgelegten Befestigungspläne als unausführbar, wirft sich wieder in seinen

Reisewagen und kehrt nach Dresden, dem Zentrum seiner militärischen Stellung, zurück.[17])

Auch die drei Beziehungen Lübbens zur deutschen Nationalliteratur dürfen in dieser Skizze nicht übergangen werden. Sie knüpfen sich an die drei Namen Paul Gerhardt, Lessing und Ernst von Houwald.

Paul Gerhardt[18]) ist wohl die bedeutendste Gestalt unter den lutherischen Orthodoxen des siebzehnten Jahrhunderts. Er war ein gewaltiger Prediger und gottbegnadeter Dichter: seine Lieder stehn an Innigkeit der Empfindung und an dichterischem Schwunge denen Luthers nicht nach, aber es weht ein ganz andrer Geist in ihnen. Hier der holdselige, kindliche Klang „Vom Himmel hoch da komm ich her" und der gewaltige Streitruf „Ein' feste Burg ist unser Gott," dort das rührende Klagelied „O Haupt voll Blut und Wunden" und der ergebne Trostgesang

Befiehl du deine Wege und was dein Herze kränkt
Der allertreusten Pflege des, der den Himmel lenkt.

Luther der aufbrausende Sohn des tatengewaltigen, selbstbewußten Reformationszeitalters, Paul Gerhardt das geruhige, geduldige Kind einer geschlagnen und gemarterten Zeit, des Dreißigjährigen Krieges. Die Vorsehung führte den 1607

in Gräfenhainichen gebornen, auf der Fürstenschule zu Grimma und der Universität zu Wittenberg gebildeten kursächsischen Theologen nach Brandenburg in hervorragende geistliche Ämter. Er war seit 1650 Propst zu Mittenwalde, seit 1657 Prediger an der Nikolaikirche in Berlin. Aber sein streng lutherisches Gewissen brachte ihn mit den Unionsbestrebungen des Großen Kurfürsten in Konflikt. Obwohl er durchaus friedfertig war, kam er doch bei seinem Landesherrn in den Geruch, zu denen zu gehören, die von den Kanzeln gegen die religiösen Ausgleichsversuche donnerten. Am 10. Februar 1666 schreibt der Große Kurfürst aus Kleve: „Weil wir uns erinnern, daß noch mehr vorhanden, so den Revers nicht von sich gegeben, von denen insonderheit der Pfarrer zu St. Nikolai Paul Gerhardt die andern nicht wenig von Unterschreibung des Reverses dehortieret, als befehlen wir Euch gnädigst, denselben vor Euch zu fordern und zu Ausstellung des Reverses, daß er unsern Edikten gehorsamst nachkommen wolle, anzuhalten, und da er solches zu tun sich verweigert, ihn gleichfalls mit der Remotion zu bedräuen."

Als die „Remotion" vom Amte am 22. Februar 1666 wirklich erfolgt war, baten der Rat

und die Gewerke von Berlin den Kurfürsten um Wiedereinsetzung des beliebten und verehrten Predigers, und der Kurfürst gab 1667 auch nach. Aber Gerhardt fürchtete neue Verwicklungen, verzichtete auf sein Amt und lebte, nachdem er die Hofpredigerstelle in Merseburg ausgeschlagen hatte, einige Zeit mit einem ihm vom Herzog Christian von Sachsen-Merseburg ausgesetzten Jahresgehalt in Berlin, bis er 1669 als Pfarrer nach Lübben übersiedelte. Hier lebte er auf sächsischem Boden noch sieben stille Jahre — aber seine Leier war in den Gewissenskämpfen und den Kümmernissen verstummt. In der Pfarrkirche zu Lübben ist sein schlichtes Grab erhalten; nahe dabei hängt an der Wand sein Bild mit einigen lateinischen Distichen darunter, die der Philologe F. G. Wernsdorff gedichtet hat.

In Lübben spielt auch ein Stück der Fabel des ersten klassischen Lustspiels der Deutschen, der „Minna von Barnhelm." Zwar zum Charakter Tellheims soll der preußische Major und Dichter Ewald von Kleist Modell gestanden haben, aber die Tat Tellheims, worauf die ganze Verwicklung des Stückes beruht, ist das Ebenbild einer Begebenheit, die sich in Lübben zugetragen hat. Der Lübbener Chronist erzählt,[19]) daß Friedrich der

Große im Jahre 1761 bei der Eintreibung der Kontributionen in den verschiednen sächsischen Landen mit unerbittlicher Strenge zu Werke gegangen sei. „So rettete das ständische Landhaus hier in Lübben nur der Edelmut des Majors von Marschall, der auf Befehl des Königs von den Ständen binnen drei Tagen eine Kontribution von 20000 Talern beitreiben, wenn sie binnen dieser Zeit nicht einginge, das Landhaus in Brand stecken sollte. Das Geld wurde von Leipzig bezogen und konnte in dieser Frist hier nicht ankommen, und nur dadurch, daß der Major von Marschall dem Kriegsrat Hirsch einen Wechsel über 20000 Taler, dieser den Ständen aber hierauf die Quittung über den Empfang jener Summe ausstellte, entging das Landhaus der Einäscherung.“ Ein wenig erquickendes Bild — der unter den Sorgen und den Aufregungen des Krieges verhärtende und von seinem eignen Humanitätsideal abfallende Philosoph von Sanssouci, ein erquickenderes der brave Offizier, der mit Gefahr des eignen Vermögens die Härte des Königs mildert, das erquickendste Bild aber der Gouvernementssekretär in Breslau, der in seiner sächsisch-preußischen Doppelnatur ein Bewunderer des großen Königs und ein warmer Freund der

Heimat von dem ihm zugetragnen Stoffe so gepackt wird, daß er uns den eignen Herzenskonflikt zum ersten deutschen Drama von „spezifisch temporärem Gehalt“ ausdichtet und das Kunstwerk schafft, von dem Goethe so treffend sagt: „Die Anmut und Liebenswürdigkeit der Sächsinnen überwindet den Wert, die Würde, den Starrsinn der Preußen, und sowohl an den Hauptpersonen als den Subalternen wird eine glückliche Vereinigung bizarrer und widerstrebender Elemente kunstgemäß dargestellt.“

Das dritte literarische Porträt, das uns Lübben entgegenbringt, ist das eines fast vergessenen Mannes. In der Trinkstube des Landhauses hängt über dem Stammtische das Bild des Schicksalstragödiendichters Freiherrn Ernst von Houwald; eine von ihm selbst gedichtete, von der Vergänglichkeit alles Irdischen sprechende Strophe steht darunter geschrieben. Er war auf dem Stammgute seines Geschlechts zu Straupitz am Nordrande des Spreewaldes geboren und ist 1845 als Landsyndikus der Niederlausitzer Stände auf dem Rittergute Neuhaus bei Lübben gestorben; sein Grab liegt auf dem stimmungsvollen Friedhofe des Dorfes Steinkirchen. Die Erlen des Spreewaldes haben dem Knaben ihre weh-

mütigen Weisen geflüstert, und der Schein der dort so eigenartigen Mondscheinnächte hat über seiner Jünglingszeit geleuchtet — und so hat sein ganzes Dasein eine weiche, träumerische Stimmung bekommen. Seine tränenreichen Schicksalsdramen beherrschten eine kurze Zeit die adlichen Salons und die Lesetische der Damen, aber Tieck und Börne vernichteten seinen Ruhm durch schonungslose Kritik; man nannte ihn den „dramatischen Matthisson, zu unkräftig, um andre Gestalten zu schaffen, als solche die Glasbläserei des Gefühls aus zierlichen Fäden für weibliche Nipptische zurechtspinnt." [20]) Heute sind seine Schicksalstragödien fast verschollen; nur die Märchen, die er in drei Bänden 1819 bis 1824 unter dem Titel „Buch für Kinder gebildeter Stände" herausgab, haben 1869 eine neue Ausgabe erlebt. Für seine Heimat wird Houwald immer einen gewissen Wert behalten, weil seine Dichtung dem Charakter der Landschaft in gewissem Sinne entspricht.

Doch nun genug der Erinnerungen — auch das heutige Lübben verlangt sein Recht. Die ansehnlichsten Gebäude der Stadt: das Schloß, die Pfarrkirche und das Landhaus sind schon hier und da in unsrer geschichtlichen Skizze erwähnt worden. Das Landhaus (siehe Abbildung Seite 191), aus

einem ehemaligen Freihaus hervorgegangen, in seiner jetzigen Gestalt ein Bau aus dem achtzehnten Jahrhundert, spiegelt das Wesen der kursächsischen Zeit am reinsten wieder. Es ist ein dreigliedriger Bau von schönen Verhältnissen mit hohen Mansardendächern; der reichbeschattete Hof ist durch ein vornehmes Eisengitter von der Straße getrennt; über dem Tor sieht man das Wappen der Niederlausitz. Im Innern birgt es die Kanzlei, den Sitzungssaal und das Archiv der Niederlausitzer Stände. Sie halten hier noch immer ihren Landtag ab, der für die Regelung kommunaler Angelegenheiten von großer Bedeutung ist. Die vortrefflichen breiten Straßen, durch die sich die Niederlausitz auszeichnet, sollen insbesondre der Fürsorge der Stände und ihres Vorsitzenden, des Herrn von Manteuffel auf Krossen, zu danken sein. An den Wänden des Sitzungssaales hängen zum Teil vortreffliche Ölbilder der sächsischen Fürsten, die als Landesherren über der Niederlausitz gewaltet haben, und ihrer Nachfolger, der preußischen Könige. Der Speisesaal imponiert durch das schlichte Weißgold des Holzwerks und die dazu kontrastierenden Mahagonimöbel. Auch die Küche ist sehenswert. Sie verwahrt nicht nur eine Masse wertvollen alten Kupfergeschirrs,

sondern auch einen Mörser, der aus einem Kanonenrohr hergestellt ist, mit der Inschrift: Anna von Muschwitz 1596. Die Muschwitz sind ein altes, namentlich um Kottbus angesessenes Lausitzer Adelsgeschlecht. So brummte diese Anna von Muschwitz wohl einst mit Donner und Blitz von dem Walle oder Turme eines ihrer Schlösser, jetzt muß sie Pfeffer und Ingwer in ihrem Innern zerstoßen lassen. Interessant für den Sachsen ist auch die Person des Ökonoms. Er trägt einen in Dresden berühmten kulinarischen Namen. Sein Großvater hat schon dem Kaiser Napoleon, als er auf die Spreewiesen hinausritt, eine Tasse Bouillon kredenzt, der Vater und er selbst haben in der Hofküche zu Dresden ihre Studien in der edeln Kochkunst gemacht — und so sind denn die ununterbrochnen Beziehungen zwischen der Küche des Landhauses und der Schloßküche zu Dresden das letzte dünne geschichtliche Band, das Lübben mit dem sächsischen Mutterlande verknüpft.

Die wichtigste Verkehrsader des Städtchens ist die mit Linden bepflanzte Breitestraße der Neustadt. Am Ende dieser Straße bei der altertümlichen Hospitalkirche betritt man die schönste Zierde der Stadt, den großen Hain, einen von der Berste durchflossenen achtzig Morgen großen

Park mit wunderbarem altem Baumbestand, der saft- und kraftstrotzend aus dem wohlbewässerten, durch tausendjährige Verwesung von Holz und Laub entstandnen Boden emporgewachsen ist, ein Rest des alten Spreewaldes, der einst das ganze zwischen Berste und Spree liegende Gelände einnahm. Hier wandert man unter gigantischen Eichen und Ulmen, an denen wieder ein von Nachtigallen durchtöntes Unterholz emporstrebt und auch am Tage die Pfade mit einem geheimnisvollen Halbdunkel erfüllt, die rechte Beleuchtung für den bemoosten Stein der Göttin Ljuba. Im obern Teile des Hains liegt ein alter Kirchhof, der weihevollste, den ich in der Niederlausitz gesehen habe. Eichen- und Akaziengebüsch, Trauerweiden, Zypressen und Flieder bilden hier ein so dichtes Blätterdach, daß das Ganze einem Urwald gleicht, in den einzelne Gräber hineingepflanzt sind. Manche efeubewachsne Gruft liegt hier auch unter der Sonne des Mittags im tiefsten Schatten, weil sich das rosendurchflochtne Grün wie eine undurchdringliche Kuppel darüber wölbt; manches Kreuz sieht man nur in unklarer Verschleierung, weil die Schlingpflanzen einen dichten Mantel darum gewoben haben. Als ich am Abend die denkwürdige, mit vielen edeln Namen

gezierte Stätte noch einmal besuchte, war der Himmel bedeckt, kein Lüftchen rührte sich in der linden Sommernacht, nur verstohlne Strahlen des Mondes durchirrten das dunkle Grün — es war eine Lenauisch-Matthissonsche Stimmung, in der man auch Ernst von Houwald einigermaßen begreift. Ich sehnte mich inmitten der Grabesstille nach einem Laut des Lebens: da klang aus einem Fenster der nahen Jägerkaserne ein weicher Trompetenton zu mir herüber — ein vom Heimweh gepackter Hornist blies das Scheffelsche Abschiedslied des Trompeters in sanften, lang aushallenden Tönen hinaus in die Nacht, seine Spreewaldliebste zu grüßen.

Den nächsten Morgen fuhren wir auf der schönen breiten Straße nach Luckau[21]) dahin. Ein Kranz von Dörfern mit deutschen Namen wie Frankendorf, Wittmannsdorf, Willmersdorf, Cahnsdorf, Giesmannsdorf, Wieringsdorf, Zöllmersdorf, Waltersdorf usw. umgibt die in der Niederung der Berste liegende und von ihr ringsumflossene alte Stadt. Die Überlieferung meldet, Kaiser Friedrich der Zweite habe das außerhalb des Mauerringes liegende Schloß erbaut; es ist vom Erdboden verschwunden, aber der mit Obstpflanzungen und einem Landhause geschmückte Schloßberg ist noch

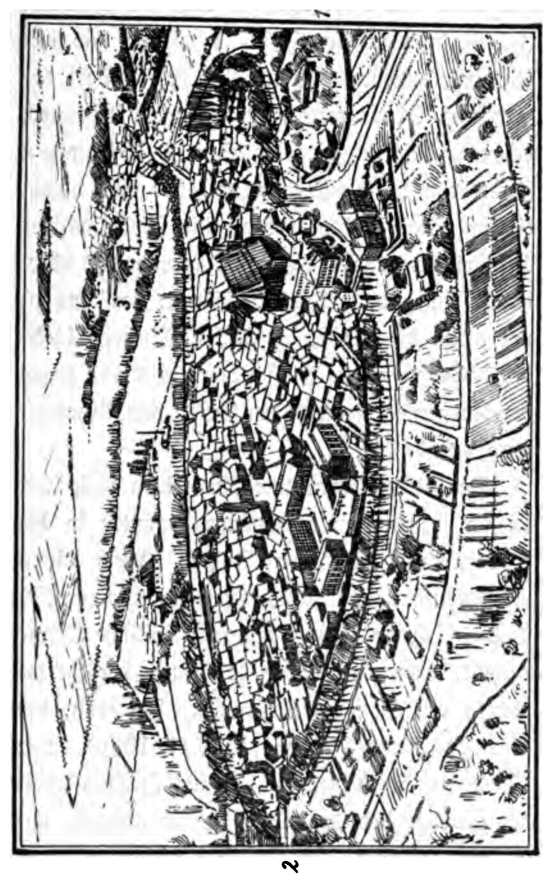
erkennbar. Luckau ist offenbar als der städtische Mittelpunkt eines größern deutschen Kolonialgebiets emporgekommen. Sein Stadtrecht geht vermutlich auf den Wettiner Heinrich den Erlauchten, den großen Urvater der deutschen Kultur der Niederlausitz, zurück. Die ältern, im Ratsarchiv erhaltnen Urkunden ergeben, daß die Stadt 1298 und auch später noch das Bild der städtischen Ringmauer und als Beizeichen im Tore der Mauer einen Löwen im Wappen geführt hat, der ohne Zweifel als der meißnische zu deuten ist. Als Nebensiegel kommt seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts in den Luckauer Urkunden der rote Stier im silbernen Felde auf, das Wappen der Markgrafschaft Niederlausitz, wohl weil Luckau damals als Landeshauptstadt galt, und dieses Siegel hat allmählich das ältere verdrängt.[22]) Im vierzehnten und im fünfzehnten Jahrhundert war Luckau als landesherrliche Stadt etwa Guben im Range gleich: die Fürsten residieren öfters im Schlosse vor der Stadt, die Brüder von Kalow, Bürger zu Luckau, erscheinen zwischen 1350 und 1360 als Bankiers der Wettiner.[23]) In der Zeit ihrer Blüte gebot die Stadt über einundzwanzig Ratsdörfer; der Rat bestand aus drei Bürgermeistern, einem Syndikus und

sechs Ratsherren. Außer der Hauptkirche gab es in der Stadt noch sechs kleinere Gotteshäuser und zwei unter die Geistlichkeit gestellte Hospitäler; die alte Stadtschule fand ihre Fortsetzung in dem jetzt noch bestehenden Gymnasium. Zuletzt trat Luckau in den Kämpfen der Freiheitskriege hervor. Gerade an dem Tage, wo in Schlesien der Waffenstillstand von Poischwitz abgeschlossen wurde (4. Juni 1813), schlug hier der General Bülow mit preußischen und russischen Truppen den Angriff Oudinots zurück. Dabei gerieten Teile der Stadt in Brand, und zahlreiche Verwundete beider Parteien fanden in den Häusern einen schrecklichen Tod. Während des Waffenstillstandes wurde die Stadt von Napoleon befestigt, aber die Preußen erstürmten sie nach der Schlacht von Großbeeren.[24])

Heute ist Luckau eine sehr stille Stadt, die trotz ihrem großen Marktplatz mit dem hochragenden Hausmannsturm und mehreren schönen Renaissancebauten unter den Bürgerhäusern etwas Abgestorbnes an sich hat. Sie gehört zu den Städten der Niederlausitz, die sich im neunzehnten Jahrhundert fast gar nicht weiterentwickelt haben (1819: 2500 Einwohner, jetzt noch nicht 5000). Deshalb hat sie sich außer zahlreichen Resten der

alten Mauern, Tore und Gräben ganz die ursprüngliche Hufeisenform bewahrt; das tritt namentlich auf einer Photographie hervor, die aus der Vogelperspektive von einem Luftballon aus aufgenommen worden ist (siehe Abbildung Seite 225). Das interessanteste Bauwerk ist die Nikolaikirche, ein in Ziegelgotik ausgeführter mächtiger dreischiffiger Hallenbau, ein Denkmal selbstbewußten Bürgertums und zugleich einer hochstrebenden Geistlichkeit. Diese offenbart sich in dem auffallend großen, durch Mauern von den Seitenschiffen getrennten Chore, jenes in den zahlreichen Patrizierlogen der reichen Kauf- und Fabrikherren, die noch die bunte Malerei des siebzehnten Jahrhunderts zeigen, vor allem aber in der sich halbkreisförmig über die ganze Kirchenbreite erstreckenden Ratsloge unterm Singechor. Wenn man sich vorstellt, wie von etwa dreißig Sitzen dieser Loge die gepuderten Perücken des hochwohlweisen Rats in das mit Kleinbürgern und Tuchmachergesellen gefüllte Schiff hinunternickten, so hat man ein Bild der vergangnen Luckauer Herrlichkeit.

Wir verließen die Stadt in westlicher Richtung und passierten dabei eine befestigte Brücke, die nach dem Vororte Sando hinüberführte; auch auf den nach Zöllmersdorf zu liegenden Höhen



Luckau aus der Vogelperspektive. 1. Schloßberg. 2. Kalauer Tor. 3. Sandoer Vorstadt

sind Reste der Napoleonischen Schanzen erhalten. In genau westlicher Fahrt erreichten wir den Eisenbahnknotenpunkt Ukro, ehedem ein Dorf der Herrschaft Sonnenwalde, aus älterer Zeit dadurch bekannt, daß sich hier die Bauern 1548 gegen Franz von Minkwitz empörten, der ihre Lasten eigenmächtig erhöhen wollte. Die Niederlausitzer Minkwitze waren im sechzehnten Jahrhundert überhaupt ein gewalttätiges Geschlecht: berühmt ist vor allem die Fehde, die Nickel Minkwitz 1528 bis 1534 gegen den Bischof von Lebus und gegen den Kurfürsten Joachim den Ersten von Brandenburg gehabt hat.[25])

Von Ukro kamen wir über einen schön mit Kiefern bewaldeten Landrücken hinunter in die fruchtbaren Gefilde von Dahme. Auch dieses Städtchen hat seine kursächsischen Erinnerungen.[26]) Das Schloß, das jetzt die landwirtschaftliche Schule enthält, war ehedem der Witwensitz der Herzoginnen von Sachsen-Weißenfels. Friedrich, der Sohn des Herzogs August (1657 bis 1680), baute es neu und starb hier 1715. Auch Johann Adolf der Zweite, der den Schloßgarten anlegte, hat oft hier residiert. Kurfürst Friedrich August der Gerechte übernachtete hier, als er 1769 zur Huldigung nach Lübben und nach Wittenberg fuhr,

und dann abermals am 27. November und am 3. Dezember 1806 auf der Reise nach Berlin und von Berlin heimwärts, nachdem er dort dem korsischen Emporkömmling hatte huldigen müssen. Auch in den Kämpfen des Jahres 1813 spielte Dahme eine Rolle: nach der Schlacht von Dennewitz nahm der preußische General Wobser hier am 7. September sechstausend Franzosen gefangen.

Unser nächstes Ziel war das Dorf Lebusa, das wahrscheinlich mit dem von Thietmar von Merseburg erwähnten großen slawischen Orte Liubussua identisch ist. Thietmar erzählt,[27]) König Heinrich habe im Jahre 932 Liubussua, eine Stadt von zehntausend Einwohnern mit zwölf Toren und einer kleinern Befestigung, belagert und zerstört. Danach habe der Ort lange wüst gelegen, aber König Heinrich der Zweite habe ihn 1011 von neuem befestigt, um ihn als einen Vorposten gegen die in die Lausitz eingedrungnen Polen zu verwenden.

Wir waren gespannt, ob wir Spuren des alten Ortes oder der Befestigung in dem Gelände von Lebusa finden könnten, und zwar um so mehr, weil hier weder durch Stadtanlagen noch durch Bahnbauten durchgreifende Veränderungen vorgenommen worden sind.

Als wir aus dem Waldgürtel, der Dahme von Lebusa trennt, hervortauchten und das Dorf in einiger Entfernung vor uns sahen, nahm ein sich links von der Straße von West nach Ost langhin erstreckender Hügel unsre Aufmerksamkeit in Anspruch, der das ganze vor uns ausgebreitete Gelände strategisch beherrscht. Wir beschritten ihn bis zum Ende, wo er wie eine steile Böschung in mehreren Bastionen zur Ebne abstürzt. Hundertundfünfzig Schritt von da aus rückwärts nach der Straße zu steht ein wilder Birnbaum, von dem man eine herrliche Umsicht auf das von dunkelgrünen Wäldern begrenzte Rund genießt. Im Vordergrunde zu unsern Füßen, etwa fünfhundert Meter von uns entfernt, ruht das Dorf Lebusa in thüringischer Lieblichkeit zwischen lauschigen Wipfeln um den schlanken Kirchturm und das stattliche Herrenhaus geschart; hinter dem Dorfe die verhältnismäßig hoch ansteigenden waldigen Höhenzüge von Hohenbucko und der Rochauer Heide. Der Hügelrücken, auf dem wir stehn, etwa fünfhundert Meter lang und sechzig Meter breit, besteht aus grobem Sand, der mit Quarz- und Feuersteinstücken gemischt ist; er macht den Eindruck einer zum Teil künstlichen Aufschüttung oder wenigstens einer künstlichen

Verschärfung der Profile. Die Umrandung ist nicht überall mehr genau erkennbar, da das trockne Erdreich durch Wind und Wetter verschleppt worden ist, einzelne Teile haben auch den Anwohnern als Sandgrube gedient. Trotzdem ist etwas vom Charakter der Verschanzung übrig geblieben. Aber die Fläche, höchstens vier Hektar, ist zu klein für eine Stadt von der Größe Libusas. Deshalb meine ich, daß sich die Stadt von der Höhe hinunter bis zum heutigen Dorf ausbreitete und auch dessen Grundfläche mit einnahm. Als Thietmar im Jahre 1012 nach Libusa kam, durchwanderte er die Ruinen der alten slawischen Stadt voll Verwunderung über ihre Größe. Sie erinnerte ihn mit ihren zwölf Toren und Umwallungen an die von Julius Cäsar vor Dyrrhachium aufgeführten Befestigungen. Die Stadt (civitas) lag nördlich von der Burg (urbs), von ihr nur durch ein Tal getrennt; wir müssen also die Burg auf den südlich von dem heutigen Dorfe liegenden waldigen Höhen suchen, wo Reste von Erdwällen und Verhauen zum Beispiel in der Nähe von Weidmannsruh noch erkennbar sind. Alles in allem müssen wir uns Libusa vor der deutschen Eroberung wie Lübben und das elbische Torgau als einen großen slawischen Handelsplatz

vorstellen, umgeben von Saatfeldern und ausgedehnten Viehweiden, geschützt auch durch den ihn ringsumgebenden, mit Verhauen durchzognen Waldgürtel, durch den von allen Seiten hohe, also wasserfreie Straßen heranführten. So war Libusa wohl ein wichtiges Glied des von Torgau an der Elbe über Lübben nach der Gegend von Frankfurt an der Oder führenden slawischen Handelsweges. Der Versuch Heinrichs des Zweiten, den Ort in eine deutsche Grenzfestung zu verwandeln, schlug fehl trotz den tausend Bewaffneten, die er in die Burg legte. Nach Thietmars Ansicht hätten es dreitausend sein müssen. Aus den Wäldern der Rochauer Heide hervorbrechend eroberten die Polen im Sommer 1012, als wegen einer Hochflut der Elbe niemand Hilfe bringen konnte, den Platz und metzelten die Deutschen nieder. Wie werden damals diese Fluren und Wälder von Schildgetöse und Schwertgeklirr widergehallt haben — heute gewährte die Landschaft in der Nachmittagssonne ein Bild wonnigen Friedens, nur ein Schäferhund bellte von fern gegen uns an, und eine späte Lerche hob sich aus dem reifenden hellen Kornfelde singend zum blauen Himmel.

Von dieser Stätte uralter Erinnerungen fuhren wir südwestwärts einen bewaldeten Berg-

zug hinauf, der die Dahme (Wendische Spree) vom Flußgebiet der Schwarzen Elster trennt. Wo die Straße hinter der Schäferei steiler emporsteigt, führt parallel zu ihr eine schöne alte Lindenallee zu einem mit Bäumen bewachsenen Platze, im Volksmunde „das Schlößchen“ genannt, weil hier einst eine alte Burg gestanden habe, die vom Feuer verzehrt worden sei. In Wahrheit scheint der Ballspielplatz des Lebusaer Schlosses hier oben gewesen zu sein und dabei ein Lusthaus, das wohl einmal abgebrannt ist. Außerdem sind Reste von Steintischen und Steinbänken vorhanden, endlich auch Spuren von Verschanzungen: Stücke eines Grabens und eines Erdwalles. Das sind wohl die Reste einer kleinen Redoute, die hier, auf dem höchsten Punkte der von Herzberg nach Dahme führenden Straße, vermutlich während der Kämpfe des Jahres 1813 errichtet worden war.

Von der Höhe des Bergwaldes zieht sich die Straße in die Ebne von Collochau hinunter. Die Landschaft verliert hier ihren Lausitzer Charakter und nimmt allmählich die lieblichere Eigentümlichkeit des sächsischen Kurkreises an, in den wir unvermerkt übergetreten sind. Bei Collochau teilt sich die Straße: ostwärts gehts nach dem

uralten Orte Schlieben, südwestwärts nach Herzberg an der Schwarzen Elster. Wir haben auch diesen beiden Städtchen einen Besuch abgestattet. Schlieben[28]) gehört trotz der Lokomotive, die hier mehrmals am Tage ihren schrillen Pfiff ertönen läßt, zu den in halber Dörflichkeit zurückgebliebnen Kleinstädten des ehemals sächsischen Kurkreises, in denen es sich eben aus diesem Grunde so behaglich ausruhn läßt. Der Ort liegt zu Füßen des Martinsberges lang ausgestreckt in lieblicher Umgebung. Modern erscheint hier nur die hübsche Backsteinkirche, vor der ein aus Feldsteinen zusammengetragnes pyramidenförmiges Kriegerdenkmal steht. Alles andre ist altertümlich und zeigt, daß das neunzehnte Jahrhundert hier ohne Umsturz vorübergegangen ist. Schlieben ist der alte Stammsitz des weitverzweigten Geschlechts derer von Schlieben (Sliwan), das in der Geschichte der Mark Brandenburg, der Lausitz und Kursachsens eine so bedeutende Rolle spielt. Aber von dem alten Schlosse ist bis auf wenig Mauertrümmer jede Spur verweht; auf der Scholle, wo sich die trotzige jahrhundertelang anhaltende Tatkraft dieser deutschen Edeln zuerst entwickelt und angesammelt hat, wachsen friedlicher Kohl und saftige Krauthäupter. Der Ort war seit 1292

ein Lehen des Nonnenklosters Koswig, später der Wittenberger Schloßkirche, die Schliebner Kirche war Eigentum des Antonierhofs Lichtenberg bei Prettin, der hier eine Propstei unterhielt. Im siebzehnten Jahrhundert war Schlieben auch manchmal Witwensitz einer sächsischen Fürstin, so gehörte es zum Beispiel zu der kleinen Herrschaft der Kurfürstin Hedwig, der Witwe Christians des Zweiten.[29])

Heute ist das behaglichste Haus im ganzen Orte ohne Zweifel der Gasthof zum Schwarzen Adler. Der hochmächtige Vogel thront über der Tür in altväterischem Schnitzwerk mit gelbem Halsband und einem Orden geschmückt. Drinnen im alten Fachwerkbau gibt es niedrige, trauliche Zimmer, die Fremdenstuben im ersten Stock sind von anspruchsloser, fast ärmlicher Ausstattung, das Bett spartanisch — und doch liegt über dem Ganzen ein Hauch von beglückender Anmut und Heiterkeit; des wurden wir besonders inne, als wir den geräumigen Hof durchschritten hatten und nun dahinter im grünen Grasgarten auf weichem Rasenteppich den kleinen Kreis der Honoratioren fanden, an den wir von dem um die Topographie der Gegend wohlverdienten Chronisten des Städtchens, Herrn Amtsgerichtsrat Krieg — jetzt in

Sangerhausen in Thüringen —, empfohlen waren. Da saßen der „würdige Bürgermeister,“ der geistliche Herr, der Herr Kantor in trautem Verein, auf ihren Köpfen spielte das durch die Zweige des fruchtstrotzenden Apfelbaums niedersteigende Sonnenlicht des Spätnachmittags — ein einziger Begriff bezeichnet die Stimmung des Idylls besser als hundert Worte: Hermann und Dorothea.

Nach dem erquickenden, in Hülle und Fülle aufgetragnen Abendessen — der Begriff der „Portion“ ist hier noch unbekannt — stiegen wir auf den Berg, den einst eine Kapelle des heiligen Martin von Tours krönte. Der Martinsberg ist auf seinem untersten Hange berast, mit riesigen, weithin duftenden Linden besetzt und von etwa dreißig Bergkellern, einem Reste des ehemals hier blühenden Brauereigewerbes, durchzogen. Weiter oben liegt ohne Abschluß durch Mauer oder Hecken der Kirchhof. Auf dem Rücken des Berges wandelt man langhin zwischen Gräbern aus alter und aus neuer Zeit; manche sind gut erhalten, manche zwischen Birken und Zypressen fast versunken. Und doch wirkt dieser Kirchhof ganz anders als der Lübbensche: dort wehmütiges Halbdunkel, hier volles heiteres Licht, dort wildverwachsene Abgeschlossenheit, hier eine reizende

Fernsicht nach beiden Seiten hinunter in die lachende, wohlangebaute Ebene, aus der das Brüllen grasender Rinder herauftönt. Nach rechts hin geht der Friedhof allmählich in Gärten und Weinberge über, Lebensfreude verkündend neben dem Tod, dessen dumpfige Sphäre hier von süßen Gerüchen durchduftet, dessen düstres Gewand von Blumen und Rosen durchwirkt ist. Drum umtönen den Wandrer hier nicht Matthissonsche oder Lenauische Weisen, sondern eher dachten wir an jene Zeilen des jungen Geibel:

Neben dem Pfad aus den blühenden Bäumen
Winkt mir von schwarzen Zypressen ein Hain
Unter den Schatten zu ruhn und zu träumen;
Gräber umsäumen, sinkende Kreuze den moosigen Rain.

Als wir beim Glanz der Lichter wieder in unsern Gasthof zurückgekehrt waren, erwarteten uns die Herren Honoratioren im „kühlern Sälchen“ zum Nachttrunk. Sie erzählten uns viel von den alten Erinnerungen des Städtchens, die sein Chronist sorgfältig gesammelt hat. Es fehlt darin auch nicht an einem Nachtstück grauenvoller Art, das die Verwilderung zeigt, die andauernder Krieg auch bei sonst gutmütigen Menschen hervorruft. In einem auf der Bürgermeisterei liegenden halb vermoderten Aktenstück aus dem

Jahre 1813 schreibt der damalige Schliebener Justizamtmann Freytag an das Domestikendepartement des hohen Geheimen Kabinetts, in duplo ingleichen an die Hohe Landesregierung und an das Geheime Finanzkollegium: „Euer pp. zeige ich andurch in tiefster Unterthänigkeit an, daß mir den 20.ten dieses Monats (August 1813) früh gegen 7 Uhr die wiewohl nicht ganz zuverlässige Anzeige geschahe: daß bei dem hiesigen unmittelbaren Amtsdorfe Oelsig mehreres französisches, italienisches und mit ihnen verbündetes Militär von herumschwärmenden Russischen Kosacken, welches dieselben in der Stadt Hertzberg als Kranke gefangen genommen, auf eine barbarische Art, theils mit Piquenstichen, theils mit Säbelhieben niedergemetzelt worden sei. In Begleitung eines in dem hiesigen Amte angestellten Officianten begab ich mich auf diese Anzeige sofort auf das einundeinehalbe Stunde von der Stadt Schlieben gelegene Amtsdorf Oelsig, wo ich zuvörderst in Erfahrung brachte, daß bei der nahe an diesem Dorfe gelegenen Windmühle ein Franzose auf eine grausame Art, und zwar dergestalt, daß man ihn sofort mit der Pique an eine der Windmühlen=Säulen angespießt hatte, von den Kosacken um das Leben gebracht worden

war. Noch zeigten sich an dieser Säule die Blutspuren und ohnweit der Mühle wurde mir dessen Grab, in dem ihn die Oelsiger Einwohner bereits beerdigt hatten, gezeigt. Von dem Richter des Dorfes Oelsig brachte ich in Erfahrung, daß eine halbe Stunde weiter und zwar auf Jagsaller amtssässiger Gerichtsbarkeit, nahe an der nach Herzberg führenden Straße, mehreres dergleichen Militär von den Kosacken umgebracht worden sey. Als ich mich auch dahin verfügte, entdeckte ich 55 Mann an der Zahl, welche, auf eine fürchterliche Art, theils auf der Brust, theils im Rücken mit Piquen durchstochen, theils mit gespalteten Häuptern, theils mit durchhauenen Händen und Füßen und größten Theils ausgeplündert gleichsam wie auf einem Schlachtfelde im Kleinen niedergestreckt da lagen. — Ich fand unter ihnen noch 5. Lebende, welche sogleich mein ganzes Mitleid erregten. Sonder Umstand schickte ich daher auf das nahe gelegene amtssässige Dorf Jagsall und erforderte von diesem 2 Wagen, auf welchen diese Unglücklichen in das Dorf geschafft werden sollten.

Ehe die Wagen herbeikommen konnten, starb einer dieser Soldaten vor meinen Augen. Die übrigen 4 hingegen brachte ich glücklich noch als Lebende ins Dorf und zwar daselbst, weil ich

nicht wissen konnte, an welcher Krankheit sie laborirten, in ein besonders abgelegenes, jedoch wohl verwahrtes Spritzenhaus, in welchem sie auf frisches Stroh niedergelegt wurden. Da dem Dorfe Jagsall die Obergerichtsbarkeit zusteht, so sandte ich augenblicklich einen Boten an den Gerichts-Verwalter, General-Accis-Inspektor Lestwitz und an den Amts-Physicus Dr. Wagner, welchem ich, nachdem sie in einem Zeitraum von 2 Stunden darauf in Jagsall erschienen, die schwer Verwundeten resp. zur Verpflegung und ärztlicher Behandlung übergab; alles übrige aber, nehmlich das Begräbniß der Todten und die sonstigen dabei nöthigen Erfordernisse dem Gerichtsverwalter überließ. Ich lebe der zuverlässigen Hoffnung, daß wenigstens noch 2 Mann von diesen Unglücklichen beim Leben werden erhalten werden können, von den übrigen beiden aber bin ich dieses zu behaupten nicht im Stande. Unter den Todten befanden sich Italiener, Deutsche und insbesondere auch 2 Train-Knechte von dem Baierischen Militair. Übrigens hat mich bei diesem schrecklichen Anblick ein äußerst schmerzliches Gefühl hingerissen, weil diese Unglücklichen auf eine ganz fürchterliche Art hingeschlachtet und im eigentlichsten Verstande ermordet worden waren."

Diesem Bericht ist ein „Allerunterthänigstes Inserat“ angefügt, in dem der Justizamtmann Freytag seine Erzählung folgendermaßen ergänzt: „Auch, Allerdurchlauchtigster, erfahre ich soeben von einem der Fuhrleute, welche jene unglücklichen kranken Soldaten mit gefahren haben, folgende nähere Details. Die Kranken [auf dem Wege vom Lazarett in Guben nach Torgau] sind den Kosacken bei der Herzberger Elsterbrücke in die Hände gefallen, die Kosacken haben sie hierauf mit in die Stadt Herzberg genommen und daselbst, wie man sagt, mit Bier, Brandwein, Brod und mit Butter bestrichener Semmel traktirt.

Nach dessen Erfolg hat man den Weg über Schlieben nehmen wollen; allein, da das Gerücht ergangen ist, daß in Schlieben sehr viel französisches Militär befindlich sey, so hat man einen andern Weg und zwar den über Polzen nach Jagsall zu eingeschlagen.

Die Kosacken soll ein junger, schmächtiger Offizier, welcher vollkommen Deutsch gesprochen und welchem die ganzen in der Gegend gelegenen Ortschaften bekannt gewesen, kommandirt haben.

Ohnweit Jagsall hat beregter Offizier die Krankenwagen halten lassen, die Kranken selbst haben von selbigen heruntergeschafft werden müssen,

worauf sie in zwey weit auseinander formirte Reihen gestellt worden sind.

Zu jedem der unglücklichen kranken Soldaten hat man zwei Kosacken, und zwar einen von forne und einen von hinten mit der Piquen angestellt.

Die Unglücklichen haben flehentlich um Pardon gebeten; allein nichts destoweniger hat der Offizier unter den Worten: »Kein Pardon! Ihr schlaft hier!« mit abgewandtem Gesicht selbige von forne und hinten niederzustoßen kommandirt, worauf, und als die Unglücklichen bereits am Boden gelegen, die Säbel gezogen und vollends todt gehauen worden sind.

Nach dessen Erfolg hat sich der Offizier gegen die Fuhrleute gewendet und ihnen zu erkennen gegeben, daß ihnen ein gleiches Schicksal bevorstehe, dafern sie wieder kranke Franzosen fahren würden, welche Bedrohung unter den armen Landleuten eine ungemeine Furcht zu Wege gebracht hat.

Ich ersterbe in tiefster Ehrfurcht

Euer etc. Freytag."

Ich habe den Bericht des braven Justizamtmanns in seinem Wortlaute wiedergegeben, einmal, weil dieser von der Geschichtschreibung, wie

es scheint, übersehene Jagsaller Franzosenmord überhaupt der Vergessenheit entrissen zu werden verdient, zweitens aber auch, weil der Bericht in seiner wahrhaftigen Schlichtheit und furchtbaren Anschaulichkeit wirksamer ist als jede Nacherzählung. Ein auch dem Aktenstück einverleibtes Schreiben des Gerichtsherrn von Jagsall vom 23. August 1813 meldet weiter, daß die Opfer „auf dem Orte sie blessirt und resp. getödtet worden, mit allem, was sie um und an sich gehabt begraben, die Sechs Blessirten aber, nachdem sie der Amts-Physicus Herr Dr. Wagner gehörig verbunden hat, nach Herzberg gefahren und von da nach Torgau ins Lazareth gebracht worden sind." Wer den Zustand der überfüllten Torgauer Lazarette aus dem jetzt veröffentlichten Berichte des Torgauer Arztes Dr. Richter kennt[30]) — schon am 10. Oktober waren dort über 10000 Verwundete und Kranke vorhanden —, wird sich über das Schicksal der sechs Blessierten keine Illusionen machen. Ihre bei Jagsall schlummernden Kameraden hatten wohl das bessere Teil erwählt. Über die Motive und die Herkunft des Urhebers der entsetzlichen Bluttat kann man nur Vermutungen äußern. Das über hundert Mann starke Kosakendetachement — eine spätere Notiz

spricht sogar von fünfzehnhundert Tscherkessen — wird zur schlesischen Armee Blüchers und Sackens gehört haben, die am 18. und 19. August gegen die französischen Stellungen zu beiden Seiten des Bobers (Löwenberg, Goldberg, Liegnitz) vorging. Die Kosaken waren vermutlich unter einem Offizier deutscher Abkunft (Preuße oder Livländer) nördlich von der französischen Hauptmacht über den Bober und die Neiße gegangen, um die Verhältnisse der sächsischen Niederlausitz zu rekognoszieren, ein sehr gewagtes Unternehmen, da sie sich mitten in das von Franzosen besetzte Gebiet zwischen der Neyschen schlesischen und der Oudinotschen auf Berlin marschierenden Armee hineinwagten. Sie waren vielleicht ein Teil des Tschernitscheffschen Streifkorps, mit dem dieser kühne Heerführer am 20. August eine sächsische Kriegskasse von 142000 Talern in Münchhausen bei Sonnewalde erbeutete. Sie mußten sich, nachdem sie bis zur Elsterbrücke in Herzberg vorgerückt waren, eiligst auf das größere Korps zurückziehn; die Krankenwagen fuhren ihnen zu langsam; andrerseits wollte der führende Offizier auch seine Beute nicht fahren lassen. So reifte in der Nacht vom 19. zum 20. August in ihm der furchtbare Entschluß, die Gefangnen zu ermorden. Die den

Fuhrleuten gegenüber getane Äußerung läßt darauf schließen, daß er von jenem tödlichen Hasse gegen den Franzmann und seinen Anhang erfüllt war, der zum Beispiel aus Heinrich von Kleists Versen spricht:

Schlagt ihn tot! Das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht.

Die Bluttat von Jagsall wurde bei der Fülle des Aufregenden und des Gräßlichen, das in den folgenden Tagen und Monden auf deutschen Schlachtfeldern geschah, entweder gar nicht in weitern Kreisen bekannt oder bald wieder vergessen. Nur der Pfarrer Rößler im benachbarten Malizschkendorf erwähnte sie in seiner am 18. Januar 1816 gehaltnen, später gedruckten Friedenspredigt. Diese Predigt kam zufällig dem in Weimar lebenden bekannten russischen Legationsrat von Kotzebue unter die Augen; er fühlte die Ehre des russischen Namens verletzt und versuchte die ganze Erzählung des Pfarrers in seinem „Oppositions-Blatt oder Weimarische Zeitung" genannten Journal als eine „auffallende Unwahrheit" zu brandmarken. Er schloß seine Verdächtigung mit der höhnischen Frage: „Wie kommt es denn, daß ein solches Faktum dem ganzen

16*

deutschen Publikum so lange unbekannt geblieben ist, bis es Herrn Mößler beliebte, seine Kanzel damit zu schmücken?" [31]) Die nötige Zurechtweisung des dreisten Literaten ist, wie unser Aktenstück beweist, sowohl durch den mit Unrecht angegriffnen Pfarrer wie durch das Schliebner Justizamt erfolgt. Die Grabstätte der unglücklichen Opfer des Mordes ist heute noch in Jagsal und in der Umgegend wohlbekannt; noch immer kommen dort einzelne Uniformknöpfe und vermoderte Uniformfetzen zum Vorschein.

Von diesen düstern Erinnerungen aus napoleonischer Zeit schweifte die Unterhaltung zu den ältern geschichtlichen Denkmälern der Umgegend von Schlieben, namentlich zu den zahlreichen Rundwällen. Es wurde die vielumstrittne Frage erörtert, ob sie von den germanischen Semnonen oder von den später eingewanderten Slawen herrührten. Eine dritte Möglichkeit ist die, daß die eine oder die andre dieser Befestigungen auch auf Schanzanlagen Karls des Großen und seiner Nachfolger zurückgehn kann, dessen limes Sorabicus auch einige rechts von der Elbe liegende Landstriche umfaßt zu haben scheint. Die Typen seiner Burganlagen sind erst neuerdings durch Karl Schuchhardts Forschungen genauer erkannt worden. [32])

Sie gleichen den im ehemals sächsischen Kurkreis vorkommenden Höhenburgen und Rundwällen in vielen Stücken, ja sogar der Name Hohbuoki, womit Einhart und andre Geschichtschreiber jener Zeit ein in der Nähe von Magdeburg angelegtes karolingisches Kastell bezeichnen, findet sich als Hohenbuko zehn Kilometer nordöstlich von Schlieben wieder. Hier eröffnet sich noch ein weites Feld für eine besonnene, sich auf wirklich wissenschaftliche Ausgrabungen stützende Geschichtsforschung. Angeregt durch die Unterhaltung darüber beschlossen wir, am nächsten Morgen alle wieder zusammenzukommen und zunächst den berühmten Schliebener Rundwall gemeinsam zu besichtigen. Wir waren auch alle zur Stelle, außerdem aber auch ein so andauernder und gleichmäßig starker Landregen, daß unsre geschichtliche Expedition buchstäblich zu Wasser wurde. Wir fuhren nach Herzberg, von wo uns die Eisenbahn in das heimische Sachsen zurückführen sollte. Herzberg[88]) (Hertisberg), dicht neben dem Slawendorfe Altherzberg, ist eine deutsche Gründung der wettinischen Grafen von Brehna, deren heraldisches Zeichen, der schreitende Hirsch, das Wappentier der Stadt geworden ist, ohne daß doch ihr Name etwas mit dem Hirsche

zu tun hätte. Die Gestalt der Stadt Herzberg weicht von der in den östlichen Kolonialgebieten üblichen sehr ab: sie bildet kein Hufeisen, sondern besteht nur aus einer langen vom Schliebener bis zum Prettiner Tore reichenden Straße, die nur in der Gegend des Marktes und der Kirche eine platzartige Anschwellung zeigt. Diese Gestalt deutet wohl darauf, daß die Stadt (etwa 1238) aus einem deutschen Straßendorfe entstanden ist. Das Interessanteste, was in Herzberg zu sehen ist, ist die stattliche dem heiligen Nikolaus geweihte Pfarrkirche, ein im Verhältnis zur Kleinheit der Stadt imponierender dreischiffiger Backsteinhallenbau aus dem vierzehnten Jahrhundert.[84]) Die dazu verwandten Backsteine (28 : 8 : 11 Centimeter) sind weit größer als die jetzigen Bauziegel und so hart gebrannt und haltbar, daß die Stürme der Zeit an dem vorzüglichen Material spurlos vorübergegangen sind, während die später angebauten Kapellen verwitterten. Einen besondern Schmuck hat das Gotteshaus in der großenteils erhaltnen mittelalterlichen Bemalung der auf zwölf gewaltigen Pfeilern ruhenden Gewölbe. An den Gewölbeflächen der Chornische sehen wir die Apostel, im Mittelschiff Christus, wie er das Weltgericht abhält: Auferstandne schaun zu ihm

hinüber, andre heben sich aus ihren Holzsärgen; auch die Hölle mit den Teufeln und den Verdammten sah man ursprünglich, doch ist dieses Bild im Jahre 1809 auf den Wunsch der Gemeinde, die sich vor den grausigen Gestalten fürchtete, übertüncht worden. Weiterhin sieht man die Patriarchen und die Propheten, auch zahlreiche Engel und Heilige mit zum Teil rührenden lateinischen Inschriften. Der Kunstwert der einzelnen Gestalten ist sehr verschieden: die Auferstehenden zeigen eine gewisse — vielleicht absichtliche Roheit der Form, die Propheten dagegen eine auffallende Feinheit der Ausführung, weniger in den Körpern als in den Gesichtern. Die Körper und ihre Gewandung sind nicht frei von den widernatürlichen Verdrehungen, die uns in den Miniaturen des vierzehnten Jahrhunderts begegnen, die Gesichter aber zeigen viel Ausdruck und eine besonders sorgfältige Ausführung des Mundes und der Augen. Beachtenswert sind auch die schönen stilisierten Blumen und Ornamente an den Gewölben der Seitenschiffe. Der ganzen Malerei lag der sinnige Gedanke zugrunde, daß die himmlische Gemeinde aus der Höhe auf die irdische herabschaue. Auch herrliche alte Glasmalereien sind einst in den hohen gotischen Fenstern

gewesen und ließen, wie der Herzberger Chronist sagt, die heilige Geschichte wie aus den Höhen des Himmels in die Kirche hinableuchten. Aber nur geringe Trümmer sind davon in der Sakristei übrig geblieben.



Niederlausitzer Bauernhaus mit Ziehbrunnen



Niederjeser am Pförtener See

6

Graf Brühl und seine Schlösser

Es gibt nicht leicht einen Stadtteil in Dresden, der im letzten Jahrzehnt so durchgreifende Veränderungen erfahren hätte wie die Umgebung des königlichen Schlosses. Daß dieses selbst, der ehrwürdige Bau Georgs des Bärtigen und der ersten albertinischen Kurfürsten, statt der überaus

nüchternen und verschliffnen Außenseite, die zahlreiche Brände und der Zahn der Zeit verschuldet hatten, nun wieder das schmucke und phantasievolle Kleid deutscher Renaissance angezogen hat, wird niemand tadeln. Aber nicht ohne Bedenken hat man den überlieferten Charakter des Hintergrundes der Brühlschen Terrasse, der wie aus einem Goldonischen Lustspiel herübergenommen in seiner schlichten Liniatur die wirksamste Folie für die imposante Kuppel der Frauenkirche bildete, sich in eine Reihe wuchtiger Renaissancepaläste verwandeln sehen, die dadurch dem Auge nicht gefälliger werden, daß ihre Innenräume den bildenden Künsten dienen. Noch größer war der Schmerz der Kunst- und Altertumsfreunde, als vor zwei Jahren das berühmte Brühlsche Palais, das länger als anderthalb Jahrhunderte den Charakter der Augustusstraße bestimmt hatte, dem Neubau des Ständehauses weichend in Schutt und Trümmer sank. Gewiß sind es nicht erhebende Erinnerungen, die der Sachse auffrischte, wenn er an der gigantischen Weisheit und Wachsamkeit, zwei Statuen Mattiellis, die dort einst den Eingang schirmten, vorüberschritt, aber das 1737 bis 1740 vom Oberlandbaumeister Knöffel erbaute Palais bildete doch mit

dem dahinterliegenden Brühlschen Garten ein so untrennbares Ganze und bot in seinem Treppenhaus und seinen Sälen so viel Interessantes und Schönes, daß es vor dem Abbruch hätte bewahrt werden müssen. Es kommt hinzu, daß das ehemals Brühlsche Sommerpalais in der Friedrichstadt, das später dem Grafen Marcolini gehörte und in der Regel nach diesem benannt wird, als städtisches Krankenhaus längst den Charakter des Schlosses verloren hat, und daß ein von Brühl im Jahre 1748 gekauftes Haus auf der Schießgasse auch schon lange abgebrochen ist.[1]) Wer sich also künftig aus eigner Anschauung von einer Brühlschen Behausung einen Begriff machen will, der muß über das Weichbild der Stadt, für deren Lebensformen Brühl fast ein Menschenalter hindurch maßgebend war, hinausgehn auf die Landsitze, die der Minister in mehreren Gegenden des damaligen Sachsens besessen hat. Neue geschichtliche Erkenntnis im tiefsten Sinne des Wortes läßt sich dabei nicht gewinnen; denn das Urteil über den Staatsmann Brühl ist gesprochen und kann sich bei der Fülle des wider ihn zeugenden Materials nicht wesentlich ändern, wenn auch die Durchforschung der Archive diesen oder jenen seiner politischen

Schachzüge in etwas günstigerer Beleuchtung zeigen sollte, wenn er auch als Mäcen von Kunst und Wissenschaft ein gewisses Verdienst für sich in Anspruch nehmen darf. Immerhin bleibt doch die ganze Existenz des Junkers aus Gangloffsömmern (in Thüringen), der sich vom armen Pagen zum alleingebietenden Minister in Sachsen emporgearbeitet hat, ein interessantes geschichtliches Problem, zu dessen Lösung vielleicht auch das Studium der Privatverhältnisse des Mannes etwas beitragen kann. Deshalb lohnt es sich wohl, ihn in seiner Häuslichkeit aufzusuchen, seine Güter und Schlösser und damit seinen künstlerischen Geschmack und seine wirtschaftlichen Unternehmungen kennen zu lernen. Die auf dem Hauptstaatsarchiv in Dresden wenigstens zum Teil erhaltnen Briefe Brühls und seiner Gattin an seinen Vertrauten, den Geheimen Kammerrat Karl Heinrich von Heineken,[2]) dem er das schöne Gut Altdöbern in der Niederlausitz verschafft hatte, erlauben uns, davon etwas mehr zu wissen, als was man in den gedruckten Werken bis zum Überdrusse wiederholt findet: daß er hundert Tabaksdosen hinterlassen und seine Schuhe und Kleider fuderweise aus Paris bezogen hat.

Mit diesen Gedanken fuhr ich aus dem schönen Park des Gräflich Pücklerschen Schlosses Branitz bei Kottbus östlich nach Forst, denn diese Stadt war einst der administrative Mittelpunkt des größten Güterkomplexes, den Brühl besaß, der Herrschaft Forst-Pförten. Graf Brühl hat die eine Hälfte dieses schönen Besitzes, nämlich Pförten, das nach dem Aussterben der Herren von Bieberstein (1667) den Grafen Promnitz und schließlich der Familie von Watzdorf gehört hatte, schon 1740, Forst dagegen, das 1668 von der Landesherrschaft als erledigtes Lehen eingezogen worden war, 1746 durch Kauf in seinen Besitz gebracht.[3]) Er wurde dadurch einer der mächtigsten Standesherren der Niederlausitz, denn die Herrschaft Forst-Pförten umfaßte etwa zwölf Quadratmeilen und bestand aus zwei Städten, neunzehn herrschaftlichen Vorwerken und vierunddreißig Kammerdörfern.[4])

Heutzutage ist freilich in Forst von der Brühlschen Herrlichkeit nicht mehr viel übrig: seit die Steinschen Reformen den Städten die Selbstverwaltung gegeben haben, ist auch in Forst ein selbstbewußtes Bürgertum erwachsen, das von der frühern Abhängigkeit nicht mehr viel weiß. Die Stadt, die zu den Zeiten des Ministers

Brühl kaum 1500 Einwohner hatte, hat deren jetzt 25000 und fabriziert jährlich für mehr als zwanzig Millionen Mark Tuche. Es kann sich also in seiner Bedeutung für die Industrie mit Kottbus vergleichen, so sehr es auch an Eleganz hinter dieser Metropole der Niederlausitz zurücksteht. Das Rathaus, einst der Sitz der Brühlschen Verwaltung, trägt allerdings außer dem Stadtwappen, einem Hirschgeweih, auch noch das Brühlsche. Aber von dem gräflichen Schlosse in Forst ist nur das Hauptgebäude übrig, und dieses ist in eine Tuchfabrik umgewandelt worden — nur eine riesige Platane, die fast den ganzen spärlichen Rest des Gartens überschattet und wohl noch die Tage des Ministers gesehen hat, zeugt von verschwundner Pracht.

Deutlichere Spuren der Brühlschen Wirtschaftsweise hofften wir in dem zwei Stunden weiter ostwärts liegenden Pförten zu finden, weil sich dieser Ort, abseits von der Eisenbahn liegend, nicht in moderner Weise „entwickelt“ hat. Dort wollten wir, um den genius loci gehörig auf uns wirken zu lassen, für ein bis zwei Tage Quartier nehmen. Der Frühlingsregen rauschte in Strömen zur grünenden Erde nieder, als wir am Sonnabend vor Palmarum

durchnäßt und müde von dem bewaldeten Höhenzuge herunterfuhren, der das kleine Ackerstädtchen Pförten von der westlicher liegenden Landschaft trennt. Durch einen fremdartigen steinernen Torbau, der entweder die fehlende Stadtmauer einigermaßen ersetzen oder einen Schimmer von italienisch-klassischer Kultur über diese deutsche Ländlichkeit ausbreiten sollte, gelangten wir auf eine auffallend breite, mit Rinnstein und Bürgersteig ausgestattete Straße, die auf beiden Seiten mit Häusern von derselben Höhe und Bauart eingefaßt war. Man sah es dieser Anlage an, daß sie nicht dem langsamen und vielköpfigen Walten deutscher Spießbürger ihr Dasein verdankte, sondern auf einmal nach dem festen Plan eines Gewaltigen entstanden war — und als auf der linken Seite eine ebenso breite Straße rechtwinklig abbiegend auf ein hohes Flügeltor und ein von steinernen Pfeilern unterbrochnes Holzgitter hinleitete, da erblickten wir hinter grünen Rasenflächen und weitläufigen Seitengebäuden auch den Ausgangspunkt der schaffenden Kraft, das weißschimmernde Schloß des Standesherrn Grafen Brühl. Zunächst wurde uns jede weitere Forschung durch den Regen abgeschnitten, vor dem wir im herrschaftlichen Gasthofe „Zum

weißen Adler“ Schutz suchten. Diese Benennung hängt wohl damit zusammen, daß Pförten an der Straße nach Polen liegt, und daß die Grafen Brühl den polnischen weißen Adler im Wappen führen, und so einfach und schlicht auch der altertümliche Fachwerkbau des „Weißen Adlers“ in Pförten den Reisenden anmutet, so enthält er doch in den Logierzimmern des Oberstocks, zum Beispiel in den breiten Flügeltüren, noch einige Andeutungen seines illustren Ursprungs und des vornehmen Verkehrs, der einst durch diese Räume ging. In Pförten ist überhaupt das meiste herrschaftlich. Herrschaftlich sind die graugrün gekleideten Förster und Waldwärter, die nach wohlvollbrachter Meldung in der großen Gaststube in munterm Jägerlatein ihre Erlebnisse austauschen, herrschaftlich ist der Wald viele Stunden ringsum, der See, viele Häuser des Orts, die Chausseegeldereinnahme, ja sogar die Polizeigewalt, die allerdings gerade im „Weißen Adler“ ihre Schranke findet. „Denn sehen Sie, bedeutete mich am Abend der den silberknöpfigen blauen Rock des Grafen tragende Amtsdiener, wenn Sie hier in der kleinen Gaststube randalierten, so müßte ich Sie arretieren, wenn Sies aber in der großen tun, so hole ich meinen

Kollegen aus der Stadt.“ In der Tat trennt eine dünne Ziegelwand im Gasthause den Gutsbezirk vom Stadtbezirk. Übrigens ist dafür gesorgt, daß neben der gutsherrlichen und der städtischen Macht auch die staatliche nicht leer ausgehe: Pförten hat einen königlich preußischen Amtsrichter. Er richtet unter den Fittichen des schwarzen Adlers; will er freilich sein Mittagsmahl einnehmen oder sein Haupt zur Ruhe legen, so nimmt auch er zum weißen Adler seine Zuflucht, denn er ist ein Junggesell.

Im Laufe des Nachmittags ließ der Regen nach, und wir gingen die breite Straße vom Tore hinaus bis zum Westende des Orts, wo ihn ein schönes schloßartiges Landhaus begrenzt. Alles das geht auf eine Anlage Brühlscher Zeit zurück, rechts davon liegt ein älterer Stadtkern. Es ist für den Kundigen immer lehrreich, in einer solchen Stadtanlage wie in einem aufgeschlagnen Buche zu lesen. Hier hatten wirs ohne Zweifel mit einer Musteranlage eines bestimmten wirtschaftlichen „Systems,“ des Merkantilismus, zu tun, die einmal wegen ihres Urhebers, dann aber auch wegen ihrer vortrefflichen Erhaltung merkwürdig ist. Die Anlage erinnert auffallend an die von Altdöbern, nur

ist die Pförtenei, der Größe der Herrschaft entsprechend, umfassender; und wenn ich nicht aus Brühls Briefen wüßte, daß hier der Herr von Heineken seine Hand im Spiele gehabt hätte, so würde ich es aus der Art der Anlage geschlossen haben. Der Merkantilismus, dessen größter Praktiker wohl Ludwigs des Vierzehnten Finanzminister Colbert war, geht darauf aus, den wirtschaftlichen Wert und die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit eines Territoriums oder einer Grundherrschaft aufs höchste zu steigern, und zwar besonders durch Erschließung und Verarbeitung der Bodenschätze (Metalle, Kohlen), durch Umwandlung der Roh- in Kunstprodukte, Einführung neuer Industrien, Begünstigung der Ausfuhr unter möglichster Beschränkung der Einfuhr. Er hat also ein volksfreundliches Gesicht, in seinem Wesen aber ist er mehr fürstenfreundlich als volksfreundlich; er nimmt am Bauern, am Arbeiter und am Gewerbtreibenden nur insoweit Anteil, als er Geld ins Land bringt und steuerkräftig ist für die Kasse des regierenden Herrn, von christlicher Liebe ist in ihm keine Spur. Er ist ein Produkt der Aufklärung, ein Ergebnis spekulativer Vernunft, eine Begleiterscheinung des Absolutismus, eine Abart indi-

vidualistischer, kapitalistischer Wirtschaftsweise. Drum ließ er es auch zum Beispiel in Frankreich geschehn, daß die Bauern, die dem Staate zu wenig bare Steuern brachten, verarmten, wobei der Wert inländischer Kaufkraft völlig unterschätzt wurde. Zu Brühls Zeiten war der Merkantilismus in Deutschland etwas viel Bewundertes, seine Schäden waren noch nicht erkannt. So sehen wir denn den Minister geschäftig, seine große Herrschaft nach merkantilistischen Grundsätzen zu organisieren. Die geringen Anfänge einheimischer Tuchmacherei und Leinenweberei werden zu fabrikmäßigen Betrieben umgestaltet; ein Kommissionsrat Vernauer, der außerdem einen Weinhandel betreibt, wird mit dem Verkauf der Waren beauftragt.

Namentlich Tuch für Livreen, woran Brühl selbst großen Bedarf hatte, wurde unter Leitung eines gewissen Ebig in Forst und in Pförten fabriziert, doch ließ die Qualität manchmal zu wünschen übrig; eine Sendung, die die Gräfin Brühl in Warschau erhielt, ging in Fetzen, sowie die Leute das Tuch am Leibe hatten. Auch Töpferei, Kunsttischlerei und Kunstschlosserei wurden in Pförten betrieben: Kommoden, Tische und Parketts, Türschlösser und Fensterbeschläge

für andre Brühlsche Schlösser werden hier angefertigt; die Gräfin selbst bekümmerte sich darum: „afin que cela ne coute pas tant, il vaudrait toujours mieux que nos sujets tirassent le profit que des étrangers, so bekäme doch die Stadt Nahrung, c'est une idée de ma part...“ Gegenstand einer besondern Fürsorge ist ein Stecknadelmacher, den man nach Pförten gezogen hat; auch ein Posamentier und andre Gewerbtreibende sollen veranlaßt werden, sich dort niederzulassen. Für solche Zwecke sind die gleichmäßigen Wohnhäuser der langen, breiten Straße von der Herrschaft gebaut worden. Auch eine Vorstadt, die Mariannenstadt — nach der Gräfin benannt —, wird erwähnt; das sind, wenn ich nicht irre, die niedrigen Häuser, die in der Verlängerung der Hauptstraße nach dem schloßähnlichen Landhause hin liegen. Mitten im Siebenjährigen Kriege wünscht die Gräfin, daß hier vier Häuser gebaut werden, die man entweder gegen festen Zins vermietet oder so nutzbar macht, daß „Handdienste“ als Servitut darauf gelegt werden. Auch ausländische Nutzpflanzen werden in Pförten angebaut, wie zum Beispiel der Tabak, und die Anlegung von Maulbeerbaumpflanzungen deutet darauf, daß Brühl eine

Seidenspinnerei einrichten wollte. Ganz besonders sollte der Reichtum der Gegend an Seen und Teichen, an Nadel- und Laubhölzern ausgebeutet werden: deshalb wird die Fischzucht gehoben, Pechhütten, Schneidemühlen, Ziegelbrennereien, Hochöfen und Hammerwerke werden gebaut. Und damit weder ein vorteilhafter Durchgangsverkehr noch die Möglichkeit fehle, die Erzeugnisse der Forst-Pförtner Industrie gewinnreich nach Westen und nach Osten abzusetzen, leitete Brühl die von Warschau nach Dresden fahrende Eilpost über Pförten und versorgte seine Herrschaft mit Marktgerechtigkeiten. Endlich war Brühl auch auf die Sicherheit in seinem Gebiete bedacht: im Jahre 1745 ließ er der Pförtner Bürgerwehr aus dem Dresdner Zeughause fünfundsiebzig Dragonerkarabiner und fünfundsiebzig Bajonetts nebst Pulver, Kugeln und Flintensteinen überweisen[5]); außerdem war er der Chef eines in Pförten stehenden Regiments. So eigensüchtig diese Tätigkeit war, würden wir uns doch freuen, bei diesem Manne neben so vielen Schattenseiten seines Wesens ein tieferes wirtschaftliches Verständnis zu finden. Aber wenn man genauer zusieht, so stehn hinter ihm als seine Berater die Grafen Bolza und Schimmel-

mann, die auch in der Finanzgeschichte des sächsischen Staats eine Rolle spielen, und die ganze Ausführung besorgt und kontrolliert sein Intendant, der schon oft genannte Geheime Kammerrat Karl Heinrich von Heineken (s. S. 18 f.). Es ist nicht zufällig, daß dieser Kunstkenner und Wirtschaftsorganisator in einer Person 1746 ebenfalls in der Niederlausitz und zwar in Altdöbern angesiedelt wurde: es geschah durch Brühls unmittelbares Eingreifen, Heineken sollte hier in kleinerm Maßstabe die Versuche machen, die er bei der Leitung der großen Herrschaft Forst-Pförten verwerten sollte, ferner sollte er durch seinen eignen Besitz veranlaßt werden, sich möglichst oft in der Niederlausitz aufzuhalten und dabei auch den des Ministers aufs beste zu besorgen. So erscheint denn Heineken bei allen Bauten und wirtschaftlichen Anlagen Brühls als der Unternehmer und Bevollmächtigte, er schließt wieder mit den Baumeistern und Künstlern die nötigen Verträge und überwacht deren Ausführung. Brühl selbst tritt hinter Heineken, der sein künstlerischer Mentor ist, sehr zurück. Anders steht es mit der Gräfin Franziska Maria Anna Brühl, einer gebornen Gräfin Kolowrat-Krakowsky; diese war eine sehr selbständige Natur,

die auch in Kleinigkeiten ihren Willen durchzusetzen suchte. Hervorgegangen aus einem alten slawischen, namentlich in Böhmen ansässigen Adelsgeschlecht, das seit 1674 in den Reichsgrafenstand erhoben war, erscheint die Gräfin Brühl als eine jener unersättlichen Frauennaturen, deren ganzes Dasein in einem unstillbaren Durst nach Sinnengenuß, Glanz und Größe dahingeht. Die eifrigste und geschickteste Gehilfin ihres Gemahls in der höfischen Intrigue rauscht sie mit einem eisigen Lächeln an gestürzten Gegnern vorüber, solchen aber, die sich ihr bedingungslos hingeben, bewilligt sie jede Gunst und erweckt deshalb in ihrer Freundschaft leicht den trügerischen Schein der Opferwilligkeit. Während ihre Briefe mit dem Namen Gottes spielen und Gottes Gerechtigkeit anrufen, trug sie kein Bedenken, an der schändlichen, das Land ruinierenden Verschwendung ihres Mannes teilzunehmen, ja sie hat ihn auf dieser Bahn noch bestärkt. Von ihr gehn die meisten und kostspieligsten Baupläne des Ministers aus. Bald träumt sie von einem neuen Schloß in den sächsischen Bergen, bald zaubert sie einen fürstlichen Edelsitz in ein liebliches Flußtal, bald zwischen die Kiefernwälder und Seen des Flachlandes, schmückt ihn mit kost-

barem Gerät, mit Gobelins und Kunstwerken, ohne im Geräusche des Hoflebens dazu zu kommen, auch nur eine dieser Schöpfungen wirklich und dauernd zu genießen. Für sie mußte der Gemahl das meiste Geld schaffen, sie war sein unheilvoller Leitstern auch in der großen Politik. Ein versöhnender Zug in ihrem Wesen ist der Ernst, den sie bei der Erziehung ihrer Kinder bewies; und in der Tat sind ihre Söhne schließlich tüchtige Männer geworden. Auch war sie klug und nicht ohne wirtschaftliches Verständnis. Sie weiß, daß es zum rentabeln Betrieb der Landwirtschaft in Pförten vor allem an guten Wiesen fehlt, und gibt praktische Ratschläge, solche zu beschaffen. Sie sieht den Lieferanten scharf auf die Finger, wünscht, daß Herr von Heineken ihren Gütern dieselbe Sorge angedeihn lasse wie seinen eignen, und macht Miene, ihm in der Person eines Herrn von Landwüst einen Kontrolleur zu bestellen. Sie hat sogar zeitweise Anwandlungen von Sparsamkeit, denn sie klagt einmal über die quantité de domestiques inutiles qui coutent un argent infini et ne sont bon à rien, und ein andermal bittet sie Heineken, nichts für sie auf der Leipziger Michaelismesse einzukaufen, da ihre Kasse schlecht stehe. Aber das

ist doch eitel Blendwerk. Ihre wahre Natur, die Unersättlichkeit, bekunden zahlreiche andre Briefstellen, Äußerungen Heinekens, ja auch ihres Gemahls. Am 8. Juni 1747 (?) schreibt er an Heineken: Ma femme souhaite d'avoir le Plan de tout le jardin d'Oberlichtenau, le grand Plan de Seyffersdorf, l'idée de Gangloffsömmern et Putzkau et Gausig. Vous me ferez plaisir d'envoyer cela au plutôt, elle même vous sera obligée, car cela l'amuse beaucoup et voilà tout. Mr. Knoeffel lui a promis de lui envoyer le Plan de Pförten, du chateau avec la ville, les vues, le jardin, le lac et la faisanerie. Alle diese Luxusbauten betrieb die Gräfin zu derselben Zeit, und für die meisten, für Pförten sicherlich, hatte der Oberlandbaumeister Knöffel den Plan entworfen. Für den innern Ausbau der Schlösser und den Schmuck der Gärten mit Bildwerken wurden die ersten Künstler der Zeit in Bewegung gesetzt, so die Maler Stephan Torelli, Carlo Palko und Dietrich, für Pförten insbesondre auch der Bildhauer Mattielli (geboren 1688 zu Vicenza, gestorben zu Dresden 1748), der bekannte Meister der riesigen Statuen, die die Außenseiten der Dresdner katholischen Hofkirche zieren.

Doch nun treten wir durch das weitgeöffnete Tor, vor dem zu beiden Seiten kreisbogenförmige Wachtstuben liegen, in den Vorgarten des Schlosses. Die ganze Anlage ist von gewaltigem Umfang und zerfällt in zwei Hauptteile: die nach rechts und links etwas ausgerückten Administrationsgebäude, auch Kavalierhäuser genannt, mit den dahinter liegenden Höfen, und das eigentliche Schloß. Die zweistöckigen Kavalierhäuser mit ihren hohen Mansardendächern und schlichten Fassaden, die nur durch feingeschwungne Stuckornamente verziert sind, haben durchaus ihren ursprünglichen Charakter bewahrt und machen einen wahrhaft vornehmen Eindruck. Nur scheinen ihre Maße wie die des ganzen Vorgartens für die Lebensformen der jetzigen Schloßherrschaft, des katholischen Zweiges der Grafen Brühl, etwas zu groß zu sein: ein Hauch von Leere und Öde weht über den weiten Platz. Aber in den Tagen des Pförtner Glanzes vor dem Siebenjährigen Kriege war das anders. Wir entnehmen die Figuren, den großen Hof zu beleben, einem Briefe der Frau Gräfin, den sie bald nach der Vollendung des Schloßbaues an Heineken schrieb, um den bevorstehenden Besuch des aus Polen zurückkehrenden Königs Friedrich

Augusts des Zweiten anzumelden. Sie selbst und ihr Gemahl sind beim Könige; sie wäre aber gern une couple de jours vor ihm in Pförten angekommen, um die Empfangsvorbereitungen zu leiten, aber Brühl findet es angemessener, wenn sie erst wenig Stunden vor dem königlichen Herrn eintrifft. So fällt die Hauptlast auf Heineken und seinen Stab: den Schloßverwalter und Bettmeister Fiebiger, den Fontanier Osten, der in allen Ecken des Hofes die monumentalen Brunnen rauschen läßt, den Landschaftsgärtner Sparing, den Oberförster Haberland, den Kondukteur Franke und die ganze Schar der zur Verfügung stehenden Köche und Lakaien. Auch der junge Graf mit seinem Gouverneur kommt aus Dresden, mit ihm ein Oberstleutnant Trützschler u. a. Jagdpavillons nach Art der Hubertusburger sollen in den Wäldern gebaut werden. Bei sinkender Sonne trifft die Gräfin ein, in den riesigen Küchen des Untergeschosses wird für die Hunderte von Personen, die es zu beköstigen gilt, gesotten und gebraten, daß es eine Lust ist, die für den König bestimmten Zimmer prangen im Schmuck eines besonders für ihn beschafften Mobiliars, die Wachtstuben vor dem Schloßgarten sind angefüllt von

ist die Pförtenerei, der Größe der Herrschaft entsprechend, umfassender; und wenn ich nicht aus Brühls Briefen wüßte, daß hier der Herr von Heineken seine Hand im Spiele gehabt hätte, so würde ich es aus der Art der Anlage geschlossen haben. Der Merkantilismus, dessen größter Praktiker wohl Ludwigs des Vierzehnten Finanzminister Colbert war, geht darauf aus, den wirtschaftlichen Wert und die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit eines Territoriums oder einer Grundherrschaft aufs höchste zu steigern, und zwar besonders durch Erschließung und Verarbeitung der Bodenschätze (Metalle, Kohlen), durch Umwandlung der Roh- in Kunstprodukte, Einführung neuer Industrien, Begünstigung der Ausfuhr unter möglichster Beschränkung der Einfuhr. Er hat also ein volksfreundliches Gesicht, in seinem Wesen aber ist er mehr fürstenfreundlich als volksfreundlich; er nimmt am Bauern, am Arbeiter und am Gewerbtreibenden nur insoweit Anteil, als er Geld ins Land bringt und steuerkräftig ist für die Kasse des regierenden Herrn, von christlicher Liebe ist in ihm keine Spur. Er ist ein Produkt der Aufklärung, ein Ergebnis spekulativer Vernunft, eine Begleiterscheinung des Absolutismus, eine Abart indi-

vidualistischer, kapitalistischer Wirtschaftsweise. Drum ließ er es auch zum Beispiel in Frankreich geschehn, daß die Bauern, die dem Staate zu wenig bare Steuern brachten, verarmten, wobei der Wert inländischer Kaufkraft völlig unterschätzt wurde. Zu Brühls Zeiten war der Merkantilismus in Deutschland etwas viel Bewundertes, seine Schäden waren noch nicht erkannt. So sehen wir denn den Minister geschäftig, seine große Herrschaft nach merkantilistischen Grundsätzen zu organisieren. Die geringen Anfänge einheimischer Tuchmacherei und Leinenweberei werden zu fabrikmäßigen Betrieben umgestaltet; ein Kommissionsrat Bernauer, der außerdem einen Weinhandel betreibt, wird mit dem Verkauf der Waren beauftragt.

Namentlich Tuch für Livreen, woran Brühl selbst großen Bedarf hatte, wurde unter Leitung eines gewissen Ebig in Forst und in Pförten fabriziert, doch ließ die Qualität manchmal zu wünschen übrig; eine Sendung, die die Gräfin Brühl in Warschau erhielt, ging in Fetzen, sowie die Leute das Tuch am Leibe hatten. Auch Töpferei, Kunsttischlerei und Kunstschlosserei wurden in Pförten betrieben: Kommoden, Tische und Parketts, Türschlösser und Fensterbeschläge

für andre Brühlsche Schlösser wurden hier angefertigt; die Gräfin selbst bekümmerte sich darum: „afin que cela ne coute pas tant, il vaudrait toujours mieux que nos sujets tirassent le profit que des étrangers, so bekäme doch die Stadt Nahrung, c'est une idée de ma part. . . .“ Gegenstand einer besondern Fürsorge ist ein Stecknadelmacher, den man nach Pförten gezogen hat; auch ein Posamentier und andre Gewerbtreibende sollen veranlaßt werden, sich dort niederzulassen. Für solche Zwecke sind die gleichmäßigen Wohnhäuser der langen, breiten Straße von der Herrschaft gebaut worden. Auch eine Vorstadt, die Mariannenstadt — nach der Gräfin benannt —, wird erwähnt; das sind, wenn ich nicht irre, die niedrigen Häuser, die in der Verlängerung der Hauptstraße nach dem schloßähnlichen Landhause hin liegen. Mitten im Siebenjährigen Kriege wünscht die Gräfin, daß hier vier Häuser gebaut werden, die man entweder gegen festen Zins vermietet oder so nutzbar macht, daß „Handdienste“ als Servitut darauf gelegt werden. Auch ausländische Nutzpflanzen werden in Pförten angebaut, wie zum Beispiel der Tabak, und die Anlegung von Maulbeerbaumpflanzungen deutet darauf, daß Brühl eine

Seidenspinnerei einrichten wollte. Ganz besonders sollte der Reichtum der Gegend an Seen und Teichen, an Nadel- und Laubhölzern ausgebeutet werden: deshalb wird die Fischzucht gehoben, Pechhütten, Schneidemühlen, Ziegelbrennereien, Hochöfen und Hammerwerke werden gebaut. Und damit weder ein vorteilhafter Durchgangsverkehr noch die Möglichkeit fehle, die Erzeugnisse der Forst-Pförtner Industrie gewinnreich nach Westen und nach Osten abzusetzen, leitete Brühl die von Warschau nach Dresden fahrende Eilpost über Pförten und versorgte seine Herrschaft mit Marktgerechtigkeiten. Endlich war Brühl auch auf die Sicherheit in seinem Gebiete bedacht: im Jahre 1745 ließ er der Pförtner Bürgerwehr aus dem Dresdner Zeughause fünfundsiebzig Dragonerkarabiner und fünfundsiebzig Bajonetts nebst Pulver, Kugeln und Flintensteinen überweisen[5]); außerdem war er der Chef eines in Pförten stehenden Regiments. So eigensüchtig diese Tätigkeit war, würden wir uns doch freuen, bei diesem Manne neben so vielen Schattenseiten seines Wesens ein tieferes wirtschaftliches Verständnis zu finden. Aber wenn man genauer zusieht, so stehn hinter ihm als seine Berater die Grafen Bolza und Schimmel-

mann, die auch in der Finanzgeschichte des sächsischen Staats eine Rolle spielen, und die ganze Ausführung besorgt und kontrolliert sein Intendant, der schon oft genannte Geheime Kammerrat Karl Heinrich von Heineken (s. S. 18 f.). Es ist nicht zufällig, daß dieser Kunstkenner und Wirtschaftsorganisator in einer Person 1746 ebenfalls in der Niederlausitz und zwar in Altdöbern angesiedelt wurde: es geschah durch Brühls unmittelbares Eingreifen, Heineken sollte hier in kleinerm Maßstabe die Versuche machen, die er bei der Leitung der großen Herrschaft Forst-Pförten verwerten sollte, ferner sollte er durch seinen eignen Besitz veranlaßt werden, sich möglichst oft in der Niederlausitz aufzuhalten und dabei auch den des Ministers aufs beste zu besorgen. So erscheint denn Heineken bei allen Bauten und wirtschaftlichen Anlagen Brühls als der Unternehmer und Bevollmächtigte, er schließt wieder mit den Baumeistern und Künstlern die nötigen Verträge und überwacht deren Ausführung. Brühl selbst tritt hinter Heineken, der sein künstlerischer Mentor ist, sehr zurück. Anders steht es mit der Gräfin Franziska Maria Anna Brühl, einer gebornen Gräfin Kolowrat-Krakowsky; diese war eine sehr selbständige Natur,

die auch in Kleinigkeiten ihren Willen durch-
zusetzen suchte. Hervorgegangen aus einem alten
slawischen, namentlich in Böhmen ansässigen
Adelsgeschlecht, das seit 1674 in den Reichs-
grafenstand erhoben war, erscheint die Gräfin
Brühl als eine jener unersättlichen Frauennaturen,
deren ganzes Dasein in einem unstillbaren Durst
nach Sinnengenuß, Glanz und Größe dahingeht.
Die eifrigste und geschickteste Gehilfin ihres Ge-
mahls in der höfischen Intrigue rauscht sie mit
einem eisigen Lächeln an gestürzten Gegnern
vorüber, solchen aber, die sich ihr bedingungslos
hingeben, bewilligt sie jede Gunst und erweckt des-
halb in ihrer Freundschaft leicht den trügerischen
Schein der Opferwilligkeit. Während ihre Briefe
mit dem Namen Gottes spielen und Gottes Ge-
rechtigkeit anrufen, trug sie kein Bedenken, an der
schändlichen, das Land ruinierenden Verschwen-
dung ihres Mannes teilzunehmen, ja sie hat ihn
auf dieser Bahn noch bestärkt. Von ihr gehn
die meisten und kostspieligsten Baupläne des
Ministers aus. Bald träumt sie von einem
neuen Schloß in den sächsischen Bergen, bald
zaubert sie einen fürstlichen Edelsitz in ein lieb-
liches Flußtal, bald zwischen die Kiefernwälder
und Seen des Flachlandes, schmückt ihn mit kost-

barem Gerät, mit Gobelins und Kunstwerken, ohne im Geräusche des Hoflebens dazu zu kommen, auch nur eine dieser Schöpfungen wirklich und dauernd zu genießen. Für sie mußte der Gemahl das meiste Geld schaffen, sie war sein unheilvoller Leitstern auch in der großen Politik. Ein versöhnender Zug in ihrem Wesen ist der Ernst, den sie bei der Erziehung ihrer Kinder bewies; und in der Tat sind ihre Söhne schließlich tüchtige Männer geworden. Auch war sie klug und nicht ohne wirtschaftliches Verständnis. Sie weiß, daß es zum rentabeln Betrieb der Landwirtschaft in Pförten vor allem an guten Wiesen fehlt, und gibt praktische Ratschläge, solche zu beschaffen. Sie sieht den Lieferanten scharf auf die Finger, wünscht, daß Herr von Heineken ihren Gütern dieselbe Sorge angedeihn lasse wie seinen eignen, und macht Miene, ihm in der Person eines Herrn von Landwüst einen Kontrolleur zu bestellen. Sie hat sogar zeitweise Anwandlungen von Sparsamkeit, denn sie klagt einmal über die quantité de domestiques inutiles qui coutent un argent infini et ne sont bon à rien, und ein andermal bittet sie Heineken, nichts für sie auf der Leipziger Michaelismesse einzukaufen, da ihre Kasse schlecht stehe. Aber das

ist doch eitel Blendwerk. Ihre wahre Natur, die Unersättlichkeit, bekunden zahlreiche andre Briefstellen, Äußerungen Heinekens, ja auch ihres Gemahls. Am 8. Juni 1747 (?) schreibt er an Heineken: Ma femme souhaite d'avoir le Plan de tout le jardin d'Oberlichtenau, le grand Plan de Seyffersdorf, l'idée de Gangloffsömmern et Putzkau et Gausig. Vous me ferez plaisir d'envoyer cela au plutôt, elle même vous sera obligée, car cela l'amuse beaucoup et voilà tout. Mr. Knoeffel lui a promis de lui envoyer le Plan de Pförten, du chateau avec la ville, les vues, le jardin, le lac et la faisanerie. Alle diese Luxusbauten betrieb die Gräfin zu derselben Zeit, und für die meisten, für Pförten sicherlich, hatte der Oberlandbaumeister Knöffel den Plan entworfen. Für den innern Ausbau der Schlösser und den Schmuck der Gärten mit Bildwerken wurden die ersten Künstler der Zeit in Bewegung gesetzt, so die Maler Stephan Torelli, Carlo Palko und Dietrich, für Pförten insbesondre auch der Bildhauer Mattielli (geboren 1688 zu Vicenza, gestorben zu Dresden 1748), der bekannte Meister der riesigen Statuen, die die Außenseiten der Dresdner katholischen Hofkirche zieren.

Doch nun treten wir durch das weitgeöffnete Tor, vor dem zu beiden Seiten kreisbogenförmige Wachtstuben liegen, in den Vorgarten des Schlosses. Die ganze Anlage ist von gewaltigem Umfang und zerfällt in zwei Hauptteile: die nach rechts und links etwas ausgerückten Administrationsgebäude, auch Kavalierhäuser genannt, mit den dahinter liegenden Höfen, und das eigentliche Schloß. Die zweistöckigen Kavalierhäuser mit ihren hohen Mansardendächern und schlichten Fassaden, die nur durch feingeschwungne Stuckornamente verziert sind, haben durchaus ihren ursprünglichen Charakter bewahrt und machen einen wahrhaft vornehmen Eindruck. Nur scheinen ihre Maße wie die des ganzen Vorgartens für die Lebensformen der jetzigen Schloßherrschaft, des katholischen Zweiges der Grafen Brühl, etwas zu groß zu sein: ein Hauch von Leere und Öde weht über den weiten Platz. Aber in den Tagen des Pförtner Glanzes vor dem Siebenjährigen Kriege war das anders. Wir entnehmen die Figuren, den großen Hof zu beleben, einem Briefe der Frau Gräfin, den sie bald nach der Vollendung des Schloßbaues an Heineken schrieb, um den bevorstehenden Besuch des aus Polen zurückkehrenden Königs Friedrich

Augusts des Zweiten anzumelden. Sie selbst und ihr Gemahl sind beim Könige; sie wäre aber gern une couple de jours vor ihm in Pförten angekommen, um die Empfangsvorbereitungen zu leiten, aber Brühl findet es angemessener, wenn sie erst wenig Stunden vor dem königlichen Herrn eintrifft. So fällt die Hauptlast auf Heineken und seinen Stab: den Schloßverwalter und Bettmeister Fiebiger, den Fontanier Osten, der in allen Ecken des Hofes die monumentalen Brunnen rauschen läßt, den Landschaftsgärtner Sparing, den Oberförster Haberland, den Kondukteur Franke und die ganze Schar der zur Verfügung stehenden Köche und Lakaien. Auch der junge Graf mit seinem Gouverneur kommt aus Dresden, mit ihm ein Oberstleutnant Trützschler u. a. Jagdpavillons nach Art der Hubertusburger sollen in den Wäldern gebaut werden. Bei sinkender Sonne trifft die Gräfin ein, in den riesigen Küchen des Untergeschosses wird für die Hunderte von Personen, die es zu beköstigen gilt, gesotten und gebraten, daß es eine Lust ist, die für den König bestimmten Zimmer prangen im Schmuck eines besonders für ihn beschafften Mobiliars, die Wachtstuben vor dem Schloßgarten sind angefüllt von

der Pförtner Bürgerwehr, die ihr bestes Zeug angelegt hat, alle Fenster schimmern von den Kerzen, im Hofe brennen die Pechfackeln — endlich kommt der große Moment, wo die königlichen Wagen, Spitzenreiter vorauf, durch die Einfahrt rasseln. Im Nu füllt sich der ganze Schloßhof mit Karossen, stampfenden Pferden, aussteigenden Kavalieren und Damen — es sind zwischen dreißig und vierzig Wagen, die ihren Inhalt entladen. Die vornehmern Gäste finden in den Kavalierhäusern Platz, die geringern im „Weißen Adler."

Aber nicht immer liegt der Abglanz höfischer Feste auf den Gesichtern der in Pförten Rastenden — auch am 20. Oktober 1756 — einige Monate nach Ausbruch des Siebenjährigen Krieges — kam der sächsische „Schäferkönig," vor dem preußischen „Tiger" flüchtend, der in die Hürden eingebrochen war,[6]) Nachts um elf Uhr mit dreiunddreißig Wagen bei Fackelschein mit den Prinzen Xaver und Karl und dem Minister Brühl nach Pförten, um einen Tag zu ruhn und am 22. die Flucht nach Warschau fortzusetzen. Er hätte sich bei dem Gastgeber für die von ihm geschaffne Situation mit bittern Worten bedanken können, aber der König

Das Schloß Pförten

war damals in seiner Vereinsamung der Wirklichkeit schon zu weit entrückt, als daß er die Ereignisse in ihrem wahren Verstande erfaßt hätte.

Das Schloß, das diese kaleidoskopartig wechselnden Bilder gesehen hat, besteht aus einem dreistöckigen Mittelbau mit zwei nach vorn ausgerückten Flügeln und ist durch eine vornehme Freitreppe zugänglich, über der sich ein von männlichen Gestalten getragner Balkon erhebt. Die Außenwände sind sehr einfach gehalten; leider ist in den sechziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts das schöne Mansardendach, das bis dahin den Bau bekrönte, durch ein plattes Zinkdach ersetzt worden, sodaß nach oben zu jeder harmonische Abschluß der Linien fehlt (siehe die Abbildung Seite 269).

Es wurde uns nicht ganz leicht gemacht, ins Innere des Schlosses vorzudringen, weil der jetzige Standesherr Graf Brühl den nicht unberechtigten Schmerz über die Abtragung des Dresdner Palais seines Ahnherrn noch nicht überwunden hat und auch sonst Grund zur Verstimmung gegen die Sachsen zu haben glaubt. Schließlich aber war der Schloßherr doch bereit, uns einige Räume des Schlosses und das in

einem Kellergewölbe verwahrte, aus vierzehnhundert Stücken bestehende Schwanenservice, das einst in der Meißner Porzellanmanufaktur für den Minister gemalt worden ist, teils selbst zu zeigen, teils zeigen zu lassen. Sogar eine mit rotem Sammet gepolsterte und mit zierlicher Blumen- und Genienmalerei reich verzierte und stark vergoldete Staatskutsche des Ministers bekamen wir freundlicherweise zu sehen. Im Schlosse erinnert die Wölbung der Decken des Erdgeschosses, die Anlage des Treppenhauses, ja sogar die in Sepiatönen gehaltne Malerei der Wände und des Plafonds sehr an das Schloß von Altdöbern und könnte wohl von demselben Joseph Krinner herrühren, der dort im Jahre 1755 die entsprechenden Räume mit Bildern geschmückt hat. Aber im Pförtner Treppenhause fehlen ganze Fetzen des Wandputzes, andre sind durch Brand geschwärzt, und der große, durch zwei Stockwerke hindurchgeführte Festsaal zeigt überhaupt nur die nackten, kahlen Ziegelwände ohne Marmorverkleidung, ohne Stuck und ohne Spiegel; sogar die Kamine sind ausgebrochen, und von den Bildern Dietrichs und Torellis, die hier einst die Wände zierten, ist keine Spur mehr vorhanden. Was ist hier ge-

schehn? Den teilweise ruinösen Charakter des Schlosses Pförten hat kein geringerer auf dem Gewissen als Friedrich der Große. Der preußische König hat den Minister Brühl, wie aus vielen unmittelbaren Äußerungen seiner Briefe, ja sogar aus manchen von ihm gedichteten Versen hervorgeht,[7]) mit all der Leidenschaft gehaßt, deren eine so impulsive Natur fähig war. Trotzdem bewahrte er im Winter 1756/57, während dessen er im Brühlschen Palais auf der Augustusstraße residierte, gegen die bei der Königin Maria Josepha im Residenzschlosse zurückgebliebne Gräfin Brühl eine gewisse Ritterlichkeit; als sie ihn am 23. März 1757 um eine Schutzgarde für ihr Palais, den dahinterliegenden Brühlschen Garten und das allerdings schon mehrfach von preußischen Soldaten bestohlne Belvedere bat, antwortete er fast freundschaftlich: Vous pouvez être fermement assurée que l'on n'y touchera à rien même après mon absence . . . und schließt seinen Brief mit den Worten: Sur ce je prie Dieu qu'il vous ait, madame la comtesse de Brühl, en sa sainte et digne garde.[8]) Aber schon am 31. März sah sich die Ministersgattin plötzlich verhaftet und wurde wider ihren Willen unter Eskorte eines Leutnants von Mandelsloh über Schlesien nach

Polen abgeschoben. War Friedrich der Große ein Heuchler? Gewiß nicht. Vielmehr war eine plötzliche Sinneswandlung bei ihm eingetreten. Die leichten Dragoner des Regiments Württemberg, das aus kriegsgefangnen Sachsen des ehemaligen Regiments Rutowsky bestand, denen man den preußischen Fahneneid abgepreßt hatte, waren auf dem Marsche nach Böhmen desertiert, nachdem sie den Winter über auf den Brühlschen Gütern in Forst und Pförten einquartiert gewesen waren. Diese Desertionen, die aus einer natürlichen Anhänglichkeit der Truppen an ihre alten Fahnen entsprangen, schob Friedrich — gewiß mit Unrecht — auf geheime Machinationen Brühls und seiner Gattin. Deshalb der drohende Ton des Briefes, mit dem er auf die Bitte der Gräfin, sie in Dresden zu lassen, antwortete: Ne pensez pas que l'on m'offense impunement: il n'y a rien de plus facile que de se venger, quand on le veut ... Que votre mari et vous ne lassent pas ma patience ou vous en ressentirez des effets terribles ... Ce n'est point que je veuille de son »Brühls« amitié, je le méprise trop et je sais les moyens de vaincre mes ennemis ouverts et cachés sans avoir recours à des bassesses et à des cruautés.[9]). In

diesen scharfen Worten muß man im Hinblick auf das, was weiterhin geschah, die erste noch halbversteckte Drohung finden, Friedrich werde, falls Brühl in seinem feindseligen Verhalten fortfahre, auch vor „niedrigen Maßregeln und Grausamkeiten“ nicht zurückschrecken, d. h. er werde an Brühls Privateigentum Rache nehmen. Der Sommer verging, ohne daß der König seine Drohung ausführte; nur daß er das Brühlsche Palais in der Augustusstraße am 4. September 1757 zum großen Schaden des Hauses in ein preußisches Lazarett verwandeln ließ, das mit zweitausend Kranken und Verwundeten belegt wurde.[10]) Aber am 20. Oktober 1757 marschierte er, nachdem er zwei Tage lang im Schlosse Annaburg sein Quartier gehabt hatte, aus den dunkeln Wäldern der Lochauer Heide hervor in die lichten Niederungen der Schwarzen Elster um Herzberg und nahm auf dem dicht vor der Stadt liegenden Schlosse Grochwitz sein Quartier.[11]) Dieses Schloß ebenso wie das südlich von Herzberg gelegne Rahnisdorf war Brühls Eigentum. Er hatte das Schloß von dem Oberlandbaumeister Knöffel erbauen und von dem bekannten Maler Dietrich mit Bildern schmücken lassen, die dem Kunstkenner Karl Heinrich von Heineken so be=

achtenswert erschienen, daß er sie in seinen „Neuen Nachrichten von Künstlern“ ausdrücklich erwähnt.[12]) Daß Grochwitz zu den Lieblingsschöpfungen der Gräfin Brühl gehörte, entnehmen wir der oben angeführten Briefstelle. Obwohl nun der König selbst in Grochwitz für vier Tage Quartier nahm, überließ er doch dieses Schloß samt dem Gutshofe und dem Rittergute Rahnisdorf seinen Soldaten zu schonungsloser Plünderung. Die Scheunen wurden geleert, das Vieh geschlachtet, Möbel, Bilder, Betten, Silberzeug, Porzellan — kurz alles, was irgendwie Geldes wert war, wurde unter den Augen des Königs im Hofe zusammengeschleppt und dort ein regelrechter Markt eröffnet. Das Beste kauften die preußischen Offiziere, die von Grochwitz aus ganze Wagen nach Brandenburg schickten, ihre heimischen Edelsitze mit dieser Beute zu schmücken; die geringern Sachen wurden an Herzberger Bürger und an die Bauern der umliegenden Dörfer verschleudert. Als dann der König am 24. Oktober früh in der Richtung auf Torgau abmarschiert war, wurden auch noch die von ihm bewohnt gewesenen Zimmer von seinem Gardebataillon ausgeplündert und sämtliche Fensterscheiben mit Steinen eingeworfen; ein Jahr später, am 7. September 1758,

wurde das Schloß auch noch von preußischen Soldaten angezündet. Diese Tatsachen sind uns nicht nur durch das von Brühl inspirierte „Schreiben eines aus Teutschland zurückkommenden Russischen Reisenden usw.“ (in der „Teutschen Kriegs-Canzley auf das Jahr 1758,“ III. Band, XV. Teil, Nummer 113, S. 958 bis 976) verbürgt, sondern auch durch zeitgenössische Herzberger Aufzeichnungen sowie durch den Bericht einer Frau aus Altherzberg, die Augenzeugin des Brandes gewesen ist, und endlich durch ein noch heute in Grochwitz vorhandnes, vom Gerichtsverwalter aufgenommnes Protokoll vom 26. Oktober 1757, das den dem Schlosse zugefügten Schaden, abgesehen von dem spätern Brande und dem Verluste des Viehes und der Vorräte, mit 34503 Talern ansetzt.[13])

Infolge der Verwüstungen des Schlosses und eines zweiten Brandes vom Jahre 1783 ist in Grochwitz aus der Brühlschen Zeit fast nichts mehr vorhanden. Das jetzige Schloß, im Besitze des Landrats Freiherrn von Palombini, ist ein nüchterner Bau aus der Zeit nach dem zweiten Brande. Und doch erkennt man noch aus der ganzen Anlage und einigen kümmerlichen Resten die heitere Bauweise Knöffels: noch sind die

steinernen Pfeiler zu beiden Seiten des Gartentores mit antikisierenden Trophäen und fruchtgefüllten Amphoren gekrönt, noch stehn hinter dem Zaune rechts und links vom Schlosse die beiden Kavalierhäuser, allerdings in weit bescheidnerer Ausführung als in Pförten, noch läßt der Park mit seinem lauschigen Teiche, dessen Dämme einst den Grafen Brühl sehr große Summen gekostet haben, unter hohen Wipfeln die alte Herrlichkeit ahnen, aber keine Statue, keine Vase belebt mehr das dunkle Grün. Die alten Schmuckstücke sind von den preußischen Soldaten verschleppt und zerschlagen worden. Trotzdem war König Friedrichs Rachedurst noch nicht gestillt. Am 12. Dezember 1757 schrieb er, aufgebracht über Verwüstungen, die sich französische Truppen in Hannover erlaubt hatten, an den Prinzen Ferdinand von Braunschweig, daß er Repressalien üben werde gegen die königlichen Schlösser und die der Minister in Sachsen.[14]) Und an demselben Tage schickte er dem in Chemnitz stehenden Feldmarschall Keith die Order, er solle den Oberst von Mayr, einen berüchtigten Freischarenführer, gegen die in der Umgegend von Leipzig oder von Nossen gelegnen Landgüter Brühls schicken, um dort „etwas Unruhe"

(quelque tapage) zu verursachen, doch so, daß des Königs Name dabei nicht genannt werde.[15]) Von Landgütern Brühls in der Nähe von Meißen ist mir nichts bekannt, es liegt hier wohl eine Verwechslung mit Dresden oder Bautzen vor, in deren Nähe er Seifersdorf, Oberlichtenau und Gaußig besaß. Mayr wandte sich zunächst gegen das bei Wurzen gelegne Schloß Nischwitz. Brühl hatte dieses Rittergut 1743 von der Gräfin Yarmouth gekauft und das Schloß wohl vom Landbaumeister Knöffel erbauen lassen. Bei der malerischen Ausschmückung der Räume waren Torelli und Palko, bei der Ausschmückung des Gartens mit Skulpturen der Hofbildhauer Gottfried Knöffler tätig gewesen; das letzte ist bis jetzt nicht ausdrücklich bezeugt, wohl aber deutet der Stil eines in Nischwitz erhaltnen Schäfers und einer Schäferin auf diesen Künstler.[16]) Das Schloß war dem Minister als Quartier wohl gelegen, wenn er, wie fast alljährlich, zum Ausgleich seiner Rechnungen mit seiner Gemahlin zur Ostermesse nach Leipzig fuhr. Nach Heinekens Ansicht war Nischwitz der kostspieligste Bau, den die Gräfin betrieben hatte; als er nach Brühls Tode wegen Verdachts der Mitschuld an den Unterschlagungen des Ministers verhaftet worden war, verfaßte er im Arrest einen

im Dresdner Staatsarchiv erhaltnen „Kurtzen Bericht usw.," worin er uns erzählt: „Es ist aber zu merken, daß auf den Gütern immer mehr verbaut als eingenommen ward, und ist hievon nur Lindenau und Seyfersdorff ausgenommen gewesen. Hingegen sind in Pförthen und Grochwitz, sonderlich aber in Nischwitz gewaltige Summen Geldes verbauet worden. Hierzu ward ein à partes Buch gehalten ... In der Leipziger Oster-Messe 1756 entstand zwischen den Herrn Graffen und der Frau Gräfin ein Streit über die großen Summen, so in Nischwitz verbauet worden und welche die Frau Gräffinn nicht eingestehen wollte. Da ich mein signirtes Buch von den Einkünfften der Güter und der Bau Ausgaben bey mir hatte, so konnte den Streit leicht entscheiden und zeigen, wieviel Nischwitz wirklich gekostet hatte, allein der Herr Graff verwiesen mir, daß ich dies Buch aufgehoben, da Sie mir doch solches zu verbrennen anbefohlen, behielten es von Stund an bey sich und gaben mir eine Generalquittung (!)." [17])

Am 20. Januar 1758 erschien der Oberst von Mayr mit hundertfünfzig Mann seines Freibataillons vor diesem mit dem feinsten Geschmack ausgestatteten Edelsitz und verwüstete das Innere

unter dem Vorwande, nach dort verborgnen Waffen zu suchen. Die Bauern des Dorfes wurden gezwungen, die Beute fortzuschaffen, die Parkettfußböden aufzureißen, die Statuen zu zerschlagen, die Fruchtbäume umzuhauen.[18]) Am 15. Februar wandte sich die Gräfin Brühl von Warschau aus in einem Briefe beschwerdeführend an den König; in seiner Antwort (aus Breslau vom 28. Februar) leugnete er jede Schuld, aber in einer Nachschrift gibt er seine Urheberschaft beinahe zu, wenn er sagt: Les temps ont changé, Madame, les alliés du roi de Pologne ont pillé et ravagé mon pays. J'ai dû user de représailles pour arrêter le cours de leurs cruautés et de leur brigandage, et vous ne devez pas être surprise que le chatiment est tombé sur le plus coupable.[19])

Trotz der Zerstörung, die es erlitten hat, ist heute Nischwitz das der Brühlschen Schlösser, das in seiner innern Dekoration noch die meisten echten Einzelheiten aus der Brühlschen Zeit enthält, uns also den deutlichsten Begriff des Kunstgeschmacks seiner Erbauerin gibt. Ich habe es unter freundlicher Führung des Besitzers, des Herrn von Zimmermann, gerade in der schönsten Jahreszeit, als ringsum die Bäume blühten,

besichtigen dürfen. Das Schloß liegt inmitten eines herrlichen, 35 Acker großen Parkes und gibt sich schon von außen mit seinen beiden stark hervortretenden Flügeln, der doppelten Freitreppe des Mittelbaus, den hohen weißen Fenstern und dem schön gegliederten Mansardendache als ein echter Bau aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zu erkennen. Die neuern Besitzer haben alle im wesentlichen nur das im Hochparterre gelegne Untergeschoß bewohnt, während das Obergeschoß fast unberührt in seiner Zerstörung liegen geblieben ist. Das ist ein großes Glück. Denn die von den neuern Besitzern in Gebrauch genommnen Räume haben durch geschickte und ungeschickte Restaurierungen große Veränderungen erlitten. Der links vom Schlosse am Ende des lindenumpflanzten Ballspielplatzes errichtete Saalbau, vor dem die beiden leider arg verstümmelten Knöfflerschen Figuren stehn, zeigt jetzt Deckenbilder von der Hand des Leipziger Akademiedirektors Friedrich Öser, des Lehrers des jungen Goethe. Vor allem aber hat eine als Patronin der schönen Künste geltende Frau von Ritzenberg, die das Schloß um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts besaß, ohne jedes Verständnis für die Eigenart des Schlosses das

Untergeschoß und leider auch einige Zimmer des Obergeschosses mit ganz geschmacklosen Stuckarbeiten verdorben. Auch die alte Malerei des Treppenhauses und der Korridore ist in der Ritzenbergischen Epoche weiß übertüncht oder durch neue Werke ihrer Schützlinge überkleidet worden. Nur über den Türen rechts und links vom obern Treppenflur ist je eine Gruppe von Putten Krinnerschen Stils (siehe Seite 47) in ovaler Umrahmung, mit zierlichen Musikinstrumenten darüber, erhalten, ebenso zwei Medaillons an der Vorderwand. Die Rückwand trägt jetzt eine von Fr. Preller al fresco gemalte Landschaft: Blick von Sorrent nach Capri. Niemand wird dieses Kunstwerk zerstören wollen. Wohl aber würde es der Mühe lohnen, nachzuforschen, ob nicht die über dem Treppenhaus gewölbte Kuppel unter der geschmacklosen Malerei aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ein Bild von Torelli oder von einem andern Meister seiner Zeit bewahrt.

Links vom obern Treppenflur kommt man in den Vorraum, der zum großen Saale und seinen Nebenräumen führt. In diesem Vorraum sind neuerdings durch vorsichtige Abwaschungen der Wände, die Herr von Zimmermann vor-

nehmen ließ, schöne Reste bunter Decken- und Wandmalerei Torellischen Stils zum Vorschein gekommen: hier schäkern Satyrn mit Nymphen, dort wird ein solches Waldfräulein von den bocksfüßigen Gesellen entführt, darüber schweben blumentragende Kindengel. Ein feiner Firnis hat die Farben der Bilder wieder frisch gemacht. — Durch eine hohe schlanke Mitteltür treten wir in den großen bunten Festsaal ein, der trotz aller Spuren der Zerstörung — sogar das Parkett ist fast ganz aus dem Boden gerissen — noch immer von unverwüstlicher Wirkung ist. Wohltuende Maßverhältnisse atmen Gelassenheit und Anmut, drei Riesenfenster spenden volles Licht, leiten den Blick hinaus in das saftige Grün des Parkes, dann wieder hinein auf die farbigen mythologischen Bilder der Wände, zwischen denen eine in graziösen Linien geführte Stukkatur mit echter Vergoldung eine reizvolle Verbindung schafft, und endlich hinauf zu dem duftigen Deckenbilde, dem Sturz des Phaethon, dessen leicht getönte freie Luftflächen trotz des grausigen Vorwurfs himmlische Heiterkeit verbreiten. In der Tat, sie wußten zu leben und zu genießen, die diesen Raum entwarfen, schufen und bewohnten. Keine moderne Technik vermag den

Saal in seiner vollen Harmonie und Grazie wiederherzustellen, deshalb ist der Entschluß des jetzigen Besitzers, ihn unberührt als ein Denkmal entschwundner Zeiten liegen zu lassen, nur zu loben. Aber wenn Graf Brühl auf Pförten auf den Gedanken kommen sollte, seinen nur im Rohbau wiederhergestellten großen Festsaal stilgerecht auszuschmücken, so müßte der Nischwitzer als Modell dazu dienen.

Neben dem großen Saale sieht man noch mehrere Zimmer mit teils erhaltnem, teils zerstörtem, teils geschmacklos restauriertem Stuck, bis endlich ein reizendes Kabinett mit grüner, teilweise vergoldeter Holzverkleidung die Reihe abschließt.

Auch das unter dem Hochparterre liegende Erdgeschoß, dessen Wölbungen durchaus an Pförten erinnern, ist bemerkenswert, namentlich ein nach dem Garten zu sich öffnender Saal, der freilich durch die Wiederherstellungsarbeiten an Anmut etwas verloren hat, nur das im Stile Torellis ausgeführte Deckenbild: die Geburt der Venus, hat den alten Liebreiz bewahrt.

Im Sommer 1758 wurde Friedrich durch den Anblick der von den Russen verwüsteten Dörfer in der Gegend von Küstrin zu neuem

Zorne gegen die Verbündeten entflammt; der Umstand, daß der sächsische Prinz Karl im russischen Hauptquartier gewesen war, genügte, seinen Ingrimm auf Sachsen und zwar wieder auf das Haupt des „Schuldigsten“ zu lenken. Am 2. September 1758 schickte er dem Markgrafen Karl von Brandenburg-Schwedt, der damals in der Nähe von Priebus stand, die Order: Euer Liebden Schreiben vom 1. dieses habe ich richtig erhalten und werden Euer Liebden nur grade nach Forst zu marschieren und das Schloß vom Grafen Brühl verbrennen zu lassen belieben“ [20]) — ein unangenehmer Auftrag für einen Fürsten. Der Markgraf ist auch nicht selbst in Forst oder Pförten gewesen, sondern hat ein Streifkorps dorthin detachiert. Was dieses in Pförten tat, darüber haben wir den am 7. September 1758 verfaßten Bericht des Bettmeisters (Schloßverwalters) Fiebiger: „Es war am 5. September Nachmittags um 4 Uhr, als ein Commando preuß. Husaren, etwa 200 Mann, bei Pförten ankam, wovon der Commandeur um die Stadt herum seine Postirung aufstellte. ... Hierauf verfügte er sich ins Schloß, ließ daselbst alle Keller aufreißen und allen großen Weinfässern die Boden ausschlagen; was aber an Flaschen und

kleinen Gefäßen vorhanden war, ließ er auf zwei Wagen laden, welches denn auch dem Weine des Commissionsrath Bernauer (siehe Seite 259), weil er solchen in einem herrschaftlichen Keller im Schlosse liegen hatte, mit begegnete. Nachdem dies geschehen, begehrte der Commandeur (denn anders wollte er sich nicht nennen lassen, hat auch nie seinen Namen sagen wollen),[21]) daß ich, der Bettmeister, ihm das Schloß aufschließen und die Zimmer zeigen sollte, weil zwei Bataillone einrücken würden und hinein gelegt werden müßten. Als er die Zimmer durchgegangen war, mußte ich ihn auch auf den Boden führen, wo er dann allenthalben dem mit ihm gehenden Wachmeister gewisse Plätze anzeigte. Mitlerweile hatte ein Commando Husaren einen Wagen mit Stroh und einen Wagen mit Holz auf den Schloßplatz gebracht, und als der Commandeur hinunterkam, befahl er den zusammengelaufnen Bürgern und andern Leuten, das Holz und Stroh in das Schloß zu bringen und hinzulegen, wie die Husaren solches anweisen würden. Weil er aber weder durch Güte noch durch Drohungen jemanden zu dieser Arbeit bekommen konnte, so mußten es die Husaren selbst hinauftragen. Unter dem Dache wurden an 12 verschiedenen Orten

Haufen von Holz und Stroh hingelegt, desgleichen auch im untersten Tafel-Zimmer. Als nun eine Laterne mit Licht geholt wurde und ich wohl sah, was geschehen sollte, fiel ich dem Commandeur zu Füßen, allein er sagte, alles wäre umsonst, er müßte diese Ordre executiren, sonst verlöre er den Kopf. Also wurden die Haufen alle im Schlosse angezündet, und der Commandeur verbot zugleich, daß kein Mensch sich unterstehen solle, zum Löschen an das Schloß zu gehen, wenn er nicht die Kugel vor den Kopf geschossen haben wollte. Inzwischen kamen auch die Geistlichen herbei und baten inständig und stellten das Unglück, so der Kirche und Stadt daraus erwachsen könnte, beweglichst vor; allein der Commandeur blieb dabei, daß hierwider keine Bitte und Vorstellung helfen könnte; doch, sagte er, hätten sie die Erlaubnis, sobald das Feuer die Kirche und die Stadt ergreifen sollte, zu löschen.... Als wir uns erkundigten, ob wir auch die Seitengebäude (die sogenannten Cavalierhäuser), in welchen der Commissionsrath Bernauer, der Condukteur Franke, der Fontainier Osten und ich, der Bettmeister, wohnten, löschen dürften, so ward uns dieses auch ausdrücklich verboten, wolle sie Gott behüten, so wären sie

behütet.... Indes hat es Gott so wunderbar gefügt, das nicht nur diese beiden Seitengebäude, sondern auch die ganze Stadt im geringsten nicht versehrt worden. Das Schloß allein ist gänzlich bis auf den Grund nebst allen Meubles und was darin gewesen, verbrannt und zusammengefallen.... Es sind also auch diejenigen königl. Meubles, welche sonst gewöhnlich bei der Durchreise Sr. Majestät von Dresden, das letzte Mal im Oktober 1756 hier gebraucht worden und welche ich auf der Frau Gräfin Excellenz Befehl bis zu S. M. Zurückkunft in einem obern Zimmer verwahren müssen, mit verbrannt...." [22])

Daß um diese Zeit auch Grochwitz und Nischwitz von neuem geplündert und teilweise verbrannt worden sind, ist schon erwähnt worden. Aber auch noch andre sächsische Schlösser Brühls: Lindenau, Oberlichtenau, Seifersdorf und Naundorf sollen damals dasselbe Schicksal erlitten haben.[23]) Lindenau ist ein altertümliches, rings von Wassergräben umgebnes Schloß am Ostrande des Schradens, nicht weit von Ortrand an der Pulsnitz gelegen, jetzt im Besitze des Fürsten Lynar. Oberlichtenau liegt auch an der Pulsnitz, aber weiter aufwärts, nördlich von der Stadt Pulsnitz, in einem engen

Tale, wo der Fluß die sich ihm entgegenstemmenden Granitklippen durchbricht. Brühl hatte das Schloß von dem Präsidenten von Holtzendorf gekauft und nach Knöffels Plänen verschönert; im Sommer 1748 hatte es Brühl dem päpstlichen Nuntius am sächsisch-polnischen Hofe, dem Grafen Archinto, zum Landaufenthalt angewiesen;[24]) daß es im Siebenjährigen Kriege von den Preußen arg verwüstet worden ist, bezeugt außer dem Schumannschen Lexikon (VII, 601) auch eine im Pfarrhause zu Oberlichtenau verwahrte, 1845 von dem Zwillichweber Großmann verfaßte Ortschronik, die auf Seite 185 f. den 4. Juli 1760 als den angstvollsten Tag im ganzen Kriege bezeichnet und nach dem Bericht der Eltern des Verfassers, die Augenzeugen des Vorfalls waren, folgendes erzählt: „Der König bemerkte von den Pulsnitzer Anhöhen aus das hiesige Schloß und erfuhr, daß dieses dem Premierminister Grafen von Brühl angehöre. Er gab daher Befehl, dieses Schloß unverzüglich zu demolieren und sendete dieserhalb ein Detaschement mit dem erforderlichen Geschütz ab. Der commandierende Offizier gab den erhaltenen Befehl den hiesigen Schloßoffizianten und namentlich dem Kunstgärtner Adam Günther zu erkennen

und befahl hierbei, daß alle Personen in und der Nähe des Hofes wegen Gefahr sich entfernen, auch sollten sie ohne Verzug das vorhandene Vieh in gehörige Sicherheit bringen. Die Kanonen und Munitionswagen wurden indessen auf den angrenzenden Bauerfeldern schon aufgefahren und in gehörige Bereitschaft gesetzt. Alles flehte, wehklagte und bat um Schonung. Der Offizier blieb unerbittlich, weil er die Strenge der königl. Befehle kannte. Nur erst durch die vereinigten Vorstellungen des hiesigen Pfarrers M. Lorenz: daß die Kirche und die geistlichen Gebäude in die größte Gefahr gerieten — weil solche in die gerade Schußlinie kamen — und daß die hiesigen armen Unterthanen doch völlig schuldlos wären und solche wieder auf eigne Kosten herzustellen hätten, vermochte den Offizier, von dem Befehl abzustehen. Er versprach, beim Rapport seinem König diese schwierigen Umstände vorzustellen. Ihm wurde aus Erkenntlichkeit ein ansehnliches Douceur an Geld eingehändigt. Dennoch mußte aber diesem hohen Befehl in mehrerem nachgegangen und vollzogen werden, weshalb er seinen Leuten (es waren grüne Husaren) das Schloß der Plünderung und was nicht fortzubringen war, der Vernichtung preisgab. Alle

Thüren und Fenster wurden zerschlagen, die prachtvollsten Spiegel, Kronleuchter, Glas und Porzellan wurden zertrümmert, kostbare Wandtapeten vernichtet, alle vorhandnen Betten zerrissen und in die Luft zerstreut oder in die Teiche geworfen, alle wertvolle Meubeln wurden unbrauchbar gemacht. Die zahlreichen steinernen Statuen wurden größtenteils beschädigt und umgeworfen. Jetzt und nachdem dieser Gräuel der Verwüstung völlig beendigt war, zogen sie wieder ab und überließen die hiesigen Bewohner ihrer schrecklichen Betäubung und ihren schmerzhaften Gefühlen."

Das jetzige Schloß in Oberlichtenau, vermutlich dasselbe Gebäude, das damals diese Verwüstungen erfuhr, ist ein verhältnismäßig einfacher Bau ohne Flügel mit bescheidnen Kavalierhäusern an den Seiten. Die um den schönen Teich herumgestellten kleinen Statuen, die allerhand menschliche Beschäftigungen und Handwerke darstellen, erinnern an ähnliche Bildwerke auf der hintern Terrasse des Schlosses Altdöbern; viele tragen noch die Spuren der Gewalt. Auch Reste eines Naturtheaters und eines Ballspielplatzes finden sich noch im schattigen Parke. Brühl hatte nach dem Kriege die Wiederherstellung dieses Land-

sitzes einem Kammerdiener übergeben; später besaß es der bekannte Graf Marcolini, jetzt gehört es dem Baron Grote. Auch in Dresden forderte der Ingrimm des preußischen Königs gegen Brühl noch ein beklagenswertes Opfer: das von Brühl 1751 auf der Jungfernbastei nach Knöffels Plänen erbaute Belvedere wurde trotz der Fürbitte des Kurprinzen Friedrich Christian und seiner Gemahlin Marie Antonia auf Befehl Friedrichs zerstört, wobei er selbst von einem gegenüberliegenden Weinberg aus mit dem Fernrohr zugesehen haben soll. Nur drei Bildwerke Gottfried Knöfflers sind von diesem Belvedere übrig geblieben: die beiden an der Rückseite des jetzigen Belvederes stehenden Sphinxgruppen und ein auf dem Delphin reitender Putto über dem Wasserbecken.

Es ist kein erfreuliches Blatt aus der Geschichte Friedrichs des Großen, das wir hier aufschlagen mußten. Seine Zeitgenossen haben, wie die Flugschriftenliteratur jener Tage beweist, auch scharf und entschieden über die von ihm veranlaßten Zerstörungen geurteilt. Graf Flemming, der sächsische Gesandte in Wien, schrieb am 20. September 1758 an Brühl: Le roi de Prusse en détruisant ces beaux monuments de la Saxe,

en laisse un à la posterité, qui fera foi de la férocité de son caractère. Dieu nous preserve que ce prince barbare n'étende plus loin les effets de sa rage. Später ist Gras über diese Zerstörungen gewachsen — und bei den neuern Geschichtschreibern ist kaum davon die Rede. Mit Unrecht. Denn das hellstrahlende Bild des großen Königs verträgt die Schattenstriche, die sich aus seinem durch nichts zu rechtfertigenden Verhalten gegen Brühls Privateigentum ergeben, sehr wohl. Es lag eben in seinem Wesen, ein Erbteil seines trefflichen Vaters, etwas Schulmeisterliches. Er sah es als sein königliches Recht an, mit Rutenstreichen zu züchtigen, auch wo er nicht dazu befugt war. Das haben auch andre als Brühl erfahren müssen: Voltaire, dessen Schwächen er, während er in Sanssouci als Gast weilte, unter dem Bilde des in die Holzverkleidung des Zimmers geschnitzten Affen, des Eichhörnchens und der Elster verhöhnte, ja sein eigner Bruder August Wilhelm, den er nach dem unglücklichen Rückzuge aus Böhmen (1757) durch harte Vorwürfe tödlich kränkte. Der Krieg mit seinen ewigen Wechselfällen stellte, wie schon seine ins Unglaubliche vermehrte Korrespondenz erweist, an die Nervenkraft des Königs so ungeheure Anforde-

rungen, daß sich seine ohnehin impulsive Natur manchmal bis zur Leidenschaft und Härte steigerte. Sogar seine äußere Erscheinung hatte unter den Strapazen der Feldzüge gelitten: aus dem jugendlichen sonnigen Helden ist der „alte Fritz“ geworden, die weiche Rundung der Züge ist den „allbekannten strengen und spitzen Linien gewichen“; einem Lausitzer Bauern, der am 4. Juli 1760 längere Zeit mit ihm sprach, fiel es auf, daß der König den Schnupftabak „ohne Dose sogleich aus der rechten Rocktasche nahm, indem er auch aus der linken Kirschen genoß.“ Auch sein Biograph Reinhold Koser, der die von Friedrich dem Großen in Sachsen verübten Gewalttaten nach Möglichkeit übergeht, kann sich in den „Vorbemerkungen“ (II, 8) das allgemeine Urteil nicht versagen: „Noch schneidender und abstoßender wirken jetzt die Schroffheiten seines Wesens, sonder Hülle brach die Gewaltsamkeit hervor, die in der Tiefe dieser starken Seele lag.“ Und doch — der Fürst, der seine siegreiche Heimkehr aus dem gewaltigen Kriege durch ein einsames, tränenreiches Tedeum in der Schloßkapelle zu Charlottenburg feierte, war gewiß im innersten Herzen kein Barbar. Schon während der letzten Kriegsjahre trat bei ihm

wenigstens dann und wann eine weichere Stimmung hervor. So schreibt er am 10. März 1760 aus Freiberg an den Grafen Algarotti im Hinblick auf den verwüsteten Zustand Sachsens: Misérables fous que nous sommes, qui n'avons qu'un moment à vivre, nous nous rendons ce moment le plus dur que nous pouvons, nous nous plaisons à détruire des chefs-d'œuvre de l'industrie et du temps et de laisser une mémoire odieuse de nos ravages et des calamités qu'ils ont causées. [25])

Brühl hat den Ruin seines Vermögens mit einem gewissen Anstand und mit Würde getragen, wie der gemäßigte Ton seiner gegen Friedrich den Großen erlassenen Flugschriften beweist — nach seinem „System" mußte ja auch das unglückliche Land den Hauptteil der Wiederherstellungskosten tragen. Schon im Juni 1761 hat er Heineken nach Paris geschickt, um Leinwand und Tafelzeug für die Schlösser, besonders für das Dresdner Palais zu kaufen. Auch soll er für das wiederaufzubauende Belvedere in Paris Bilder malen lassen und die Wiederherstellung von Pförten in die Hand nehmen. Wie sorgsam klingt es, wenn er hinzufügt: La paix est en train, le congrès se commence, les armées marchent, Dieu veuille

que par des soins heureux cette paix soit consolidée pour oser d'en promettre une honorable, durable et telle qu'on peut vivre à l'avenir avec sureté dans le sein de l'Empire et cultiver tout ce qui peut faire oublier le parsi (?) et ramener le bonheur au peuple!

Auch die Gräfin ist geschäftig im Plänemachen. Sie denkt schon im April 1759 daran, einen Kanal vom Pförtner See nach dem See von Zauchel graben zu lassen, der zwanzig Ellen breit ist und auf jeder Seite einen zehn Ellen breiten Gang hat; ein zweiter Kanal soll von dem Herrenhaus in Nieder-Jeser (siehe Seite 249), den andern kreuzend, nach Pförten geführt werden; beide sollen mindestens vier Ellen tief werden, damit man auf einem Boot von Pförten nach Zauchel und Jeser gelangen kann. Ebenso interessieren sie die Baumpflanzungen und die Gartenanlagen, die nach Sparings Plänen ausgeführt werden sollen. Aber sie hat Pförten nie wieder gesehen: im Mai 1762, also noch lange vor Abschluß des Hubertusburger Friedens, ist sie in Warschau an einem Gallenfieber gestorben.

Ich weiß nicht, wo die glänzende, willensstarke Weltdame ihr Grab gefunden hat, vermutlich in Warschau; ihr Bild, das einen feinen,

schmalen Kopf mit auffallend blasser Gesichtsfarbe zeigt, habe ich im Schlosse zu Seyffersdorf gesehen. Sie selbst hätte sich ihre letzte Ruhestätte wohl im Parke zu Pförten gewünscht, der, wie ihre aus der Verbannung geschriebnen Briefe beweisen, wohl ihre Lieblingsschöpfung war. Er zieht sich hinter dem Schlosse zum See und an dessen linkem Ufer entlang in entzückender Abwechslung des Geländes, eine Perle der Niederlausitzer Landschaft. Ich sah ihn im ersten noch rauhen Vorfrühling, als zwischen einzelnen Regenschauern immer wieder helle Sonnenlichter über das aus Moos gewachsne dunkelgrüne Sammetkleid der alten rauschenden Linden dahinglitten; zwischen den Linden stehn auf morschen Postamenten eine ebenfalls grün gewordne Diana und ein arg verstümmelter Apollo. Außer den Linden sind besonders schöne Gruppen von Lärchen vorhanden, damals im ersten zarten, noch etwas gelblichen Grün, von dem sich der den Stamm erkletternde dunklere Efeu wirkungsvoll abhob. Geht man am linken Ufer des Sees weiter, so gelangt man über Wiesen an einen schön bewaldeten, ihn begrenzenden Höhenzug, von dem sich tiefe Schluchten voll alter geweihartig verästelter Kiefern zum Wasser herunter-

ziehn. Dort gibt es wonnige Wege voll lieblicher Stille: nur die Holztaube girrt in den Wipfeln, und aus den Zweigen umtönt uns das Konzert der Vögel, aus dem sich die süße Stimme der Singdrossel heraushebt, und über das blaue Wasser her klingen die Palmsonntagsglocken von Zauchel. Wenn man drüben überm See das Kirchlein des Dorfs und die ringsumher gescharten roten Dächer sieht, meint man in Rügen oder sonstwo in einer Ostseelandschaft zu sein; hat man aber Christianshöhe, einen kleinen Rundtempel nach dem Muster des Tempels der Sibylle in Tivoli, erreicht, so erinnern uns die stundenweiten, wehmütigen Kiefernwälder, über die das Auge schweift, wieder an die Eigentümlichkeit der Niederlausitz. — Brühl beschränkte nach dem Tode seiner Gemahlin seine Baupläne ein wenig, aber das wesentliche davon behielt er bei. In einem Briefe vom 30. Juni 1762 verzichtet er auf ein kostbares, von der Gräfin gewünschtes Schlafzimmer, aber was gebaut werden soll, das soll schnell gebaut werden, denn, so schreibt er schon am 19. Mai 1762: Je suis vieux et si je dois encore jouir de quelque chose, il faut que je me precise et recommende tout à un peu de célerité. Noch am 15. De-

zember 1762 legt er Heineken seine Bauten ans Herz. Seine besten Möbel und Kostbarkeiten, deren Verzeichnis die Kurprinzessin hat — darunter wohl auch das berühmte jetzt in Pförten verwahrte Schwanenservice —, sind in Hamburg versteckt, Heineken soll sie holen. Den Plan, das zerstörte Belvedere prächtiger wieder aufzubauen, läßt er fallen, er will sich mit der Wiederherstellung des frühern Gebäudes begnügen. Aber dazu kam es nicht. Sachsen zwar hat er wiedergesehen: denn am 28. April 1763 früh 5 Uhr hatte der Pförtner Postmeister hundertundneunzig Pferde für die Beförderung des aus Warschau nach Dresden zurückkehrenden Hofes aus der Umgegend requiriert.[26]) So gelangte Brühl an den Ruinen seines Schlosses vorüber nach Dresden. Aber auch seine Gesundheit war erschüttert. Prinz Xaver schrieb am 8. Mai 1763 an seine in Frankreich verheiratete Schwester, die Dauphine Maria Josepha, die boshaften Worte: Son Excellence a causé une joie universelle à tout le monde à son arrivé ici par l'état délabré de sa santé ... Les médecins n'augurent rien de bon de sa maladie, j'espère que Dieu aura pitié de lui et le délivrera bientôt de ses souffrances et nous de sa mauvaise administration.[27])

Und so geschah es. Am 5. Oktober verschied sein königlicher Herr, am 13. sah er sich durch den Kurfürsten Friedrich Christian, den Begründer einer neuen bessern Staatsverwaltung, von allen seinen Ämtern enthoben, und am 28. Oktober starb er selbst. Der frommen Maria Josepha, Dauphine von Frankreich, war es schmerzlich, für Brühls Seelenheil nicht beten zu können, weil er ein Protestant war; sie wünschte, daß ihn seine körperlichen Leiden zur Buße führten: mais étant luthérien, cela lui est inutile. Xaver tröstet sie spottend: Je suis aussi fâché que vous, qu'il ne meure pas catholique, mais avant il aurait encore dû devenir bon chrétien et vous savez bien que dans notre religion, pour être bon catholique, il y a un article de la Restitution du bien d'autrui qui, je crois, lui aurait causé beaucoup de tablature et de remords de conscience. [28])

Doch wir kehren von Brühls Person zu seinem Besitz zurück. Es ist eine stattliche Reihe von Rittergütern und Schlössern, die wir im Laufe der Darstellung als Brühls Eigentum kennen gelernt haben, aber sie ist noch nicht vollständig. Er besaß auch Putzkau [29]) im Tal der Wesenitz und das südwestlich von Bautzen gelegne Schloß

Gausig mit herrlichen Gartenanlagen, die, wenn auch in verändertem Stil, noch heute das Ziel vieler Bautzner Spaziergänger sind; ferner das Rittergut Bollensdorf südlich von Dahme, das nach seinem Tode an den Kammerrat von Heineken überging, endlich das Stammgut seiner Familie Gangloffsömmern, zwei Stunden nördlich von dem uralten thüringischen Tennstedt, auf dem er im Jahre 1700 geboren war. Zum Besitz seiner Familie in Sachsen muß man aber auch das kostbare Rittergut und Schloß Martinskirchen bei Mühlberg an der Elbe rechnen, das sein Bruder Graf Friedrich Wilhelm Brühl, Landeshauptmann der Niederlausitz, 1739 kaufte und 1754 bis 1756 mit einem Aufwande von mehr als 160000 Talern erbaute. Der große Festsaal ist in diesem Schlosse nicht rechteckig, sondern eirund, er geht durch zwei Stockwerke, und die Wände sind mit marmorartigem mattgeschliffnem Gips bekleidet, Simse, Vorsprünge und andre Verzierungen aber von echtem Marmor. Martinskirchen, im Siebenjährigen Kriege nur ausfouragiert, nicht geplündert, seit mehreren Generationen schon im Besitze der Familie Stephan, gibt neben Nischwitz den besten Begriff der dekorativen Kunst Brühlscher Zeit. Zwar die Bilder, die ehedem Flur

und Treppenhaus schmückten, sind höchstwahrscheinlich übertüncht worden. Dafür ist aber die schöne Malerei des ovalen Saales fast unversehrt erhalten: das Deckengemälde stellt Diana unter einem Baldachin dar, auf die eine Jägerin, den Speer in der Hand, zuschreitet. Zwei ausgemalte Wandnischen in der Höhe enthalten eine allerliebste Neckerei: aus dem geöffneten Fenster schaut ein Kavalier nach einer Dame, die aus dem in der gegenüberliegenden Nische gemalten Fenster heraussieht. Die Zimmer rechts und links vom Saal zeigen über den Türen hübsche Bildchen in Dieterichs Geschmack und reich geschnitzte Holztäfelung. Besonders interessant war mir ein Zimmer mit grauleinenen, in Holzrahmen gespannten Tapeten, auf die bunte Blumen gemalt oder gedruckt sind. Diese Tapeten sind vermutlich Erzeugnisse der ehedem Brühlschen Manufakturen in Pförten.

Fragt man nach einem Plane, den Brühl bei seinen Güterkäufen befolgte, so scheint ihm die vorteilhafte Kapitalanlage und der wirtschaftliche Nutzen erst an zweiter Stelle gestanden zu haben; vor allem wünschte er sie als Absteigequartier bei seinen Reisen zu benutzen. Nach der Lage ordnen sie sich zunächst in drei Gruppen: die

niederlausitzische, bestehend aus den Herrschaften Forst und Pförten, für Brühl von der größten Wichtigkeit als Absteigequartier auf der Reise nach Polen; auch den König, den er von der Außenwelt möglichst isolierte, ließ er regelmäßig hier übernachten; zweitens die kursächsische Gruppe, bestehend aus Grochwitz, Rahnisdorf, Bollensdorf, passende Quartiere auf der Reise nach Berlin oder Hamburg; drittens die meißnisch-oberlausitzer Gruppe: Seifersdorf, Putzkau, Gausig, Oberlichtenau und Lindenau, die teils als Villeggiatur von Dresden aus, teils als Quartier auf der Reise nach Pförten benutzt werden sollten. Gangloffsömmern wurde als Stammgut der Familie festgehalten, Nischwitz bei Wurzen aber diente als Quartier, wenn Brühl und die Seinen, wie fast alljährlich zweimal, zur Leipziger Messe fuhren.[80]) So gleicht also die Gesamtheit der Güter Brühls etwa dem Villenbesitz eines römischen Großen zu Cäsars oder Augustus Zeit. Wie der vornehme Römer nicht gern in einem Gasthause abstieg, sondern in der ländlichen Umgebung Roms, an der lateinischen Küste, in den Sabiner- oder Volskerbergen und vor allem am Golf von Neapel je ein Landhaus besaß, so auch der sächsische Sejan

in allen Teilen des Staates, die er überhaupt besuchte.

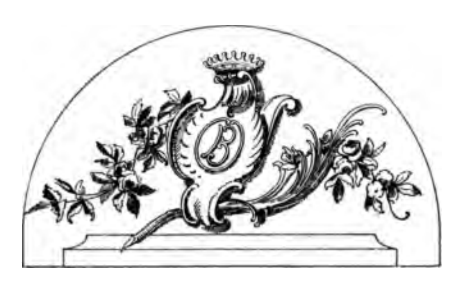
Der Grundzug seines Wesens war höfische Geschmeidigkeit und frivoler Leichtsinn. Eine strahlende Heiterkeit, unverwüstliche Genußfreudigkeit und Sinnlichkeit sprechen auch aus dem in Kupfer gestochnen Bilde, das die meisten illustrierten Geschichtswerke wiedergeben. Ein großes Ölgemälde im Besitze der Grafen Witzleben-Altdöbern, ein andres im Schlosse zu Seifersdorf und ein Pastellbild im Besitze des Freiherrn von Bischoffshausen auf Bollensdorf zeigen ihn in der Rüstung des sächsischen Generals mit etwas älterm und ernsterm Gesichtsausdruck. Gute Bilder Brühls sind überhaupt selten; die Dresdner Galerie hat merkwürdigerweise nicht ein einziges Bild von ihm. Keine Kunst der Vertuschung vermag aus dem Premierminister Augusts des Dritten, der sogar die deponierten Gelder der Witwen und Waisen angriff, der in Sachsen Protestant war, sich aber in Polen für einen Katholiken ausgab, einen Ehrenmann zu machen, aber einen Teil der Schuld trägt natürlich das Zeitalter und die Umgebung: das ganze Leben war den meisten dieser sächsischen Hofleute aus der Schule Augusts des Starken ein Fest, und sie

sahen es als eine gottgewollte Ordnung an, daß das übrige Volk im Schweiße seines Angesichts schaffe und darbe, damit sie wie glänzende Falter im ewigen Sonnenschein strahlend einherschwebten. Auch die bildenden Künste schienen zunächst dazu bestimmt zu sein, die Szenerie des großen Sommerfestes zu weben und zu wirken. Und in der Tat, wenn uns irgend etwas mit dem gewissenlosen Regisseur dieser leichtfertigen Feerie aussöhnen könnte, so wäre es die Fülle des Schönen, das mittelbar durch ihn und seine Gehilfen geschaffen worden ist, dank seiner Bautätigkeit, die der graziösen Kunst jener Tage so reichliche Aufträge erteilte. Wohl hatte Johann Joachim Winckelmann ein Recht, die Nachtreter des pomphaften und gespreizten Bernini zur schlichten Einfalt und stillen Größe der ältern hellenischen Kunst zurückzurufen; aber neben vielem Überladnen hat doch die Kunst des achtzehnten Jahrhunderts auch viel Liebliches und Schönes erschaffen: in der bewundernswert feinen Innendekoration der Schlösser Brühlscher Zeit, in den anmutigen plastischen Gruppen der bessern Bildhauer und in der zierlichen Welt des Meißner Porzellans liegt nicht nur verwerfliche Wollust und Weichlichkeit, sondern

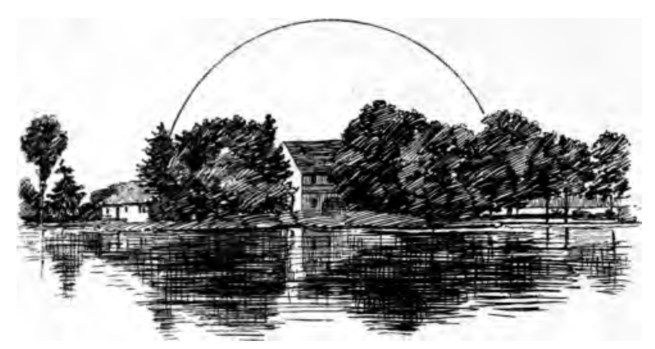
auch sehr viel natürliche Grazie und sonnige Heiterkeit.

Und wie wir neben den ernsten Statuen des Phidias auch die lieblichen Figuren aus Tanagra und die zierlichen Gebilde der alexandrinischen Zeit schön finden, so müssen wir uns mehr und mehr an den Gedanken gewöhnen, daß nicht nur die Reste der romanischen, gotischen und der Renaissancekunst strengern Stils einen Anspruch auf Erhaltung haben, sondern ebenso die graziösen Schöpfungen des Rokoko, einer Kunstrichtung, die sich gerade in Sachsen am eigentümlichsten entwickelt hat und hier ein besondres Heimatsrecht beanspruchen darf. Auch sie ist der vollgiltige Ausdruck eines Zeitalters, und keine moderne Nachahmung ist imstande, sie in der Grazie der Linienführung wirklich zu erreichen. Deshalb muß das wenige Echte, was die Zerstörungen Friedrichs des Großen und die modernen Umbauten und Abtragungen aus der Zeit der beiden sächsischen Auguste noch übrig gelassen haben, sorgfältiger als bisher geschont werden, und es ist mit Freuden zu begrüßen, daß wenigstens der Festsaal des abgebrochnen Brühlschen Palais in Dresden als Aula der im Bau begriffnen Kunstgewerbeschule wieder auferstehn soll. Das be-

rühmte Deckenbild des Saales, der Sturz des Bellerophon von Louis Silvestre, ist zu diesem Zwecke durch Professor Donadini sorgfältig abgehoben worden und wird gegenwärtig in einem besonders dazu erbauten Hause verwahrt, ebenso die herrlichen Stuckarbeiten des Saales.



Fensterbekrönung am Brühlschen Schlosse in Pförten



Die Hammermühle bei Dobrilugk

7

Dobrilugk

Über die zahllosen Kiefernwurzeln, die wie verhärtete Schlangen quer über dem grausandigen Weg lagen, schlich müde und matt ein Rößlein, das einen Reiter trug. Mißmut lagerte auf den offnen, edeln Zügen des Mannes, und ungeduldig durchforschten seine blauen Augen den endlosen Wald, worin er seit Mittag dahinritt, nach den Spuren einer Ansiedlung. Ein tüchtiges Schwert an der Seite kündete den Mann ritterlichen Standes, die Laute auf dem Rücken den fahrenden Sänger. Es war kein Geringerer als Herr Walter von der Vogelweide, der im Herbst des Jahres 1212 im Dienst des Markgrafen Dietrich von Meißen

nach dem Lausitzer Kloster Dobrilugk ritt, dem Abt eine geheime Botschaft zu bringen.[1]) Endlich beendete der dünne Ton eines Glöckleins, das zur Vesper läutete, die Ungeduld des Reisenden; der Wald öffnete sich, und inmitten einer weiten, grünen Wiesenfläche, auf der die Rinder weideten, lag umgeben von hölzernen Ställen und Scheuern ein romanisches Kirchlein und ein bescheidnes Wohnhaus der Klosterleute. Noch war die ganze Anlage unfertig; die weißröckigen Zisterzienser, die herbeiliefen, den Fremdling zu sehen, waren bestäubt wie Maurer und Ackersleute, die von hartem Tagewerke heimkehren. Die Abendkost am Tisch des Abts war derb und schlicht, der Wein verriet seinen nordischen Ursprung, die Nachtruhe auf hartem Lager war durch das Heulen des Wolfs und das Rauschen des Regens getrübt, die Rückreise am nächsten Morgen durch Nebel und grundlose Wege.

Als Herr Walter im Winter darauf im kalten Turmzimmer der Burg zu Meißen den Schnee fallen sah und auf den gegenüberliegenden Feldern des Lehmberges den heisern Schrei der Nebelkrähe vernahm, als er sich fröstelnd ins Stroh seines Bettes verkroch, und ein inbrünstiges Lied der Sehnsucht nach dem Frühlinge von

seinen Lippen floß, da trat ihm als das kläglichste, was er auf seinen Reisen gesehen hatte, Dobrilugk vor die Seele, und so entstand die Strophe:

Ich bin verlegen wie Esau,
Mein glattes Haar ist mir worden rauh:
Süßer Sommer, wo bist du?
Wie gern säh ich dem Pflüger zu!
Eh daß ich lange in solcher Truh
Beklemmet wäre, als ich bin nu:
Ehe würd ich Mönch zu Toberlu!

Man begreift Walters Abscheu vor dem Gedanken, sein Leben in Dobrilugk verbringen zu müssen, wenn man, wie es mir vergönnt war, seine südtirolische Heimat im Glanze der Frühlingssonne hat liegen sehen. Auf der Rückreise von Bozen war ich von Waidbruck aus auf der linken Seite des Eisacktales über blumenbesäte grüne Matten hinaufgestiegen zum innern Vogelweidhof, der seit Zingerles Forschungen [2]) vielen Germanisten als Walters Heimat gilt. Der Hof ist jetzt und war wohl auch schon zu Walters Zeit ein sehr bescheidnes Anwesen: ein schlichtes holzgetäfeltes Bauernhaus auf einer sonnigen, nach Süden zu abfallenden Grashalde. Aber welch eine Welt lag hier vor dem Blicke des reich begabten Knaben ausgebreitet: unten im Tal rauschen die graugrünen Wasser des Grödener Bachs und

der Eisack dem Talfer, der Etsch, der Adria entgegen, hier an der Pforte Italiens ist es drei Viertel des Jahres Frühling und Sommer, gewaltige Berglinien, deren Spitzen im Abendgolde glühn, wecken Phantasie und Tatkraft. Welcher Kontrast gegen das einförmige Kieferndunkel der Lausitz! Aus dem Fenster des Vogelweidhofes aber schweift der Blick hinüber zu der kaum eine Stunde entfernten Trostburg, dem Sitze des alten Grafengeschlechts von Wolkenstein. Daß sich Walter zum ritterlichen Stande drängte, begreift jeder, der gesehen hat, in welchem Maße die hochragende Trostburg hier den ganzen Horizont beherrscht. Ein Ritter von der Trostburg nahm wohl den aufgeweckten Knaben, den Sohn des Zinsbauern, dem die Pflege der „Vogelweide" oblag, in seinen Dienst, mit ihm zog Walter aus den Tiroler Bergen an den heitern Hof nach Wien und erwarb, ohne daß seine bäuerliche Herkunft ganz vergessen wurde,[3]) die ritterlichen Ehren. Wenn man etwa den weißen Ruländer des altberühmten Gasthofs „zum Lamm" in Klausen mit dem greulichen „Schlabrendorfer" und „Belgerner"[4]) vergleichen könnte, den die Dobrilugker Mönche verzapften, so versteht man Walters Stimmung diesem Kloster gegenüber,

das er noch dazu im Zustande der Unfertigkeit, noch weit entfernt von dem spätern Reichtum in einer Gegend antraf, die damals am äußersten Saume deutscher Kultur lag, wo vor der schweren Arbeit des Rodens und Entwässerns weder für die pfäffische Behaglichkeit der süddeutschen Stifter noch für ritterliche Sitte und Minne irgendwie Raum vorhanden war. Hier wäre sich Walter vorgekommen wie Ovid in Tomi. Für seine Zeit besteht das herbe Urteil, das er über Dobrilugk gefällt hat, zu Recht, aber komisch wirkt es, wenn der gelehrte Herausgeber seiner Lieder, Karl Bartsch, in seinem Kommentar zu dem Namen „Toberlu“ hinzufügt: „Die Gegend ist noch jetzt verrufen als traurig und elend.“ [5]) Bartsch gehörte wohl zu den Tausenden, die den Ruf des Schaffners: „Dobrilugk-Kirchhain“ mit stillem Schauder vernahmen und nach Berlin weiterfuhren, ohne die Landschaft kennen zu lernen. Wer sich die Mühe nimmt, auszusteigen, und in das Städtchen Dobrilugk hineinwandert, der wird eine angenehme Enttäuschung erfahren; denn eine saubere, fast marktbreite Straße leitet ihn an ein stattliches, von Gärten und Gräben umgebnes Schloß, und dahinter liegt in idyllischer Einsamkeit eine Kirche, die schon durch ihre Größe

und ihre Bauformen Interesse erweckt, die umgebende Landschaft aber ist keineswegs öde, sondern zeigt fruchtbare, von ansehnlichen Teichen und schönen Baumgruppen unterbrochne Wiesen. Der sanfte Reiz der Landschaft wird noch erhöht durch die Fülle geschichtlicher Erinnerungen, die den Wandrer hier auf Schritt und Tritt begleiten. Denn Dobrilugk ist wohl die älteste und wichtigste Wiege der Niederlausitzer Kultur und kann in seinen Schicksalen als ein Mikrokosmos der gesamten Entwicklung dieser Landschaft gelten.

Geheimnisvolles Dunkel schwebt um seine Anfänge. Aus ihm taucht plötzlich der Name Dobraluh = Dobrilugk auf bei Thietmar von Merseburg. Nach Dobraluh zieht im Jahre 1005 von Leiskau bei Magdeburg, wo sich der Heerbann gesammelt hat, König Heinrich der Zweite; von Dobraluh marschiert das Heer gegen Boleslaw Chrobry von Polen ostwärts durch Einöden und Sümpfe, vermutlich über die Gegend von Finsterwalde und Kalau an den Südrand des Spreewaldes; an der Spree — etwa bei Kottbus — wird ein Lager geschlagen, dann gehts in den zwischen Spree und Neiße liegenden Gau Nice hinein, in der Gegend von Guben stoßen die Lausitzer zum Heerbann, ihre Heidengötter werden

ihnen vorangetragen.[6]) Wir sehen also, daß Dobrilugk — der Name bedeutet „schöne Wiese“ — ums Jahr 1000 eine wahrscheinlich von slawischen, heidnischen Dedißen bewohnte Lichtung des Urwaldes war an der von der Elbe bei Magdeburg an die Oder führenden Heer- und Handelsstraße. Danach schweigen unsre Quellen fast zwei Jahrhunderte. Im Jahre 1181 oder 1184 soll dann Markgraf Dietrich (1156 bis 1185), Konrads des Großen Sohn, Kaiser Barbarossas Freund und Waffengenosse, das Kloster Dobrilugk gestiftet haben; sein Bruder und Erbe der Niederlausitz, Dedo der Feiste, der 1190 an einer mit dem Messer ausgeführten Entfettungskur starb, hat die Stiftung gefördert; aber die älteste Urkunde des Klosters, die die Stiftung Dietrichs und Dedos bestätigt und die Grenzen des Klostergebiets bestimmt, ist erst vom Jahre 1199 und rührt von Dedos Sohn Konrad her, der von 1190 bis 1210 Markgraf der Niederlausitz war.[7]) In dieser Zeit wurde die erste und einzige wettinische Fürstin in Dobrilugk begraben: Elisabeth, Konrads Gemahlin, eine polnische Prinzessin. Für ihr Seelenheil stiftete Konrad am 18. Dezember 1209 sechzehn Hufen Landes und den zehnten Teil des Ertrags seiner Weinberge in Belgern

an der Elbe und in Schlabrendorf (zwei Stunden südlich von Luckau).[8])

Die Kulturaufgaben, die die Zisterzienser in und um Dobrilugk zu lösen hatten, waren fast dieselben wie später in Neuzelle an der Oder. Sie hatten, wie die Urkunde von 1199 mit ihren Ortsbestimmungen beweist, ein noch ganz unentwickeltes Waldgebiet bekommen, aber ein Menschenalter saurer Arbeit genügte doch, rings um das Kloster einen reichen Kranz deutscher Bauerndörfer entstehn zu lassen. Denn die Urkunde, in der Heinrich der Erlauchte 1234 die Besitzungen des Klosters bestätigt, zählt folgende Dörfer auf: Kirchhayn, Wediroldishain (Werenshayn), Frankenowe (Frankena), Heinrichsdorf (Hennersdorf), Monchehusen (Münchhausen), Eychholtz, Lug (Lugau), Fischwazzir, Rikirstorf (Rückersdorf), Fredrichsdorf (Friedersdorf, südlich von Dobrilugk, ein andres Dorf desselben Namens nördlich davon ist später erworben worden), Grunowe, Lyndenowe (Lindena), Schonenborn (Schönborn), Schultz (jetzt Vorwerk), Boynitz (Bönitz bei Liebenwerda), Kemenitz, Windischemarke, Valkenberg, Cucuxdorf (Kauxdorf bei Liebenwerda), Costendorf (Coßdorf, nördlich von Mühlberg), Altena, Wysitz.[9]) Schon da=

mals hatte also der Klosterbesitz in der Gegend von Liebenwerda und Wahrenbrück die Schwarze Elster überschritten; in den folgenden Jahren erreichte er die Elbe, als Graditz, jetzt der Sitz des berühmten Gestüts, von Ulrich von Pack erworben und später von Heinrich dem Erlauchten in ein Allod umgewandelt wurde. Bald darauf erlangten die Mönche auch das Recht freier Überfahrt über den Strom bei Zwethau (Torgau gegenüber) und erwarben auf dem linken Elbufer im grasreichen Bruchlande mehrere Inseln und Werder (z. B. Kunzwerda).[10]) Rings um das Kloster wohnen zahlreiche adliche Geschlechter, wie die Herren von Ylburg (Eilenburg), von Finsterwalde, von Sonnenwalde, von Schlieben, von Liebenwerda, von Senftenberg, die Burggrafen von Wettin, von Golsen usw. Sie waren des Klosters Gehilfen bei der Germanisierung des Landes, bei der Anlage deutscher Bauerndörfer, sie waren öfters auch des Klosters Bedränger wegen der Nutzung der Wälder und Mühlen, wegen der Ausübung der Jagd; sogar mit den „Förstern“ (forestarii)[11]) Heinrichs des Erlauchten kamen die Mönche in Streit, aber meist wurde solcher Zwist doch zugunsten des Klosters beendet, weil es das kostbarste Gut

spenden und versagen konnte, den Frieden der Seele und die Vergebung der Sünden, und je mehr sich der zügellose Adel des Landes in wilde Fehde, in Sinnenlust und Blutschuld verstrickte, um so reicher und länger wurde die Liste der frommen Stiftungen, die des Klosters Besitz mehrten. Einmal freilich erscheint das Kloster selbst mit böser Schuld beladen: im Jahre 1318 ist der Burggraf Hermann von Golsen auf Dobrilugker Gebiet, und wie es scheint, nicht ohne Vorwissen des Abtes ermordet worden. Aber Bischof Withego der Zweite von Meißen schützt das Kloster vor der Rache der Gefreundten des Erschlagnen, indem er einen Vergleich stiftet, nach dem Dobrilugk den Söhnen des Burggrafen 330 Schock Prager Groschen Wergeld zahlt und sich verpflichtet, seinem Andenken eine besondre Sühnekapelle zu errichten.[12]) Allmählich weiß das Kloster auch die großen Wälder an der sachsen-wittenbergischen und an der meißnischen Grenze, nach heutiger Benennung den Dobrilugker, Gordoner und Grünhäuser Forst zu erwerben. In diesen Wäldern leben die Reste der slawischen Bevölkerung in ähnlicher Stellung wie die Deditzen des Neuzeller Gebiets; nur von einer Organisation besondrer Starostien hören wir nichts,

vielmehr wohnen die Zeidler als gesonderte kleine Genossenschaften in den deutsch gewordnen Dörfern.

So werden 1296 von den Brüdern Johannes und Wittigo von Sonnenwalde dem Kloster außer dem Dorfe „antiquum Boren“ (Groß-Bahren, östlich von Sonnewalde) für besondre vierzig Mark „schwarzen Silbers nach Luckauer Gewicht“ die Honigzehntner von Groß- und Klein-Bahren verkauft, und aus einer andern Schenkungsurkunde desselben Jahres ergibt sich, daß es außer den den Sonnewalder Herren untertänigen Dezitzen in Groß-Bahren einen, in Klein-Bahren zwei und in Dobrazdrow (Dobistroh) und Nuzzedil (jetzt wüste Mark) je fünf dem Landesherrn, dem Markgrafen Dietrich, hörige Zeidler gab.[13]) — Auch mit den benachbarten Städten knüpften die klugen Zisterzienser Verbindungen an: in Luckau erwerben sie 1298 einen Hof, bauen sie 1373 eine Kapelle, die vom Meißner Bischof mit allerhand Privilegien, namentlich Sündenerlaß auf vierzig Tage ausgestattet wird für alle die, die der Kapelle Gold, Silber, Bücher, Kelche, Leuchter stiften oder sie in ihrem Testamente bedenken. Sogar das meißnische Großenhain unterhält Beziehungen zu Dobrilugk:

Anno 1309 stiftet ein gewisser Fryso für sein Seelenheil einen Stein Talg, ebenso hat Henricus Calvus jährlich zwei Stein Talg gestiftet, die die Fleischbank des Job Polonus dem Kloster zu liefern hat.[14])

Die für die Wirtschaftsgeschichte interessanteste der Dobrilugker Urkunden ist ein im Jahre 1297 zwischen Otto von Ylburg und dem Kloster geschlossener Vertrag, der einen Ansatz zu einer in jener Zeit auffallenden kapitalistischen Wirtschaftsweise enthält.[15]) Der Eilenburger schenkt dem Stifte seine Einkünfte aus dem bei Luckau gelegnen Friedersdorf und dazu vier Hufen des Dorfes, die ihm persönlich (absolute) gehören. Die übrigen Hufen des Dorfes sollen von den Bauern in der Weise zurückgekauft werden, daß der Stifter und das Kloster je die Hälfte der Kaufsumme hergeben. Sind diese Käufe vollzogen, so wird die gesamte Flur des Dorfes wie eine große Plantage von den Arbeitern (operari) des Klosters möglichst intensiv bewirtschaftet: Pferde, Rindvieh, Schafe, Saatgetreide und das andre Inventar wird zu gleichen Teilen von dem Eilenburger und dem Kloster beschafft, die Unterhaltungskosten dafür und die Arbeitslöhne werden aus dem Bruttoertrage bestritten,

der Nettoertrag wird zwischen den Konventualen und dem Eilenburger oder seinen Nachkommen alljährlich geteilt. Außerdem bedingt er sich aus, daß alljährlich an seinem Todestage ob piam recordationem anime mee den Konventualen eine gute Mahlzeit gereicht werde mit Weizenbrot, frischer Butter, Eiern, Fischen und Wein oder Met oder Luckauer Bier. Wir erfahren nicht, wodurch dieses auffallende Vorgehen gegen die Bauernschaft von Friedersdorf veranlaßt worden ist. Aber man darf wohl vermuten, daß ihre Wirtschaft dem Gutsherrn zu wenig Ertrag an Zehnten geliefert hatte; er glaubte, bei einem von den Zisterziensern geleiteten Großbetriebe besser wegzukommen und dabei auch noch für sein Seelenheil sorgen zu können. Deshalb dieses „Bauernlegen" in aller Form. Ich weiß nicht, ob ein älteres Beispiel dieser später so verbreiteten Unsitte aus der östlichen Hälfte Deutschlands bekannt ist. — Als Kaiser Karl der Vierte im Jahre 1373 den Mönchen von Dobrilugk ihren Besitz bestätigte, ergab sich, daß dieser, abgesehen von den Nutzungsrechten an Seen, Wäldern, Heiden, Mühlen, Weinbergen usw., auf mehr als vierzig Dörfer und Allodialgüter angewachsen war, ein Gebiet

von mehreren hundert Quadratkilometern, das sich vom linken Elbufer bei Torgau in einem stellenweise zwei Meilen breiten Streifen über die Elbniederungen hinweg gegen Kalau und Senftenberg hin nach Osten erstreckte, die größte und bestorganisierte Grundherrschaft der Lausitz.[16]) Deshalb führte auch der Abt von Dobrilugk bis zur Säkularisation des Stifts den Vorsitz auf den Lausitzer Landtagen.[17]) Die Organisation beruhte hauptsächlich auf Naturalwirtschaft und war so, daß für alle Bedürfnisse des Klosters an Nahrung, Kleidung, Feuerung, Bauwesen usw. aufs beste gesorgt war. Die näher an Dobrilugk liegenden Dörfer lieferten den Zehnten von Korn, Weizen, Gerste, Hafer, Heidekorn, Erbsen, Wicken, Linsen, Hirse, Hanf und Flachs in natura, d. h. auf dem Halm, in die Vorwerke und Scheuern des Stifts, die entferntern lieferten ihn in Körnern ab; das in dieser Form alljährlich eingenommne Getreide belief sich allein auf 1300 Scheffel. Der sogenannte Fleischzehend von allen Arten Vieh und den Bienen wurde am Margaretentage eingebracht. Sogar das Futter für die Vögel, die sich die Mönche zur Lust in ihren Zellen hielten, war nicht vergessen: die Dörfer Prießen und Buckowien mußten die dazu nötigen Hanfkörner

liefern. Weder das meißnische Kloster Altenzelle bei Nossen noch das Kloster Buch bei Leisnig konnten an Reichtum mit Dobrilugk wetteifern, deshalb war der alte Mönchsvers im Schwange:

Cell et Buch
Faciunt unum Dobriluch.[18])

Auch Neuzelle war nicht so wohlhabend wie Dobrilugk, denn noch im Jahre 1566, als von dem ursprünglichen Besitze Dobrilugks schon vieles abgebröckelt war, wurde sein landschaftlicher Besitz auf 105000 Taler, der von Neuzelle nur auf 75000 Taler eingeschätzt.[19])

Unter diesen Umständen war es kein Wunder, daß, als sich das Gefüge der Reichsverfassung lockerte, und die Stifter an der kaiserlichen Gewalt keinen Rückhalt mehr hatten, unter den benachbarten Fürsten ein förmlicher Wettbewerb um das Schutzrecht über das reiche Stift entstand. Neben den Brandenburger Hohenzollern strebten die Wittenberger Askanier und neben und nach diesen die Wettiner danach, Dobrilugk aus dem schwächer werdenden lausitzisch-böhmischen Lehnsverband unter ihre Schutzherrschaft zu ziehn. Ihre Bemühungen wurden einerseits durch den Hussitenkrieg, andrerseits durch die Reformation erleichtert. Schon im Jahre 1525,

als der Abt des Klosters gestorben war, gelüstete es die weltlichen Nachbarn so stark nach dem Klostergute, daß der vom Böhmenkönig eingesetzte Landvogt der Niederlausitz Freiherr von Tünzel „sich besorgete, es möchte dem Kloster ein Tort geschehen," er rückte deshalb selbst mit dreißig Knechten und zehn Pferden in Dobrilugk ein.[20]) Der folgende Abt Nikolaus war der Reformation geneigt. Ein von ihm im Jahre 1539 verfaßtes Schriftstück beweist, daß er den evangelisch gewordnen Pfarrer seines Dorfes Trebus Antonius Menzer, der durch Luther an einen andern Ort berufen worden war, durch Bitten vermochte, „daß er bey denen Leuten umb des Evangelii willen zu Trost denen armen, schwachen Gewissen bleiben wolle." Damals traten die meisten Mönche aus dem Kloster aus, die wirkliche Säkularisation aber bewirkte Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen. Er lag mit dem König Ferdinand von Böhmen in Streit wegen der Güter des säkularisierten Klosters Grünhain bei Schwarzenberg, die Ferdinand teilweise an sich gerissen hatte, außerdem hatte er Forderungen an die Habsburger wegen der Kriegsdienste und der Geldvorschüsse, die Johann von Sachsen dem Kaiser Maximilian geleistet

hatte. Deshalb besetzte der Kurfürst 1540 das Kloster Dobrilugk und führte die Reformation in seinem Gebiete vollends durch.[21]) Die Verwaltung des großen Besitzes übertrug er seinem spätern Feldhauptmann Wolf von Schönberg, der bei dieser Gelegenheit das Vorwerk Kleinhof und die Dörfer Arenshain, Wiedertzhain und Trebus als Mannlehen erhielt. Herzog Moritz von Sachsen, der das Schutzrecht über Dobrilugk mit seinem Vetter, dem Kurfürsten, gemeinsam hatte, protestierte gegen diese Einziehung des Stifts, ebenso natürlich Ferdinand von Böhmen. Der Vertrag von Speyer vom Jahre 1544, nach dem Dobrilugk an die Niederlausitz, also an den König von Böhmen zurückgegeben, dem Kurfürsten von Sachsen aber nur ein der Höhe seiner Ansprüche entsprechendes Pfandrecht an den Klosterdörfern eingeräumt werden sollte, kam nicht zur Ausführung, und so konnte im ersten Jahre des Schmalkaldischen Krieges (1546) „Sebastian, Herr von der Weydmühle auf Comothau, Böhmischer Königl. Majestät und der Cron von Böhmen Obrister Feldhauptmann“ in seinem hochtrabenden Kriegsmanifest wider Johann Friedrich diesem vorwerfen, daß er „unverkundet und unverwahret sich unterstanden, der K. M.

und der Cron Böhmen Eigentum, das Stift und Closter Dobrilugk unbillicher und unrechtmäßiger Weise einzuziehen."[22]) Infolge der Niederlage Johann Friedrichs auf der Lochauer Heide fiel Dobrilugk wieder an Böhmen zurück. Aber die verödeten Zellen füllten sich nicht wieder mit Mönchen, sondern es wurde mit allen seinen Gütern an den Landvogt der Lausitz, Albrecht Schlick, Grafen zu Passaun (Bassano), verpfändet. Von den Schlick ging die Pfandherrschaft 1550 auf die Herren von Gersdorf über. In dieser Zeit (1561) verwandte König Ferdinand die Summe von jährlich 450 Reichstalern aus den Einkünften von Dobrilugk zur „Fundation der Brüderschaft derer Jesuiten in dem Collegio zu S. Clement in der alten Stadt Prag." Als Dobrilugk aber im Jahre 1602 durch eine Urkunde Kaiser Rudolfs des Zweiten nicht mehr als Pfandbesitz, sondern als eine freie Herrschaft an die reich begüterten Freiherren von Promnitz überging, wurden den Jesuiten zur Ablösung des Legats 15000 Taler bar ausgezahlt.[23]) Die Promnitz verkauften am 27. Juli 1623 Dobrilugk an den neuen Landesherrn der Lausitz, an den Kurfürsten Johann Georg den Ersten von Sachsen. Dieser ordnete zwar 1626 die Leistungen und

Verpflichtungen der ehemaligen Klosterdörfer durch eine „Zehend-Ordnung" aufs neue, übrigens aber interessierte ihn Dobrilugk besonders als ein überaus großes und ergiebiges Jagdgebiet.[24]) Er ließ also neben dem Kloster im Geschmack der damals noch blühenden deutschen Renaissance ein hochgiebliges Schloß erbauen. Es ist fast unversehrt erhalten, ein fester und zugleich zierlicher Bau von viereckigem Grundriß, mit einer niedrigen Mauer eingefaßt, vor der wieder ein breiter und tiefer Graben und eine zweite Mauer liegt. Über den Graben führt zum Portal eine zweibogige Brücke, im Hofe erhebt sich ein schöner, schlanker Turm; außerdem fallen gewaltige kupferne Regenspeier und eine zierliche Galerie des ersten Stockes mit guter Steinmetzarbeit auf. Das ganze Bauwerk zeigt den dänisch-sächsischen Geschmack der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts (s. Kursächsische Streifzüge I, S. 191), namentlich der hübsche Brunnen, auf dessen Rande sich zwei oben durch Gebälk verbundne Säulen erheben, die einen Löwen mit dem sächsischen Wappen tragen, erinnert durchaus an den gleichzeitigen Brunnen der Lichtenburg bei Prettin. Schlimme Schicksale hat in dieser Zeit die ehrwürdige Klosterkirche erduldet. Da Dobrilugk

nur noch ein kurfürstliches Jagdhaus war, so verfiel die große Kirche, die Pfarrstelle wurde eingezogen, die Gutsinsassen gingen nach Kirchhain zum Gottesdienste. Dazu kamen arge Verwüstungen im Dreißigjährigen Kriege. Im Jahre 1643 wurde die Kirche von den Schweden ausgebrannt und stand seitdem ohne Dach da. Noch heute zeigen die Ziegelpilaster im Innern Spuren von Wasserzehrung, es muß also längere Zeit in die Kirche geschneit und geregnet haben.

Eine Zeit der Regeneration für die denkwürdige Stätte brach im Jahre 1657 an, als laut dem Testament Johann Georgs des Ersten und nach einem Vertrage seiner Söhne die Niederlausitz und das Stift Merseburg und dazu auch die Ämter Dobrilugk und Finsterwalde an den Herzog Christian den Ersten von Sachsen-Merseburg übergingen. Nun wurde das Dobrilugker Jagdschloß bis zum Jahre 1738, wo die Merseburger Linie des sächsischen Kurhauses ausstarb, auf kürzere oder längere Zeit Residenz, und so kam der tüchtige Herzog Christian der Erste[25]) auf den Gedanken, sowohl wegen „Unterbringung der Hoffleute, als auch sonsten wegen der Handwergks Leute, welche bey dergleichen Hoffstadt fast täglich, ja stündlich nicht wohl zu

entrathen ..., an diesem zur Nahrung fast bequem gelegnen Orte eine Stadt anbauen zu lassen." Der Plan dazu ist in einer am 2. Mai 1664 zu Merseburg datierten Urkunde [26]) entwickelt und alsbald ausgeführt worden. Die neue Stadt Dobrilugk erhob sich nach einer vom Herzoge festgesetzten Bauordnung in hufeisenförmiger Form ostwärts vom Schloßgraben auf dem Gelände des ehemaligen Schloßvorwerks. Mitten durch das von einem Wassergraben umflossene Stadttemplum wurde in stattlicher Breite genau von West nach Ost die Hauptstraße geführt, genau parallel durch mehrere Nebenstraßen, die samt der Hauptstraße in der Mitte von einer südnördlichen Straße rechtwinklig gekreuzt werden. Wo die südnördliche Straße die Hauptstraße überschreitet, erhob sich als größtes Haus des ganzen Ortes das stattliche Gasthaus mit seinem hohen Mansardendache und seinen geräumigen Höfen. Es ist noch jetzt in der Hauptsache unversehrt erhalten und verrät seinen sächsischen Ursprung durch die Benennung „Zum Rautenstrauch." Seine Räume dienten bei Anwesenheit des Hofes auch den Kavalieren als Unterkunft, deshalb wurde es früher auch das „Kavalierhaus" genannt. In der großen Gaststube steht

ein alter eiserner Ofen mit den Kurschwertern und der Jahreszahl 1562: er ist also weit älter als das Haus und wohl aus einem der Schlösser Vater Augusts herbeigebracht worden. Die Stadt erinnert in ihrer Regelmäßigkeit und in ihrer Grundgestalt an das auch hufeisenförmig vor dem Schloß der badischen Markgrafen angelegte Mannheim. An dieses sind im Laufe der Zeit große Vorstädte angewachsen, aber Dobrilugk hat bis heute seine Gestalt fast unverändert bewahrt und kann als ein Typus der Stadtgründungen aus der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts gelten.

Mit der Erbauung der Stadt und ihrer Erhebung zur Residenz mußte sich natürlich auch der Gedanke an eine Wiederherstellung der Klosterkirche einfinden. Es war wie eine Mahnung dazu, als man im Jahre 1672 bei der Umwandlung des alten Klosterkirchhofs in einen Lustgarten im Boden eine 1534 unter dem Abte Johannes gegossene Kirchenglocke unversehrt vorfand, die wohl in irgend einer Kriegsnot dort verborgen worden war. Im Jahre 1673 begann die Wiederherstellung der Kirche, 1676 wurde sie geweiht.[27]) Es ist anzuerkennen, daß man die machtvolle Schlichtheit des Innern der drei-

schiffigen spätromanischen Basilika nicht durch barocke Einbauten oder Gipsverkleidung, wie in Neuzelle, zerstört hat. So macht denn heute schon die Kirche im Innern einen ihrer großen Vergangenheit durchaus würdigen Eindruck. Aber sie wird vielleicht in wenig Jahren ihrer ursprünglichen Gestalt noch ähnlicher sein. Das hier und da, namentlich an den Fenstern vorgenommne Abklopfen des Putzes hat nämlich ergeben, daß sich darunter hartglasierte Ziegel mit abwechselnd roter und schwarzer Färbung zeigen. Noch weiß man nicht, ob dies im ganzen Bereich des aus den ersten Jahrzehnten des dreizehnten Jahrhunderts stammenden Bauwerks der Fall ist. Darüber werden weitere Untersuchungen bald Licht verbreiten, und dann werden die Architekten aus der Schule Friedrich Adlers[28]) nicht ruhn und rasten, bis der Putz völlig beseitigt und die alte Backsteinherrlichkeit wiederhergestellt ist.

Vielleicht verhilft auch der vielvermögende Kunstsinn unsers Kaisers, wie es bei der alten Klosterkirche zu Mühlberg mit so schönem Erfolge geschehn ist, der ehrwürdigen Stiftskirche von Dobrilugk zu einer freudvollen Auferstehung. Sie ist ja der einzige Rest der alten Herrlichkeit. Denn die übrigen Klostergebäude, die Abts-

wohnung und die Kreuzgänge, die ein nach Westen zu an die Kirche angeschobnes Quadrat bildeten, sind 1852 durch Feuer zerstört und nicht wieder aufgebaut worden, nur einige alte romanische Werkstücke sieht man in den Mauern der Scheuern und Ställe, die jetzt den einst geweihten Platz würdelos umgeben. In seiner Mitte trauern einige Birken und Fichten um das, was nicht mehr ist.

Die Umgebung von Dobrilugk bietet manchen schönen Spaziergang, z. B. nach der Hammermühle, deren schöner großer Teich an den alten, von den Mönchen besonders gepflegten Fischreichtum der Gegend erinnert.[29]) Auch der ehemalige Wildgarten auf dem rechten Ufer der Kleinen Elster mit seinen schön angelegten Wegen und herrlichen Baumgruppen bewahrt noch einen Schimmer des alten Glanzes. Überhaupt hat ein jahrhundertelanger Anbau rings um Dobrilugk und Kirchhain fruchtbare und liebliche Gefilde geschaffen. Will man aber die alte Landesnatur, das „Toberlu" Walters von der Vogelweide kennen lernen, so muß man die südlich von Dobrilugk liegenden Forsten, die alten Grenzwälder der Lausitz gegen die Mark Meißen, durchstreifen. Zu diesem Zwecke hatte mir der freundliche Postmeister des Städtchens den einzigen Passagiersitz

der am Morgen von der Bahnstation Rückersdorf in die benachbarten Walddörfer fahrenden Karriolpost zur Verfügung gestellt. So zog uns, den Schwager Postillon und mich, an einem wunderschönen Oktobermorgen ein rüstiger Brauner durch den sandigen, oft schön verästelten Kiefernwald nach Oppelhain, einem alten Klosterdorf, das Bodo von Ylburg im Jahre 1297 mit Schadewitz und der beide Dörfer umgebenden Heide für 275 Mark Freiberger Silbers an Dobrilugk verkaufte.[80]) Es ist noch heute ein langgestrecktes Waldbauerndorf ohne Rittergut mit einstöckigen Gehöften, überragt von einer kleinen, auf wildverwachsener Anhöhe halb versteckten Kirche. Als wir weiter fuhren, spähte ich vergebens nach dem in der Urkunde genannten Grenzbach „Thorineke," nach dem Orte „Gork, quod theotonice Horst vocatur," nach „Rachoz, quod etiam dicitur Horst" und andern Grenzmalen. Welche lockende Aufgabe für einen Geschichtsfreund, mit Hilfe alter Flurkarten, mündlicher Überlieferung und eigner topographischer Forschung alle die in den Dobrilugker Urkunden vorkommenden Ortsnamen richtig zu lokalisieren und zu deuten! Unterdessen sind wir um das zwischen Oppelhain und Gordon liegende sumpfige Gelände herumgekommen und fahren in dieses Dorf

ein: es liegt recht ansehnlich auf einer großen Waldblöße, von Windmühlen umgeben. Nach einer Urkunde von 1394[31]) bestand zwischen den Herzögen von Sachsen-Wittenberg und Dobrilugk ein Streit um das Dorf „Jordan und daz holtz genant Lug, daz hinder dem solbin dorfe gelegen ist“; das Dorf heißt heute im Volksmunde „Gorne,“ das von Sümpfen durchzogne Holz aber noch immer der Luch oder Lauch (siehe Abbildung Seite 335). Dahin führte mich des Gordoner Gastwirts blondes Töchterlein. Denn ich wollte im Lauch das nicht eben leicht zu findende Waldatelier des Malers Franz Schreyer aufsuchen, dem ich schon längst einen Besuch schuldig war. An dem Punkte, wo sich von dem südwärts leitenden Hauptwege rechts ein schmaler Fußweg trennt, verließ mich meine kleine Führerin, und nun wanderte ich einsam weiter durch die Wildnis den Floßgraben entlang, der einst den Holzreichtum der Finsterwalder und Dobrilugker Forsten über Elsterwerda zur Elbe führte. Kaum war ich ein Viertelstündchen weitergegangen, da sah ich plötzlich Tisch und Bank auf grünem Rasen und dicht dabei ein braunes Holzhäuschen friedlich unter dem Schutze des nach allen Seiten vorspringenden Walmdaches liegen. Als ich näher kam, bewiesen mir eine mit einem

Drahtgitter verschlossene Laube voll getrockneter Torfziegel, eine aus Steinen vor dem Hause errichtete Feuerstätte und zwei Aschenhaufen, daß die Siedlung bewohnt war. Das große nach Norden gerichtete Fenster und einige blaue und gelbe Ölfarbenkleckse am Holzwerk verraten das Maleratelier. Aber vergebens klopfe ich in immer stärkerer Tonart an Tür und Fenster, der Vogel ist ausgeflogen. Trotzdem setze ich mich auf die Bank am Tische, und indem ich das vorsichtigerweise aus Gordon mitgebrachte Schinkenbrot verzehre, ruhe ich mich aus und sauge die ganze Anmut und den stillen Zauber dieses Plätzchens in mich ein. Über mir spannt sich azurblau der wolkenlose Himmel, um mich her flutet warmer Sonnenschein, webt lautlose Stille, nur eine späte Grille zirpt im nahen Ginsterbusch. Wie wonnesam ist es doch an solchem Tage in dieser Waldeinsamkeit. Schreyers Blockhaus steht dicht am Floßgraben in einer kleinen, runden Lichtung; wie Wächter und Schützer stehn die dunkeln Kiefern und hellen Birken rings im Kreise, fast andächtig, als wüßten sie, wie sehr sie der Meister liebt, und wie er es versteht, sie in der wechselnden Beleuchtung der Gezeiten so zu idealisieren, daß dann ihr Konterfei würdig erscheint, in be-

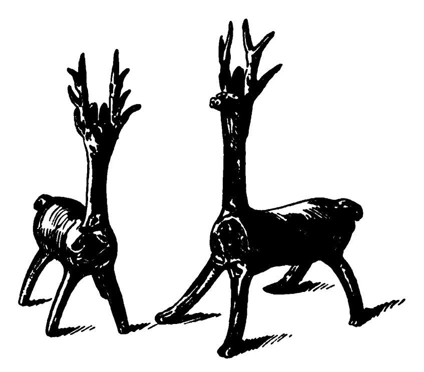


Der Lauch im Vorfrühling,
nach einer photographischen Aufnahme von Franz Schreyer

rühmten Galerien einen hervorragenden Platz einzunehmen. Wenn Walter von der Vogelweide eins der Lauchbilder sehen könnte, die hier unter geheimnisvoller Mitwirkung der Natur und des Himmelslichtes entstehn, er würde versöhnt aus den Dobrilugker Wäldern scheiden und drunten im malerischen, vielgestaltigern Tirol verkünden, daß dem kundigen Auge auch in den Wäldern des Nordens echte Poesie lebendig wird, gleich würdig der tönenden Harfe wie des farbenfrohen Pinsels. Beglückt scheide auch ich von dieser echter Kunst geweihten Stelle, nachdem ich dem Maler einen Freundesgruß in den Briefkasten geschoben habe, und erfahre einige Tage später, daß der Gesuchte doch eigentlich daheim war: wenig hundert Meter von mir saß er mit seinem Malgerät inmitten des Lauchs und malte an einem großen Bilde, das dem Beschauer die Frühherbststimmung dieser Heide ins Herz zaubern soll. Mein Weg führt durch stille Wälder, in denen man keinen Wagen, kaum einen Wandrer trifft, abwärts nach Hohenleipisch. Auf der Höhe vor dem Dorfe schaue ich noch einmal auf das durchwanderte Gebiet zurück: ein fast ununterbrochnes, meilenweites, dunkles Waldmeer, aus dem sich nur die roten Dächer von Gordon wie eine ferne Insel

herausheben. Wie einsam muß es in diesen Grenzwäldern erst gewesen sein, ehe die Zisterzienser von Dobrilugk darin die Fluren der deutschen Walddörfer roden ließen, ehe sich noch die durch ihre Namen verschwisterten Edelsitze Finsterwalde und Sonnenwalde trotzig erhoben! Hohenleipisch ist ein großer lichter Ort mit vordem bedeutender Töpferei. Ehe die Milchwirtschaft mit den jetzt verbreiteten Separatoren arbeitete, wurden hier alljährlich zu vielen Tausenden die hartgebrannten grauen Milchsatten und Krüge hergestellt, die dann in hochgetürmten Wagenladungen nach den an der Elbe gelegnen Katschhäusern und Fichtenberg hinuntergefahren wurden, von wo sie auf dem Strome bis nach Holstein verfrachtet wurden. Diese Industrie beruhte auf guten Tonlagern in der Nähe des Dorfes und auf dem fast unerschöpflichen Holzvorrat der Dobrilugker Wälder. Beinahe jedes Haus hatte seinen Brennofen. Aber das blühende Gewerbe ist arg zurückgegangen: viele Öfen sind erloschen, in andern wird wertloseres Braunzeug hergestellt. Trotzdem trifft man die Hohenleipischer Töpferwagen noch hier und da auf den Jahrmärkten, und wo der Töpfermarkt nicht mehr lohnt, da handeln die Hohenleipischer mit

Wacholdersaft, Mottenkraut und getrockneten Pilzen. Auch eine auf uralter Überlieferung beruhende Formerei von Hirschen, Löwen und andern Tiergestalten war hier noch vor einem Menschenalter im Schwange. Ihre Erzeugnisse, jetzt selten geworden und von den Freunden der Heimatkunst zu hohen Preisen gesucht, zeigen die rohen, abenteuerlichen Gestalten der tönernen Tiere, wie sie einst die Slawen ihren Toten mit ins Grab gaben. Ich habe mit Mühe noch einige davon erlangt. Der letzte Töpfer, der solcherlei für den Handel fertigte, hat sich vor etwa zwanzig Jahren aus Unmut über das Daniederliegen seines Handwerks im eignen Töpferofen verbrannt. Heute würde er vielleicht voll beschäftigt sein.



Tönerne Hirsche aus Hohenleipisch



Anhang

Abkürzungen: HStA = K. Sächs. Hauptstaatsarchiv in Dresden; Niederl. Mitt. = Niederlausitzer Mitteilungen; UB Neuzelle = E. Theuner, Urkundenbuch des Klosters Neuzelle (Lübben 1897); PC = Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen.

1. Senftenberg und Altdöbern

1) (S. 9) Kreyßig und Francke, Beiträge zur Historie der sächsischen Lande V, 32—109: Annales Senftenbergenses manuscripti und W. Lippert, Die dobrilugkischen Klosterdörfer Nussedil und Dobristroh, Niederl. Mitt. VI, S. 224.

2) (S. 9) Kreyßig und Francke a. a. O., S. 88 f.

3) (S. 10) Schumanns Lexikon XI, 95.

4) (S. 11) HStA Loc. 1347: Die Aufrichtung derer Glas-Manufakturen in Dresden und Glücksburg betreffend, anno 1700 et sequ. Blatt 63: Bericht vom 29. November 1709 wegen Errichtung einer Spiegelfabrik in Friedrichsthal vergl. Reinhardt, Beiträge zur Lebensgeschichte von E. W. von Tschirnhaus, Programm von St. Afra 1903.

5) (S. 15) Karl Justi, Winckelmann und seine Zeitgenossen I², 267--271.

6) (S. 16) Ernst Sigismund in der Montagsbeilage des Dresdner Anzeigers vom 24. Februar 1902.

7) (S. 16) Flathe, Gesch. Sachsens II, 535. Eine ausführliche Publikation über den nach Brühls

Tode gegen Heineken geführten Prozeß wird von Herrn Justizrat Dr. Lehmann in Blasewitz vorbereitet.

8) (S. 18) Ersch und Gruber, Realencyklopädie II, 4, 193 f. Ein sehr gutes großes Ölbild der Mutter Heinekens von Balthasar Denner (1685—1749) befindet sich im Besitze des Freiherrn von Bischoffshausen auf Bollensdorf, dessen Gemahlin die Tochter der Frau von Heineken auf Niederjahna bei Meißen ist.

9) (S. 19) Die Ausgabe und deutsche Übersetzung der Schrift des Pseudo-Longinus *Περὶ ὕψους* („Vom Erhabnen"), die Heineken im Jahre 1737 in Dresden erscheinen ließ, ist den vier jungen Grafen Sulkowski, „vier Brüdern gleich-großer Hoffnung, meinen gnädigen Herren" gewidmet.

10) (S. 20) Frau von Heineken auf Niederjahna besitzt das im Jahre 1754 in Paris von Descourt gemalte Porträt des Kammerrats von Heineken, auf dem er dargestellt ist, einen Brief in der Hand mit der Aufschrift: Au Roy. Zu der unten im Texte erwähnten Gefangensetzung Heinekens erwähne ich noch den Aufsatz W. Lipperts: „Briefe Friedrichs des Großen an die Gräfin Brühl" in den Niederl. Mitt. VIII, 153—159.

10b) (S. 23) HStA Loc. 1401, Vol. V, Blatt 8—22.

11) (S. 23) Bollensdorf liegt südwestlich von Dahme und ist noch heute im Besitze der Nachkommen Heinekens, vergl. Anm. 8.

11b) (S. 24) HStA Loc. 1401, Vol. V, Blatt 46—52.

12) (S. 27) Heineken meint hier das von ihm in Kupferstichen herausgegebne große Galeriewerk: Recueil d'Estampes d'après les plus célèbres tableaux de la Galerie Royale de Dresde, wovon der 1. Band 1753, der 2. 1757 erschien; es wurde 1872 durch einen 3. Band abgeschlossen.

13) (S. 30) Leben und Charakter Brühls (1760/61 anonym erschienen) II, 117. Auf Seite 118 dieses Pamphlets scheint von Heineken, wie es öfter auch in modernen Geschichtswerken geschieht, mit dem vom Lakai zum Grafen und Minister emporgestiegnen Hennicke verwechselt zu sein.

14) (S. 32) W. Lippert a. a. O., Niederl. Mitt. VI, S. 212.

15) (S. 32) Kreyßig und Francke a. a. O., II, S. 396 f.

16) (S. 32) Niederl. Mitt. V, 190; Memorabilien des Pfarramts zu Altdöbern im Neuen Lausitzischen Magazin XXX, 89—179.

17) (S. 33) a. a. O. unter Anno 1645.

18) (S. 34) a. a. O. unter Anno 1705 u. 1712.

19) (S. 34) vergl. S. 29. Dem jetzigen Besitzer der Herrschaft Altdöbern, Herrn Grafen von Witzleben-Altdöbern, verdankt der Verfasser manchen Aufschluß über die Geschichte des Schlosses sowie wertvolle Photographien.

20) (S. 35) Gustav Otto Müller, Vergeßne und halbvergeßne Dresdner Künstler (Dresden 1895), S. 52 f.

21) (S. 35) C. H. von Heineken, Neue Nachrichten von Künstlern usw. I, 23.

22) (S. 36) Gustav Otto Müller a. a. O. S. 56 f.

23) (S. 37) Karl Justi, Winckelmann I², 269 f.

24) (S. 38) a. a. O. I², 248.

25) (S. 48) Christian Wilhelm Ernst Dietrich, auf den meisten seiner Bilder unterschreibt er sich: Dietricy, vergl. den Katalog der K. Gemäldegalerie zu Dresden von Karl Woermann (Große Ausgabe), S. 670 f.

26) (S. 49) C. H. von Heineken, Neue Nachrichten usw. I, S. 14.

27) (S. 52) Lessings Oden II, 3: An Herrn Gleim.

28) (S. 53) a. a. O. I, S. 11.

29) (S. 54) C. H. von Heineken, Nachrichten von Künstlern usw. I, 273 f.

30) (S. 54) Memorabilien des Pfarramts zu Altdöbern im Neuen Lausitzischen Magazin XXX (1853), S. 141 f., unter Anno 1751.

31) (S. 55) a. a. O., unter Anno 1749. Überdies verdankte die Altdöberner Kirche Heineken manche Schenkung, vergl. z. B. a. a. O. S. 169: „A. 1765 d. 13 Mart. haben die hochadel. Herrschaft den großen silbernen Kelch nebst patene und Oblatenschachtel in die Kirche geschenket und bei dero nach dem in Dresden erlittenen fünfvierteljährlichen Arrest (s. oben S. 22 f.) hier wieder zum ersten Mal gehabten Communion-Andacht auch zum ersten Male gebraucht und eingeweihet." Diese Abendmahlsfeier bildet den Übergang zu Heinekens Stilleben auf Altdöbern, das er, zuletzt erblindet, aber immer mit seinen Sammlungen, Büchern und mit Musik beschäftigt, bis zum 24. Januar 1791 (s. oben S. 15) führen durfte.

2. Aus dem Spreewalde

Von der umfangreichen Literatur über den Spreewald habe ich nur drei Bücher benutzt: Franz, Der Spreewald in physikalisch-statistischer Hinsicht, Görlitz 1800, Virchow und von Schulenburg, Der Spreewald und der Schloßberg von Burg, Berlin 1880, W. von Schulenburg, Wendische Volkssagen und Gebräuche aus dem Spreewald, Leipzig 1880.

1) (S. 62) Schumanns Lexikon von Sachsen XII, S. 205.

2) (S. 66) Virchow und von Schulenburg, Der Spreewald, S. 18.

3) (S. 71) a. a. O., S. 9.

4) (S. 71) Posse, Die Wettiner, Tafel 1.

5) (S. 72) W. von Schulenburg, Wendische Volkssagen, S. 1 u. 9.

6) (S. 76) Franz, Der Spreewald, S. 70 f.

7) (S. 79) W. von Schulenburg, Wendische Volkssagen usw., S. 97.

8) (S. 79) a. a. O., S. 89.

9) (S. 79) a. a. O., S. VIII.

10) (S. 81) a. a. O., S. 277 f.

11) (S. 82) a. a. O., S. 54.

12) (S. 82) a. a. O., S. XV.

13) (S. 84) a. a. O., S. 181.

14) (S. 92) a. a. O., S. 19.

15) (S. 94) Flathe, Gesch. Sachsens II, 92. In einer Quarthandschrift der Dresdner K. Bibl. B 27 findet sich ein „Vor Zeichnus der Bücher, welche in der jungen Herrschaft (Christians II. und Johann Georgs I.) Studirstüblein in drei Tabulat sein gesetzet worden" und darin p. 24 r zu den tomi Lutheri die Randbemerkung: „Seind uff gnedigstes bevehlich des Churfürsten (Christians I.) dem welschen graffen Rocho von Linar geben worden ... Den 8 Aprilis anno 1591."

16) (S. 94) W. von Schulenburg a. a. O., S. 96 f.

3. Von der Spree zur Oder

1) (S. 97) W. Lippert, Niederl. Mitt. III, S. 73 f.

2) (S. 97) Ernst von Schönfeld, Aus alter Zeit (Kottbus 1892), S. 13.

3) (S. 98) a. a. O., S. 46 f.

4) (S. 98) a. a. O., S. 50 f.

5) (S. 99) V. Czerwenka, Persekutionsbüchlein (Gütersloh 1869). Nach einer Mitteilung des Herrn Pfarrer Kruschwitz in Werben gibt es allerdings dort weder eine mündliche noch eine schriftliche Tradition

über die Erwerbung des interessanten Kelches, der die Jahreszahl 1606, die Allianzwappen der Grafen Schlick und der Freiherrn von Schmirsitz und eine Umschrift trägt, durch die er als eine Stiftung des Grafen „Joachim Andreas Schlick zu Holeytsche Herr" und seiner Gemahlin „Anna Katharina Schmirsitzka Herrin zu Mukarow, Nachod, Swetice" erscheint. Da Magister Victorinus Werben 1621 als Pfarrer der Prager Nikolauskirche dem Grafen vor der Hinrichtung das Abendmahl spendete, so kann der Kelch auch ein von dem genannten Ehepaare gestiftetes Eigentum dieser Kirche gewesen und von dem später aus Prag vertriebnen Pfarrer in sein Heimatsdorf gebracht und dort an die Kirche verkauft worden sein. Die alten Kirchenbücher und Kirchenrechnungen von Werben sind 1641 bei einem Einfall der Schweden verbrannt, die jetzigen beginnen erst mit dem Jahre 1642.

6) (S. 100) E. von Schönfeld a. a. O., S. 76.

7) (S. 100) Schumanns Lexikon V, 107 f.

8) (S. 101) Über solche ostelbische Stadtanlagen vergl. das Programm des Straßburger Lyceums von Joh. Fritz, Deutsche Stadtanlagen (1894).

9) (S. 105) Spartian, Hadrianus c. 25:

> Animula vagula blandula
> hospes comesque corporis,
> quæ nunc abibis in loca
> pallidula rigida nudula
> nec ut soles dabis iocos!

10) (S. 106) W. Lippert, Wettiner und Wittelsbacher usw., S. 260.

11) (S. 106) a. a. O., S. 213.

12) (S. 108) E. von Schönfeld a. a. O., S. 18, 20 f., 33 f., 36 f.

13) (S. 110) Schumanns Lexikon III, 634 f., W. Lippert a. a. O., S. 117, 127, 213, 306, 309.

14) (S. 110) Schumanns Lexikon III, 636.

15) (S. 112) Niederl. Mitt. V, 441 f.

16) (S. 115) Der slawische Dorfname Schiedlo findet sich in der Form Schiedel auch in Sachsen bei Crimmitschau und bei Kamenz; er bedeutet „Flügel" und bezeichnet ein nur nach einer Richtung hin gebautes Reihendorf, vergl. R. F. Albrecht in den Schönburger Geschichtsblättern III, 146.

17) (S. 116) E. Theuner, Urkundenbuch des Klosters Neuzelle und seiner Besitzungen (Lübben 1897) (= UB Neuzelle), S. 2, Anm. Ein Theodoricus de Sydlow erscheint schon 1229 unter den comites, die eine Urkunde des schlesischen Herzogs Heinrich des Bärtigen für Heinrichsau bezeugen. Noch etwas älter sind Dirzizlaus castellanus de Schidelow und Peregrinus castellanus de Sidlow.

18) (S. 117) a. a. O., S. 1.

19) (S. 117) F. X. Wegele, Friedrich der Freidige usw. (Nördlingen 1870), S. 45.

20) (S. 118) Flathe, Geschichte Sachsens I, 173.

21) (S. 119) HStA Dresden, Or.-Urk. 471, vergl. UB Neuzelle, S. 1, 2.

22) (S. 119) UB Neuzelle, S. 3.

23) (S. 119) Niederl. Mitt. V, 395.

24) (S. 120) s. S. 149 f.

25) (S. 121) Tittmann, Geschichte Heinrichs des Erlauchten II, S. 275 f., O. Posse, Die Wettiner, Tafel 4.

26) (S. 121) Destinata litteraria et fragmenta Lusatica (Lübben 1738) I, S. 55.

27) (S. 121) O. Posse a. a. O., Tafel 4, 23 und W. Lippert, Wettiner und Wittelsbacher, S. 4 f.

28) (S. 124) Im Theatrum Europaeum XV, S. 302 finden wir unter den „Propositionen und Erbieten an Polen," die der Oberst von Flemming der „Republique" und dem Kardinal überreichte, als Punkt 11: „Die Müntze, als welche in Polen auff schlechtem Fuß stünde, solte verbessert und die Commercien, wozu dann Leipzig sehr bequem läge, in Flor gebracht werden."

29) (S. 124) K. v. Weber, Zur Geschichte des sächsischen Hofes usw. im Archiv f. sächs. Gesch. VIII, 38 f.

30) (S. 128) Niederl. Mitt. V, 345 f.

31) (S. 129) HStA Dresden, Loc. 6125.

32) (S. 132) HStA Dresden, Ordres vom General von Flemming, Vol. III, 1712, Loc. 10901.

33) (S. 132) HStA Dresden, Loc. 3016: „Sachen mit Moscau, so zu keinen gewissen Acten gebracht werden können 1697—1716", s. P. Haake, König August der Starke, S. 16 u. 27.

34) (S. 133) P. Haake a. a. O., S. 14 f.

35) (S. 134) Georg Stellanus, Grenzboten 1902 III, S. 484.

36) (S. 135) Ms. Dresd. e 76: Portraits des Cours, Princes et autres personnes. Der Text beginnt: Dresden le 16 Janv. 1722. . . . . . est un Prince de bon air, qui plait et qui ravit les cœurs de ceux qui le voyent. Il est d'un temperament robuste et s'il ne s'y etoit par trop fié et qu'il en eut usé avec plus de moderation, il atteindroit indubitablement un grand age. Il est d'une humeur melancolique et par consequent il a la conception vive etc.

37) (S. 141) HStA Dresden, Loc. 781, Absterben Augusts II.

38) (S. 142) Die hier angestellten Betrachtungen über die sächsische Politik zwischen 1697 und 1763, die ich schon in einem am 7. Dezember 1903 im K. S. Alter-

tumsverein zu Dresden gehaltnen Vortrage „Schiedlo und die polnische Politik der Wettiner" ausgeführt habe, berühren sich zu meiner Freude in vielen Punkten mit den Ergebnissen, die neuerdings J. Ziekursch „Sachsen und Preußen um die Mitte des 18. Jahrhunderts" (Breslau 1904) veröffentlicht hat.

39) (S. 143) Cochius, Aus dem Urbarium von Schiedlo, Niederl. Mitt. VI, S. 33 f. Weitere Materialien zur Geschichte des Streites um das Territorium von Schiedlo bringt ein Aufsatz von Hugo Jentsch „An der Grenze zwischen Brandenburg und der Niederlausitz" im Archiv der Brandenburgia (Berlin 1904) X, 79—85.

4. Das Stift Neuzelle an der Oder und sein Hinterland

1) (S. 149) Das von dem Weihbischof Mauermann geschriebne Buch „Kloster Neuzell" ist 1840 in Regensburg anonym erschienen.

2) (S. 149) s. S. 345, Anmerkung 17.

3) (S. 149) Niederl. Mitt. VI, 259.

4) (S. 149) UB Neuzelle, S. 4 f.

5) (S. 150) vergl. S. 115 f.

6) (S. 151) UB Neuzelle, S. 5, Z. 10 f.

7) (S. 151) a. a. O., S. 8 f.

8) (S. 151) a. a. O., S. 13.

9) (S. 151) a. a. O., S. 17.

10) (S. 151) a. a. O.

11) (S. 151) a. a. O., S. 15.

12) (S. 151) a. a. O., S. 22.

13) (S. 151) a. a. O., S. 23.

14) (S. 151) a. a. O., S. 40.

15) (S. 152) a. a. O., S. 42 f.

16) (S. 152) a. a. O., S. 42, Anm.

17) (S. 152) Niederl. Mitt. V, 396.

18) (S. 152) UB Neuzelle, S. 58 f.

19) (S. 153) a. a. O., S. 5—7.

20) (S. 153) Theuner im UB Neuzelle, S. 4, Anm. 1. Vergl. Winter, Die Zisterzienser des nordöstlichen Deutschlands I, S. 360: abbati de Cella committitur auctoritate cap. gen. ut in abbatia monasterii Novae Cellae introducat conventum et abbatem instituat non exspectato altero mandato vel licentia cap. gen. et sit perpetuo filia dictae Cellae.

21) (S. 154) s. unten S. 162 f. und Müllenhof, Zt. des Vereins für Volkskunde zu Berlin, X (1900), S. 24.

22) (S. 154) ... que sita sunt infra spacium unius miliaris ab eadem villa Starczedel in longitudine et latitudine circulariter mensurando.

23) (S. 154) UB Neuzelle, S. 44, Z. 29. Das südlich von Guben an der Lubis gelegne Starzeddel kann unmöglich der ursprüngliche Ort des Klosters gewesen sein; es ist zu weit von Neuzelle entfernt.

24) (S. 155) Abt Johann erwähnt 1335 das „zygilbornen", UB Neuzelle, S. 29, Z. 2.

25) (S. 156) Destinata litt. V p. 381.

26) (S. 156) Über den ganzen Bau vergl. Fr. Adler, Mittelalterliche Backsteinbauwerke des preußischen Staates II, S. 114 f.

27) (S. 156) Destinata V p. 381.

28) (S. 156) UB Neuzelle, S. 28, Z. 27.

29) (S. 157) a. a. O., S. 27 f.

30) (S. 157) a. a. O., S. 117.

31) (S. 158) Walter, Fischerei im Nebenbetriebe, S. 375.

32) (S. 158) Berliner Staatsarchiv A[a] Rep. 21 D. acc. 9057 a und b; vergl. UB Neuzelle, S. 117 f.

33) (S. 158) UB Neuzelle, S. 118.

34) (S. 161) a. a. O., S. 121.

35) (S. 161) a. a. O.

36) (S. 161) a. a. O., S. 122, Z. 33 f.

37) (S. 161) a. a. O., S. 120.

38) (S. 139) a. a. O., S. 126 f.

39) (S. 162) N. Arch. f. sächs. Gesch. IV, 1 f.

40) (S. 162) UB Neuzelle, S. 5, Z. 14: arboribus quoque in quibus apes mellificare consueverunt, que büten in vulgari nuncupantur.

41) (S. 163) vergl. a. a. O., S. 123, Z. 2.

42) (S. 165) a. a. O., S. 126.

43) (S. 165) a. a. O., S. 127.

44) (S. 166) Kloster Neuzell, S. 69.

45) (S. 167) a. a. O., S. 88.

46) (S. 167) Folgende auf UB Neuzelle, S. 118 f. und „Kloster Neuzell", S. 121 f. beruhende Tabelle mag den Unterschied veranschaulichen:

	1420		1618		
	Hufen	Kossäten	Hufen	Kossäten	Häusler
Wellmitz	60	27	30	36	18
Möbiskruge	50	8	21	10	—
Fünfeichen	40	9	15	19	—
Schwerzkow	24	2	5	7	—
Kummerow	24	6	3	21	—
Bremsdorf	30	6	9	15	—

47) (S. 168) Die Zahlen ergeben sich aus der Addition der von Mauermann „Kloster Neuzell" angeführten Tabelle, die von ihm im Texte S. 121 angeführten Zahlen scheinen ungenau zu sein.

48) (S. 168) Kloster Neuzell, S. 115 f.

49) (S. 169) a. a. O., S. 129 f.

50) (S. 170) a. a. O., S. 147.

51) (S. 170) a. a. O., S. 163.

52) (S. 170) S. Bernardi opera, Antverpiae 1616, p. 1490.

53) (S. 171) Kloster Neuzell, S. 201.

54) (S. 172) a. a. O., S. 202.

55) (S. 173) Dieses und das Folgende nach den bei Mauermann, Kloster Neuzell, S. 225 f. gedruckten Akten.

56) (S. 184) Reuter, Die Fischerei in den Gewässern des Forstreviers Siehdichum (Mitteilungen des Fischereivereins für die Provinz Brandenburg 1900), S. 1—33.

57) (S. 186) s. oben S. 158.

5. Vom Schwielochsee zur Schwarzen Elster

1) (S. 194) Nordhausen, Im Boote durch die Mark, Mitteil. des Fischereivereins für die Mark Brandenburg 1903, 1 S. 14—69.

2) (S. 195) Schumanns Lexikon III, 370.

3) (S. 197) Die Geschichte Lübbens hat in dem ehemaligen Bürgermeister der Stadt J. W. Neumann einen verständnisvollen Bearbeiter gefunden. Seine zweibändige „Geschichte der Kreis-Stadt Lübben" erschien 1846. Neuerdings wird ein Urkundenbuch der Stadt, in dem auch das Stadtbuch abgedruckt wird, von Woldemar Lippert vorbereitet.

4) (S. 198) Thietmar (ed. Kurze) VI, 33: regi pascha Ratisbone celebranti de Liuticis et ab hiis, qui a civitate magna Livilni (liulni, luilni) dicta missi fuerant . . . Wahrscheinlich ist statt des verschriebnen Namens Luibni zu setzen.

5) (S. 198) Neumann a. a. O. I, 35.

6) (S. 200) Lippert, Wettiner und Wittelsbacher in der Niederlausitz, S. 30 u. 42, Anm. 26.

7) (S. 200) Neumann I, 54.

8) (S. 200) Lippert a. a. O., S. 201 f. und

Clausnitzer, Versammlungen der Niederlausitzer Stände 1526—1635, Niederl. Mitt. V, 169—263.

9) (S. 201) Neumann II, S. 85 f.

10) (S. 202) Neumann I, S. 70.

11) (S. 202) Clausnitzer a. a. O.

12) (S. 204) Neumann II, S. 36.

13) (S. 208) a. a. O. II, S. 95.

14) (S. 210) a. a. O. II, S. 267 f.

15) (S. 210) f. S. 285 f.

16) (S. 211) Neumann I, S. 147 f.

17) (S. 212) a. a. O. I, S. 156.

18) (S. 212) Allgem. deutsche Biographie VIII, 774 bis 783.

19) (S. 214) Neumann I, S. 143.

20) (S. 217) Allg. deutsche Biographie XIII, 212 f.

21) (S. 221) Vetter, Chronik der Haupt- und Kreis-Stadt Luckau 1871.

22) (S. 222) Lippert, Das älteste Stadtsiegel von Luckau, Niederl. Mitt. V, 264 f.

23) (S. 222) Lippert, Wettiner und Wittelsbacher usw., S. 125.

24) (S. 223) Vetter a. a. O., S. 142 f.

25) (S. 226) Th. Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg IV, 44—53.

26) (S. 236) Schumanns Lexikon I, S. 593 f.

27) (S. 227) Thietmar (ed. Kurze) I, 16; VI, 59; VII, 20.

28) (S. 232) R. Krieg, Chronik der Stadt Schlieben 1897.

29) (S. 233) a. a. O., S. 77.

30) (S. 241) Veröffentl. des Altertumsvereins zu Torgau XV u. XVI, S. 9 f.

31) (S. 244) Oppositions-Blatt oder Weimarische Zeitung vom 15. Oktober 1817.

32) (S. 244) C. Schuchhardt, Römisch-germanische Forschung in Ilbergs N. Jahrb. 1900, S. 110 f.

33) (S. 245) K. Pallas, Geschichte der Stadt Herzberg 1900.

34) (S. 246) a. a. O., S. 225 f.

6. Graf Brühl und seine Schlösser

1) (S. 251) Berling, Einiges über die Bauten und Kunstschätze des Ministers Brühl, Jahresbericht des K. S. Altertumsvereins 1900/1901, S. 8 f.

2) (S. 252) Diese Briefe Brühls gedenke ich als eine Publikation der Königlich Sächsischen Kommission für Geschichte herauszugeben.

3) (S. 253) W. Lippert, Vasallenverzeichnisse der niederlausitzischen Herrschaften Forst und Pförten usw., Niederl. Mitt. VIII, 105 f.

4) (S. 253) Schumanns Lexikon II, S. 669; vergl. Lippert a. a. O., S. 110 f.

5) (S. 261) W. Lippert, Zur Geschichte von Spremberg und Pförten, Niederl. Mitt. IV, 168 f.

6) (S. 268) Lessings Oden II, 3: An Herrn Gleim.

7) (S. 272) Friedrich II., Histoire de la guerre de sept ans, Chap. 2. (Œuvres de Frédéric le Grand [Berlin 1847] IV, 18 f.) Die Ode au comte de Brühl steht a. a. O. X, 45—47. Dazu kommen die zahlreichen Äußerungen über Brühl im XIV.—XVIII. Band der PC; vergl. W. Lippert, Friedrichs des Großen Verhalten gegen den Grafen Brühl usw., Niederl. Mitt. VII, S. 91 f.

8) (S. 272) Lippert a. a. O., S. 132.

9) (S. 273) PC XIV, 452.

10) (S. 274) Heinze, Dresden im Siebenjährigen

Kriege, Mitteil. des Vereins f. Geschichte Dresdens V, 69, 77.

11) (S. 274) PC XV, S. 445—463, Nr. 9447 bis 9465.

12) (S. 275) C. H. von Heineken, „Neue Nachrichten von Künstlern“ I, S. 13.

13) (S. 276) Zu den im Texte angeführten Quellen kommt noch der Bericht des gräflichen Bettmeisters Pannier in Grochwitz, auf den G. Kästner, Generalmajor von Mayr und sein Freikorps, Meißen 1904, S. 64, Anm. 2 aufmerksam gemacht hat. Er findet sich HStA, Loc. 3254: Die preuß. Invasion in Sachsen bey Eröffnung des 7jährigen Krieges II eingeheftet und lautet:

Nachdem Se. M. der König von Preußen den 20. früh mit dem 1. Bataillon Garde und dem Winterfeldischen Regiment, auch denen Feld Jägern hier eingerückt, so ward eine Stunde nach seiner Ankunft mit der Plünderung der Anfang gemacht. Es waren einige Officiers vor Sr. M. hier angekommen, die mir denn sagten, ich möchte die besten Sachen aus den Zimmern schaffen, weil ich die Pursche von der Garde würde einquartiert bekommen. Ich packte also in der Geschwindigkeit die große Sing-Uhr nebst etlichen Porcellaine in einen Korb, deckte ein Serviet darüber, und wollte damit zum Haus hinaus zu mir hinüber wandern, als mir der König auf der Treppe begegnete, mit dem Stock in Korb stieß und zu mir sagte: Geh zum Teufel. Mit der Plünderung ist biß zum völligen Abmarch derer Troupen continuieret worden. Der König ist den 24. fortgegangen, und da wurde auch noch das Zimmer, worinne er logieret, noch vollends ausgeräumt. Es ist das gantze Palais ledig, sodaß auch nicht einer Stecke Nadel Wert mehr darinne vorhanden. Die Schlösser

sind von allen Thüren abgebrochen, die Fenster eingeschmissen. Sechs große Wagen mit Meublen sind weggefahren worden; Wie dann die Soldaten die Spiegel, Kommoden und Tische, weil sie in Hertzberg keine Käufer darzu finden konnten, zerschlagen und die letztern ins Feuer geworfen haben.

Ich hatte zwar in der Kapelle zwischen der Wand und dem Dache vieles von dem guten Tischzeuge und Wäsche verborgen, allein es ist alles aufgeschlagen worden. Sogar haben sie in allen Gewölbern die Platten aufgehoben und visitieret, ob nichts vergraben wäre. Im Garten ist weiter nichts geschehen, als daß sie einige Statuen zerschmißen, andere aber ins große Bassin hineingeworfen. So wie im Palais, ebenso ist auch in denen Wirtschafts Gebäuden gehauset worden, es ist kein Schloß an denen Thüren und Thoren mehr zu finden, alles Getreyde, alle Fütterung, alles Vieh ist consumieret. Der Kammer Rath von Heinecken ist jetzo allhier und hat befohlen, daß für einige Thüren nur einstweilen Ketteln gemachet, um nur solche vor dem Winde zuzuhalten, denn zu verwahren ist nichts mehr da. Ich muß noch melden, daß der Herr Obriste Lentulus von einem Soldaten, der die Kapelle mit geplündert, den Kelch und die übrigen Geräthschaften vor 50 Thaler gekaufft und mir beim Abzug zur Verwahrung wieder zugestellet. Der Herr Kammer Rath ist beschäfftiget mit dem Pachter sich des erlittenen Schadens halber zu berechnen und das Guth in Administration zu nehmen, wie er denn einen bloßen Aufseher hersenden wird, weil dieses Jahr neues Vieh und Fütterung zu erkauffen weder möglich noch rathsam ist, sondern alles biß zum Frühling ausgesetzet bleiben muß. Indessen wird alles richtig aufgeschrieben, was geplündert und ruinieret worden. Zu Rhanisdorff ist es mit dem

Forwerge eben so zu gegangen, etliche Kühe haben die Soldaten noch übrig gelassen, indem sie solche denen Mägden geschenkt haben. Die Dörffer insgesamt als Grochwitz, Borcke, Rhanisdorff und Buckau haben viel gelitten, indem ihnen auch allenthalben Pferde und Rindvieh weggenommen worden.

Daniel Pannier
Bettmeister allda.

14) (S. 277) PC XVI, 87, Nr. 9578.

15) (S. 278) PC XVI, 89, Nr. 9580. In den Angaben über diese und die im folgenden erzählten Vorgänge bei Kästner, Generalmajor von Mayr, S. 64 f. finden sich Irrtümer, weil Kästner weder die „Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen" noch Lippert „Friedrichs des Großen Verhalten gegen Brühl" (s. Anm. 7) benutzt hat.

16) (S. 278) C. Gurlitt, Beschreibende Darstellung der Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen XIX, S. 198.

17) (S. 279) HStA, Loc. 1401, Vol. V, Blatt 46—52.

18) (S. 280) HStA, Loc. 6484: Die durch den nach des Herrn Premierministers, Grafen von Brühl, Guts gekommenen Obrist-Lieutenant von Mayr begangnen Excesse. Bericht der Stiftsräte zu Wurzen vom 14. Februar 1758, vergl. Kästner, a. a. O., S. 64.

19) (S. 280) PC XVI, 267, Nr. 9799.

20) (S. 285) PC XVII, 206, Nr. 10270.

21) (S. 286) Irrtümlich nennt Kästner a. a. O. S. 65, den Oberstleutnant Quintus Icilius als den Einäscherer Pförtens.

22) (S. 288) Lippert a. a. O., S. 103 f.

23) (S. 288) Nach dem „Schreiben eines aus Teutschland zurückkommenden Russischen Reisenden" vergl. Lippert a. a. O., S. 134 u. 110, Anm. 44. Doch ist

diese Angabe vielleicht nicht in allen Stücken zuverlässig; in Seifersdorf wenigstens, dem Sitze der protestantischen Linie der Grafen Brühl, das nordöstlich von Dresden über dem lieblichen Rödertale liegt, ist von einer Plünderung des Schlosses durch die Preußen nichts bekannt. Unter dem im Texte genannten Naundorf ist wahrscheinlich das damals zu Seifersdorf gehörige, in der Nähe des Keulenberges gelegne Groß-Naundorf zu verstehn.

24) (S. 289) HStA, Loc. 3267: Von verschiednen Personen an die Kabinettsminister eingelaufne Schreiben 1748, Vol. V, Nr. 93 usw.

25) (S. 295) Akademische Ausgabe der Œuvres de Frédéric le Grand (1847) XVIII, 120.

26) (S. 299) Niederl. Mitt. V, 439.

27) (S. 299) C. Stryienski, La mère des trois derniers Bourbons, S. 293.

28) (S. 300) a. a. O., S. 294.

29) (S. 300) s. S. 265.

7. Dobrilugk

Eine neuere Monographie über das Kloster Dobrilugk, ebenso eine wissenschaftliche Bearbeitung seiner Urkunden ist noch nicht vorhanden. Von ältern Werken sind benutzt worden namentlich Dobrilucum redivivum, eine mit Fleiß und Verständnis verfaßte Chronik, die der Student der Theologie Christoph Richter aus Ronneburg dem Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen-Merseburg am 16. Februar 1719 zum Geburtstage überreichte, teilweise gedruckt bei Kreyßig, Beiträge zur Historie der Sächs. Lande IV, S. 57—121. Das Original liegt im Pfarrarchiv zu Dobrilugk und ist dem Verfasser von Herrn Schloßprediger Schmidt freundlichst geliehen worden. Ferner Ludewig, Reliquiae Manuscriptorum I, wo die Dobrilugker Urkunden nach dem in Jena liegenden

Kopialbuche des Klosters mit vielen Versehen und Lücken gedruckt sind. Die Originalurkunden liegen im Staatsarchive von Weimar und werden seinerzeit vom Archivrat Lippert bearbeitet werden.

1) (S. 309) Dietrich war seit 1210 auch Markgraf der Lausitz. Walter von der Vogelweide war eine Zeit lang in seinen Diensten, s. Burdach, Allgemeine deutsche Biographie XLI, 66 f.

2) (S. 310) Zingerle, Germania XX, 259.

3) (S. 311) Wolfram von Eschenbach, Parzival 294, 21 und dazu Wilmanns, Leben und Dichten Walters von der Vogelweide, Bonn 1882, S. 453.

4) (S. 311) s. unten S. 314 f.

5) (S. 312) Pfeiffer-Bartsch, Walter usw., S. 9.

6) (S. 314) Thietmar VI, 22.

7) (S. 314) Ludewig, Reliquiae manuscr. I, S. 205 f., an falscher Stelle und mit falschen Jahreszahlen (1299 statt 1199) gedruckt.

8) (S. 315) a. a. O., S. 26 f.

9) (S. 315) a. a. O., S. 48 f.

10) (S. 316) a. a. O., S. 56 f., vergl. S. 376: Cuntzenwerdir.

11) (S. 316) a. a. O., S. 146 f.

12) (S. 317) a. a. O., S. 279 f.

13) (S. 318) a. a. O., S. 164 f., 171 f., vergl. Lippert, Niederl. Mitt. VI, S. 214.

14) (S. 319) a. a. O., S. 190 f., 384 f., 261 f.

15) (S. 319) a. a. O., S. 175 f.

16) (S. 321) a. a. O., S. 375 f.

17) (S. 321) Clausnitzer, Versammlungen der Niederlausitzer Stände 1526—1635, Niederl. Mitt. V, S. 169 bis 263 und Richter, Dobr. redivivum, S. 181.

18) (S. 322) Richter, Dobr. redivivum, S. 185 f.

19) (S. 322) Clausnitzer a. a. O., S. 190.

20) (S. 323) Richter, Dobr. redivivum.

21) (S. 324) a. a. O., S. 220 f., vergl. Lippert a. a. O., S. 15 f. und Wettiner und Wittelsbacher usw., S. 181 Anm.

22) (S. 326) Richter a. a. O., S. 185 f.

23) (S. 326) a. a. O., S. 256.

24) (S. 327) a. a. O., S. 293.

25) (S. 328) vergl. oben S. 207.

26) (S. 329) Richter a. a. O., S. 465. Der Bauplan von Dobrilugk ist S. 26 eingeklebt.

27) (S. 330) Richter a. a. O., S. 256 f.

28) (S. 331) Vergl. F. Adler, Mittelalterliche Backsteinbauwerke des preußischen Staates.

29) (S. 333) Die Fischzucht ist auch nach der Säkularisation des Klosters von den weltlichen Besitzern der Herrschaft Dobrilugk weiter gepflegt worden. In Richters Dobrilugk redivivum S. 86 werden, abgesehen von den Strich- und Streckteichen, 22 größere Teiche aufgezählt, die insgesamt mit 400 Schock Karpfen besetzt werden. Bei der Einrichtung der Teiche wurden die Wiesennutzungs- und Hutungsrechte der Gemeinden oft verletzt: „Der rothe Mühlenteich von Rückersdorf soll anno 1583 von Heinrichen von Gersdorff nebst der Mühle aufgerichtet und denen Rückersdorfern die daselbst gehabten Wiesen eingezogen haben ... Der Hammerteich soll nebst den Hamer von den Promnitz erbauet und den Rückersdorfern die daselbst gehabte Wiese und Hutung weggezogen haben ... Der Oppelhainer Teich ist ungefähr 1619 von den Herrn von Promnitz errichtet und darzu das sogenannte Unterthanen Beste, Felder und Wiesen, auch Gärten genommen worden, auch hat ein Bauer und ein Müller ihre Wohnstätte verlassen

und anderswo aufbauen müssen, item ist hierdurch an den einen Ende des Dorfs der Ausgang geschlossen und den Fuhrleuten die gewöhnliche Landstraße dergestalt verändert worden, daß sie 1/4 Meile Wegs umfahren müssen."

30) (S. 334) Ludewig a. a. O., S. 183 f. 426 f.



Von demselben Verfasser ist im Jahre 1902 bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschienen:

Kursächsische Streifzüge

Erster Band

Broschiert 3½ Mark, gebunden 4 Mark 75 Pf.

Inhalt: Elbfahrt nach Mühlberg — Auf den Spuren Karls V. und Johann Friedrichs — Die Lochauer Heide und Annaburg — Sitzenroda, Schilda und das Schildbürgerbuch — Pretzsch — Belgern, Prettin und Lichtenburg — Torgau — Wittenberg

*

Urteile

Sybels Historische Zeitschrift: Dieses Werkchen ist eins der liebenswürdigsten Bücher, die in letzter Zeit auf dem Gebiete der sächsischen Geschichte erschienen sind.

Neues Archiv für Sächsische Geschichte: Was er angesichts der historischen Stätten fühlte und dachte, das legte der Verfasser, der ebenso große Liebe für die Vergangenheit wie ein offnes Auge für die Gegenwart und die ihn umgebende Natur besitzt, in seinem Buche nieder, dessen Reiz nicht zum wenigsten in der geschickten Mischung des Heute mit dem Gestern besteht.

Bausteine: Wohltuend berührt es, daß der Verfasser gewisse maßlose Urteile Heinrichs von Treitschke auf das gebührende Maß zurückführt. Alles in allem ein prächtiges Buch, dem die zierlichen Nätherschen Federzeichnungen noch zu besonderem Schmucke gereichen.

Pilger aus Sachsen: Wo ein sächsischer Vater seinem Sohne höhere Bildung angedeihen lassen kann, da mag er ihm mit diesem Buch Heimatgefühl und Vaterlandsliebe, evangelische Freudigkeit und deutsches Volksbewußtsein stärken.

Neue Preußische (Kreuz-)Zeitung: Ein sehr erfreuliches Buch, das jeder mit ungeteiltem Genuß und reicher Belehrung lesen wird.

Magdeburgische Zeitung: Das mit warmer Vaterlandsliebe, mit einem klaren Blicke für die Vergangenheit und ihre Beziehungen zur Gegenwart, mit feinem Verständnis für die landschaftlichen Reize und die zahlreichen Kunstwerke, mit einer treffenden, des Humors nicht entbehrenden Beobachtungsgabe frisch geschriebne Buch gehört zu den besten Erzeugnissen der neuern landeskundlichen Literatur.

Aus der Zuschrift eines Lesers: Ihr schönes Werk versetzte mich mit seiner wunderbaren Verknüpfung tief empfundner Naturschilderung mit Geschehnissen der Vergangenheit in jene mir zum Teil wohlbekannten Gebiete an der Elbe und regte zu einer ganz eigenartigen historischen Landschaftsbetrachtung an. Ich habe nie ein Geschichtsbild bei einer so eingehenden Quellenberücksichtigung mit solcher Lebhaftigkeit aus einer modernen Landschaft entstehen sehen.

Deutscher Reichsanzeiger: Der Verfasser verbindet ein reiches historisches Wissen, das neben den Angaben im Text die zahlreichen, im Anhang zusammengestellten Anmerkungen beweisen, mit einer guten Beobachtungsgabe und weiß in seiner Darstellung einen Ton zu treffen, der zum Herzen spricht.

Druck von Karl Marquart in Leipzig

